# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

## ZUGLEICH FORTSETZ. DER ILLUSTR. ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI UND CARTONNAGENFABRIKATION

### ZEITSCHRIFT FÜR KUNSTGEWERBLICHE U. HANDWERKSMÄSSIGE BUCHBINDEREI, CARTONNAGE-, LEDERWAREN- ·· UND BÜCHER-FABRIKATION, PAPIERAUSSTATTUNG ··

VII. JAHRGANG 1907/08

HERAUSGEGEBEN UND GELEITET VON
PAUL ADAM IN DÜSSELDORF
UNTER BESONDERER MITWIRKUNG VON

P. BACZYNSKI, Handvergolder, Straßburg. H. BAUER, Fachſchulinhaber, Gera. Dr. G. A. E. BOGENG, Berlin. C. BÖTTGER, Handvergolder der Reichsdruckerei, Berlin. L. BRADAC, Handvergolder, Prag. W. COLLIN, Kgl. Hofbuchbinder, Berlin. H. DANNHORN, Lehrer an der Akademie für graph. Künſte, Leipzig. Dr. O. VON FALCKE, Direktor des Kunſtgewerbemuſeums, Köln. FLYGE, Kunſtbuchbinder, Kopenhagen. J. FRANKE, K. u. K. Hofbuchbinder, Wien. G. GRABERT, Buchbindermeiſter, Arnswalde. H. GRAF, Hofbuchbinder, Altenburg. AD. HILDEBRANDT, Profeſſor, Berlin. JEBSEN, Kunſtbuchbinder, Hamburg. P. KERSTEN, Lehrer der Kunſtklaſſe der Berliner Buchbinder-Fachſchule. ANKER KYSTER, Kunſtbuchbinder, Kopenhagen. O. LOEWENSTEIN, Dresden-Blaſewitz. Prof. Dr. LOUBIER, Direktorialaſſiſtent, Berlin. E. LUDWIG, Kunſtbuchbinder, Frankfurt a. M. P. LUTHMER, Profeſſor, Direktor der Kunſtgewerbeſchule, Frankfurt a. M. Dr. MASNER, Direktor des Kunſtgewerbemuſeums, Breslau. H. MUTHESIUS, Geh. Regierungs- und Gewerberat, Berlin. W. PEILER jr., Handvergolder, Crefeld. W. RAUCH, Kunſtbuchbinder, Hamburg. H. M. REFSUM, Kunſtbuchbinder, Chriſtiania. O. SCHICK jr., Karlsruhe i. B. E. SCHMITSDORF, Handvergolder, Berlin. C. SCHULTZE, Kunſtbuchbinder, Düſſeldorf. H. SCHULZE, Ledertechniker, Düſſeldorf. SELIGER, Profeſſor, Direktor der Akademie für graph. Künſte, Leipzig. ALB. SICHLER, Bern. O. UZANNE, Paris. F. VOGT, Kgl. Hofbuchbinder, Berlin. L. WEIGNER, Gewerbeinſpektor am technolog. Muſeum, Prag. F. X. WEINZIERL, Maler und Ledertechniker, Neu-Paſing. R. WIENER, Kunſtbuchbinder, Nancy. O. ZAHN, techn. Direktor, Memphis. F. ZICHLARZ, Kunſtbuchbinder, Wien. F. v. ZOBELTITZ, Berlin. ZUCKER & Co., Erlangen · · · ·

VERLAG VON WILHELM KNAPP IN HALLE A. S.

# REGISTER

## ABBILDUNGEN

## BEILAGEN

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang April 1907 Heft 1.

## ZUM BEGINNE DES SIEBENTEN JAHRGANGES.

Ein neuer Jahrgang beginnt mit dem vorliegenden Hefte. Es würde vielleicht anmaßend erscheinen, wenn man das Gesamtergebnis der hinter uns liegenden sechs Jahre, soweit es unser Archiv betrifft, als etwas hinstellen wollte, was einen Markstein in der Entwickelung des Einbandgewerbes darstellt. Dagegen können wir es als eine erfreuliche Genugtuung betrachten, daß sich im Laufe der zurückliegenden Zeit das von uns geschaffene bezw. geleitete Archiv wachsender Beliebtheit erfreut.

Es war nicht vorauszusehen, daß unser Unternehmen, welches in seiner Eigenart weder im Inlande noch im Auslande eine Parallele findet, gerade im Auslande sich einer mehr und mehr erweiternden Beliebtheit erfreut. Es wurden uns von ausländischen Buchbindern in letzter Zeit so viele Abbildungen ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt, daß wir nur eine Auswahl zur Veröffentlichung bringen konnten.

Von jeher haben wir den Standpunkt vertreten, daß die deutsche Kunstbuchbinderei ihren eigenen Weg gehen soll, daß wir in bezug auf den Außendekor unsere volle Selbständigkeit wahren müssen. Ebenso dringend notwendig ist es aber auch, daß wir einsehen, wo wir noch vom Auslande zu lernen haben, und deshalb müssen wir ein offenes Auge für alles Gute und Schöne haben, was außerhalb Deutschlands fortwährend entsteht.

Nächst den Erfordernissen fortgeschrittener Technik sollen uns nach wie vor alle wirtschaftlichen Fragen beschäftigen. Gerade sie sind heute in den Vordergrund getreten, nachdem man endlich eingesehen hat, daß »der Handwerker als Kaufmann« noch die einzige Form ist, unter der ein gedeihliches kleingewerbliches Wirken mit Nutzen erfolgen kann. In keinem der deutschen Handwerke, soweit sie nach der kunstgewerblichen Seite sich hinneigen oder ausbauen, ist das Streben nach besseren finanziellen Ergebnissen so notwendig, wie in der Buchbinderei, die so lange Zeit ein Stiefkind des deutschen Kunsthandwerks war.

Auch eine Gemeinsamkeit der kunstgewerblichen Bestrebungen hat bisher in unserem Fache gefehlt; hier hat das Archiv einen Boden geschaffen, auf dem sich alle die zusammenfinden konnten, denen es mit der ideellen Hebung der Leistungen ernst war.

Es haben sich dabei auf verschiedenen Gebieten scharfe Gegensätze herausgestellt, beispielsweise in der Fachschul- und Schulwerkstättenfrage. Wir werden unser möglichstes tun, um solche Meinungsverschiedenheiten zum Ausgleich zu bringen, in der festen Überzeugung, daß das ganze deutsche Kunstgewerbe und unser Fach im besonderen darunter leiden müßte, wenn sich die verschiedenen Ansichten nicht zu allseitiger Zufriedenheit klären oder mildern würden. Das schließt nicht aus, daß wir für Wahrung berechtigter Interessen nach bester Überzeugung ebenso eintreten werden, wie für Hebung des guten Namens deutscher Handwerkskunst im allgemeinen und unseres schönen Gewerbes im besonderen.

Über allem anderen soll uns aber die Entwickelung der Technik, die Beschaffung eines guten und vorbildlichen Illustrationsmaterials stehen, damit unsere Leser jederzeit über das auf dem Laufenden erhalten werden, das aus deutschen und ausländischen Werkstätten als bemerkenswert hervorgeht.

Alle Aufgaben, die wir uns gestellt, können aber nur dann zu allseitiger Zufriedenheit gelöst werden, wenn wir bei unseren Bestrebungen volle Unterstützung durch die Fachleute finden; deshalb bitten wir auch diesmal wiederum um Überlassung von textlichen und illustrativen Beiträgen, damit wir wiederum einen Schritt weiter kommen auf dem Wege zur Erreichung des hohes Zieles: Deutsches Kunsthandwerk und deutsche Technik.

Düsseldorf — April 1907. — Halle a. S.

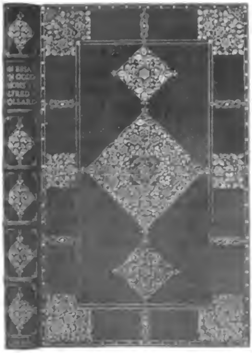
Der Herausgeber. — Der Verleger.

## DER 28. VERBANDSTAG DES BUNDES DEUTSCHER BUCHBINDER-INNUNGEN ZU HANNOVER.

In der ersten Vierteljahresversammlung für 1907 der Zwangsinnung für das Buchbinderhandwerk zu Hannover wurden die Vorarbeiten für den diesjährigen Verbandstag, der vom 20. bis 24. Juli abgehalten werden soll, im allgemeinen besprochen und es wurden Vorschläge gemacht und Anregungen gegeben, für das, was den nach Hannover kommenden Kollegen und Fachgenossen geboten werden soll.

Als eine außergewöhnliche Darbietung im Vergleich zu den letzten Jahren ist die Veranstaltung einer Ausstellung für das gesamte Buchbinderhandwerk geplant, die viel des Anregenden und Schönen bieten wird. Die Hauptaufgabe der schon erwähnten Innungsversammlung war die Wahl eines großen Arbeitsausschusses für die Vorarbeiten des Verbandstages.

Unser jugendfrischer »alter Meister Beythien« hatte sich schon seine diesbezüglichen Vorschläge zurechtgelegt und sämtliche Kollegen, etwa 24 an der Zahl, an die der Ruf zur Mitarbeit erging, nahmen die Wahl in den Großen Ausschuß an.



Einband von Cockerell. Blau Levant Marocco mit eingelegten roten Rosen.

Am 5. März fand die erste beratende Versammlung dieses Großen Ausschusses statt, deren Hauptergebnis die Arbeitsteilung mit den nötigen Unterausschüssen war.

Es wurde ein Auskunfts-, ein Empfangs-, ein Wohnungs-, ein Führungs-, ein Vergnügungs- und ein Presse-Ausschuß gewählt; ferner noch ein Ausschuß für die Verwaltung einer Briefverteilungsstelle.

Die für die verschiedenen Ausschüsse gewählten Obmänner sind: Empfangs-, Auskunfts- und Wohnungsausschuß Kollege Tasche. — Führungs- und Vergnügungsausschuß Kollege Beythien. — Presseausschuß Kollege Hans Müller. — Briefverteilungsstelle Kollege Gerke.

Den einzelnen Obmännern wurde sodann ihr betreffender Arbeitsplan überwiesen, an dessen Ausarbeitung nun allenthalben emsig geschafft wird.

M.





Handvergoldungen von Rob Matthes, Luckenwalde.

# DIE KUNSTBUCHBINDEREI IN DER GEGENWART.

Von Professor Dr. JEAN LOUBIER, Direktorialassistent am Kgl. Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Vortrag, gehalten am 6. Februar 1907 im Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin.

(Schluß.)

Ich glaube, es ist interessant, ein paar nähere Worte über diesen Meister der neuen Kunstbuchbinderei zu hören. T. J. Cobden-Sanderson ist 1840 geboren. Früh trat er bei einem Ingenieur in die Lehre, dann studierte er Geschichte und Literatur und wurde 1870 Advokat. Im Jahre 1873 gibt er diese Tätigkeit auf, um seiner Neigung zu folgen und, wie er selbst voll Stolz sagt, Handarbeiter zu werden. Er lernte die Buchbinderei nach allen Regeln der Kunst bei Coverly & Sons in London und begründete in Hammersmith, einer Vorstadt von London, neben dem Hause, in dem William Morris seine Kelmscott Press aufgestellt hatte, bald seine eigene Buchbinderwerkstatt, die er nach dem Aushängeschild seines Hauses »The Doves Bindery« nannte. Ich will auch nicht unerwähnt lassen, daß er seit Ende der 90er Jahre gemeinschaftlich mit Emery Walker, ebenfalls einem Freunde von Morris, auch eine Privatdruckerei, die »Doves Press« betreibt, aus der seit 1900 eine Reihe hervorragend schön gedruckter Bücher hervorgegangen ist.

Cobden-Sandersons Einbandverzierungen sind, um sie gemeinhin zu charakterisieren, erstens durchaus im richtigen Flächenstil gehalten, – Verzierung einer Einbanddecke ist doch entschieden eine Flächenverzierung, – und zweitens sind sie stets dekorativ gehalten; es handelt sich bei der Verzierung einer Einbanddecke doch um den Schmuck einer gegebenen, stets rechteckigen Fläche, nicht um eine selbständige freie Zeichnung.

Darin, im Befolgen dieser wichtigen zwei Grundprinzipien der Einbandverzierung, unterscheidet sich Cobden-Sanderson durchaus von den französischen Buchbindern des 19. Jahrhunderts, wenn wir sie in ihren Gesamtleistungen ins Auge fassen, von den älteren wie von den neueren französischen Meistern. Statt vieler nenne ich nur die Namen Marius Michel, Léon Gruel, Cuzin, Mame, Ruban, Charles Meunier und René Wiener.

Dort in Frankreich sind unstreitig in den letzten Jahrzehnten viele sehr schöne Einbände gemacht worden, vollendete Meisterwerke der

Technik. Und ebenso unstreitig ist darunter vieles in der Dekoration sehr Gefällige und Graziöse entstanden. Die Kopien alter Muster in historischen Stilarten sind in Frankreich, das muß man sagen, eigentlich immer mit Geschmack gemacht worden. Aber sobald es sich nicht um Kopien nach älteren Vorbildern handelt, fehlt den französischen Buchbindern, wenn man ihre Arbeiten insgesamt überschaut, ein fester, straffer dekorativer Flächenstil. Man sehe sich daraufhin einmal z. B. die zahlreichen Abbildungen in Uzannes Werk: »L'art dans la décoration extérieure des livres« durch. Es überwiegt bei weitem das rein Bildmäßige, die Ausführung künstlerischer Impromptus, bizarre Einfälle, es überwiegen freie Zeichnungen auf den Einbanddecken, ausgeführt nach den Launen der Bibliophilen. Oder häufig sind es bildmäßige Dekorationen, die sich ganz unbuchmäßig über den Rücken hinweg auf beide Deckel erstrecken, oder es ist ganz neuerdings Reliefplastik aller Art. Wir vermissen allzu häufig auf den modernen französischen Einbanddeckeln eine feste Raumeinteilung und Raumfüllung nach dekorativen Prinzipien. Dagegen sind die Rücken, auch bei den bizarrsten Verzierungen des Vorder- und Hinterdeckels, noch immer ganz nach dem alten Schema des 18. Jahrhunderts eingeteilt und ornamental verziert.

Cobden-Sanderson schuf sich zunächst neue und neuartige Stempel; – die Handvergoldung besteht ja in der kunstvollen, mühseligen mosaikartigen Zusammensetzung von Mustern aus kleinen Stempeln, aus geraden Linien und einem Satz von Bogenlinien. Er ließ sich nach seinen eigenen Entwürfen eine Handvoll, zunächst etwa ein Dutzend Stempel schneiden: meist stilisierte Blumen, wie Rosen, Margueriten, Maiglöckchen u. a., sowie fein gezeichnete Blätter von verschiedener Form, offen und gefüllt, die er durch Ranken aus Bogenlinien miteinander verbindet. An seinen Werken ist es erstaunlich zu sehen, welche Mannigfaltigkeit von herrlichen Mustern man mit ganz wenigen schönen Stempeln ausführen kann – notabene wenn man ein Künstler ist wie er.

Und dann machte Cobden-Sanderson noch etwas ganz Neues, was vor ihm keiner gemacht hatte: nämlich eine dekorative Anordnung der Schrift in den Feldern des Rückens in Verbindung mit Blättern, Blumen und Ranken, die zur reizvollsten Füllung des Schriftfeldes dienen. Darin ist er ein ganz besonderer Meister. Er verwendete zudem eine eigene schöne Antiquaschrift für den Titelaufdruck, die Miß May Morris, die Tochter von William Morris, für ihn zeichnete und die nur für ihn geschnitten wurde.



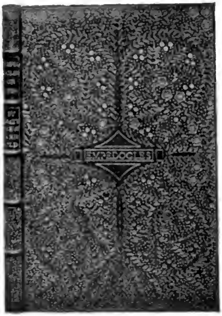
Einband der Guild of Women Binders. Handvergoldung; die Stiele im Mittelstück Lederintarsia.

Und noch etwas ist zu erwähnen, was er neu einführte: eine anmutige, eigenartige Anordnung des Titels oder des Namens des Eigentümers des Buches auf dem Vorder- und Hinterdeckel, auch eine Umrahmung der Flächen mit Schrift: ein kurzes Motto, ein längeres Zitat aus dem Buche selbst, das der Einband schmückt, oder eine Widmungsinschrift.

Und zu allen diesen neuen Ideen der Dekoration gesellt sich bei seinen Arbeiten eine wunderbar schöne Ausführung, meisterhaft in allen Einzelheiten.

(Eine Arbeit Cobden-Sandersons, einen kunstvollen Adresseneinband aus dem Besitz des Herrn Professors Joseph Joachim, konnte der Vortragende im Original zeigen.)

Cobden-Sandersons Meisterschüler ist Douglas Cockerell, derselbe, der das ganz vortreffliche Buch »Der Bucheinband und die Pflege des Buches« (deutsche Ausgabe Leipzig



Einband von Cockerell. Reiche Handvergoldung auf grün Maroquin.

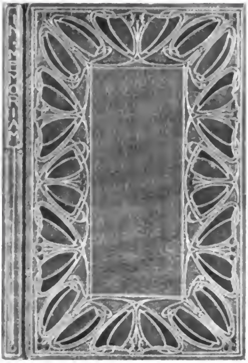
1902) geschrieben hat. Cockerells Einbände sind aber wahrlich nicht bloße Nachbildungen nach Werken seines Meisters und Lehrers. Er hat viele eigene Ideen der Dekoration, die er mit Meisterschaft in Handvergoldung auf das Maroquinleder bringt. Er verwendet übrigens auch gern das schöne und in seinen Narben interessante »Niger Leather«, ein eigenartiges Ziegenleder aus Afrika, das die Royal Niger Company nach England importiert. Während Cobden-Sanderson die Auflage farbigen Leders ganz verschmäht und nur das schönste ausgesuchteste Ledermaterial mit Handvergoldung wirken läßt, nimmt Cockerell öfters die reichere farbige Wirkung der Lederauflage hinzu. Aber er verwendet die Lederauflage immer mit feiner Diskretion.

Und nun gibt es in England weiter eine ganz beträchtliche Zahl anderer vortrefflicher Kunstbuchbinder, ältere Firmen wie Zaehnsdorf, Rivière & Sons, die sich in den neuen Stil hineingefunden haben, und jüngere Buchbinder, die zum Teil nach eigenen Ideen, zum Teil unter Hinzuziehung von dekorativen Künstlern künstlerisch hervorragende Arbeiten ausgeführt haben und ausführen. Ich kann sie hier nicht alle in der Verschiedenheit ihrer Arbeit, ihres persönlichen Stiles charakterisieren, aber ein paar Namen muß ich noch nennen.

Neben Morrell & Co. und Coverly & Sons möchte ich vor allem vier Firmen nennen, die neuerdings mit besonders guten Arbeiten von künstlerischer Qualität hervorgetreten sind: erstens die Binderei der Oxford University Press, die unter der Leitung von Henry Frowde steht, und deren herrliche, reich dekorierte Einbände auf der Pariser Weltausstellung von 1900 so großes und berechtigtes Aufsehen erregt haben. Zweitens der Meister Alfred de Sauty, der u. a. besonders schöne Einbände auf der Fachausstellung in Frankfurt a. M. 1906 ausgestellt hatte. Er arbeitet allein nur mit einem Buchbinder und einem Vergolder (die schon genannte Firma von Rivière & Sons beschäftigt dagegen allein 33 Handvergolder, was ich anmerkungsweise zur Beleuchtung der englischen Verhältnisse in unserem Fache erwähnen will). Drittens nenne ich die Buchbinderei von Sangorski & Sutcliffe in London. Beide sind Schüler von Cockerell. Der eine, Sangorski, ist der eigentliche Buchbinder, der »forwarder«, wie der Engländer sagt, der andere, Sutcliffe, ist der Handvergolder und Zeichner, der »finisher«. Von dieser Firma war in Frankfurt eine Fülle künstlerisch ganz ausgezeichneter und mannigfaltiger Arbeiten zu sehen. Und viertens darf ich auch John Fazakerley nicht vergessen, von dem ich ausgezeichnete neuere Werke kenne.

Und außer den Männern ist in England eine ganze Zahl von Damen in der Kunstbuchbinderei tätig, die sich z. T. in einer Gilde, der »Guild of women binders«, zusammengeschlossen haben. Die besten, technisch und künstlerisch betrachtet, stehen aber außerhalb der Gilde, ich nenne Miß Prideaux, Miß Birkenruth, Miß Woolrich, Miß Mac Coll, Miß Pattinson, Miß Wrighton in Cuckfield und Miß Elsé Hoffmann.

England ist eben, das sehen Sie schon aus der Fülle der Namen, die ich nur auszugsweise geben kann, heute das gesegnete Land der Bücherliebhaberei. Dort blühen die Privatpressen, die so viele künstlerische Drucke hervorbringen, und dort blüht die Kunstbuchbinderei. Die Bücherliebhaber haben dort Geld und geben für diese ihre, gewiß edle und vornehme Liebhaberei etwas aus.



Einband der Guild of Women Binders. Handvergoldung und zweifarbig Lederintarsia.

Hiermit verlasse ich England und begebe mich nach Dänemark, wohin ich Sie bitte, meine Damen und Herren, mir auf ein paar Augenblicke zu folgen. In dem kleinen Dänemark ist die künstlerische Buchausstattung und ebenso der Bucheinband, Verlegereinband wie Handarbeitsband, in einem ganz erstaunlich hohen Grade entwickelt, der uns von der Bildung der Dänen, die bis in die breiten Schichten des Volkes geht, eine hohe Meinung beibringen muß. Ich kann Ihnen aus Kopenhagen vier ganz ausgezeichnete Meister aufführen: J. L. Flyge, Immanuel Petersen (D. L. Clements Nachf.), Anker Kyster und Jakob Baden. Sie sind alle vier nicht bloß Techniker, sondern auch »finisher«, die ihre Kunst verstehen. Von Anker Kyster und von Flyge kenne ich manchen sehr geschmackvollen Handband, den sie nach eigener Zeichnung ausgeführt haben. Aber sie wären doch künstlerisch nicht so hervorragend, wenn sie nicht alle mit einem Häuflein von tüchtigen dänischen Künstlern sich sehr gut ständen und mit diesen Hand in Hand arbeiteten. Das Verhältnis zwischen Anker Kyster und dem Künstler Bindesböll ist z. B. ganz intim. Ebenso arbeiten die Künstler Tegner, Heilmann, Larsen, Frau Slott-Möller für und mit den genannten Buchbindermeistern.

Meine Herren, diese dänischen Handwerksmeister waren gewitzigt und erkannten es sehr früh, daß sich ihr Handwerk künstlerisch nur dann neu beleben lassen würde, wenn sie die Künstler selbst heranzögen zur Mitarbeit. Sehr viel Gutes für die Entwickelung des ganzen Buchgewerbes in Dänemark einschließlich der Buchbinderei hat der 1888 von dem Holzschneider Hendriksen begründete »Verein für Buchhandwerk« geleistet.

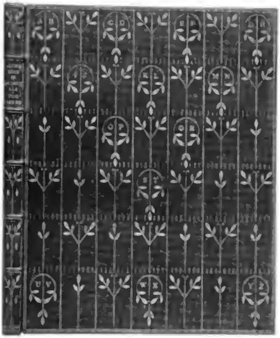
Nun kommen wir zu Deutschland. Die bekannte Kunstzeitschrift The Studio hat 1899 eine sehr hübsche und reichhaltig illustrierte Sondernummer »Modern Bookbindings and their designers« herausgegeben. Darin sind Einbände aus England, Amerika, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, mehr als 100 abgebildet — und kein einziger aus Deutschland. Das kann uns zu denken geben! Es war nicht bloß Unliebenswürdigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland; denn wir standen uns damals mit unseren lieben Vettern ganz gut, — sondern die englischen Herausgeber des Studio, übrigens recht geschmackvolle Leute, hielten damals 1899 aus Deutschland nichts für künstlerisch bedeutend genug, um es in dieser Publikation über künstlerische moderne Bucheinbände abzubilden.

Ja, wir hatten doch aber damals, 1899, schon angefangen, in unseren Einbanddekorationen modern zu werden! Wir machten doch schon Einbände im neuen Stil, nicht bloß Verlegereinbände, sondern auch Kunstbände! Ja, ganz gewiß, aber was damals zuerst »neuer Stil« in unseren Einbanddekorationen war, das war häßlich, abschreckend häßlich, unkünstlerisch. Jetzt, wo jene »Modernität« abgewirtschaftet hat, kann ich das ja sagen und weiß dabei, daß auch die geschmackvolleren deutschen Buchbinder hinter mir stehen bei diesem Urteil. Der sogenannte »Jugendstil« oder »Sezessionsstil« in der deutschen Buchbinderei von damals bestand nur in einem unruhigen Linienornament in häßlichen zappeligen Bewegungen, in einem mißverstandenen, dem Ornament neuerer Künstler nachgebildeten Linien- und Pflanzenornament. Das kam her aus den schlechten Erzeugnissen von minder-

wertigen Schriftgießereien, die nun »modern« sein wollten. Die Scheußlichkeiten aus den Akzidenzdrucken von damals gingen über auf die minderwertigen unter den Verlegereinbänden und wurden leider nach diesen in sauberer mühevoller Handvergoldung auf schönes Ledermaterial übertragen.

Professor Kautzsch, der damalige Direktor des Buchgewerbemuseums in Leipzig, fällte 1900 über den deutschen Kunsthandeinband das bekannte harte Urteil: »Was die guten Buchbindereien machen, ist bei aller technischen Vortrefflichkeit entweder durchaus Kopie alter Meister, oder – überladen, unfein, unselbständig.«

Dieses Urteil war freilich hart, aber im Hinblick auf das, was ich eben geschildert habe, durchaus nicht ungerecht. Es brach damals in den Kreisen der deutschen Buchbinder ein großer Sturm der Entrüstung über dieses Urteil aus. Aber jetzt, wo es besser geworden ist mit der deutschen Kunstbuchbinderei, sieht auch mancher Fachmann ein, daß das bittere Wahrheit war. Wäre das, was wir damals hatten, wirklich der neue Stil in der deutschen Buchbindekunst gewesen, als den es mancher in jener Zeit ausgab, wir hätten uns dessen wahrlich nicht freuen dürfen. Jetzt, glaube ich, sehen wir darin klarer. Denn Gott sei Dank wir haben jetzt Besseres, Anfänge zu einem wirklich neuen künstlerischen und materialgerechten Stil der Einbandverzierung. Die Künstler haben den Buchbindern dazu mit verholfen, ähnlich wie ich es vorher aus Dänemark berichtet habe. Das kann auch gar nicht anders sein. Wenn es sich um eine neue Entwicklung in irgend einem Zweige des Kunstgewerbes handelt, dann muß der Kunsthandwerker, der Techniker mit dem Künstler zusammen arbeiten, der eine muß dem anderen in die Hand arbeiten. Einen neuen künstlerischen Stil kann doch nur der erfindende Künstler herbeiführen, das war so in allen Zeiten neuer künstlerischer Entwicklung. Und dieses Wechselwirken und Zusammenarbeiten muß so lange andauern, bis die neuen künstlerischen Gedanken und Formen auch dem Handwerker in Fleisch und Blut übergegangen sind, bis dann durch die Hebung des Handwerks und die künstlerische Ausbildung des Handwerkers das Ideal erreicht wird,



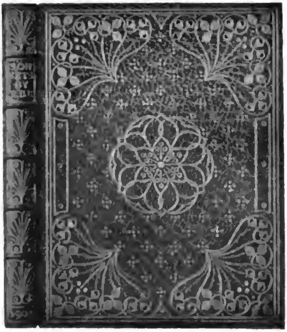
Miß Lucy Wrighton, Cuckfield, Sussex.
Entwurf vom Autor Turbayne.

daß Künstler und Techniker ein und dieselbe Person sind, wie z. B. bei Cobden-Sanderson.

Welche Künstler es waren und sind, die in der Zusammenarbeit mit den Fachleuten die deutsche Kunst in der Buchbinderei gefördert haben, und welche Buchbinder sich mit geeigneten Künstlern in Verbindung gesetzt haben, und ferner welche tüchtigen Kunstbuchbinder sich neben ihrer technischen Vervollkommnung auch künstlerisch selbst weitergebildet haben, ältere und jüngere, – das alles werden Sie sogleich sehen, wenn ich Ihnen die neuen deutschen Kunstbände in Lichtbildern vorführe.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Das vorher geschilderte Ideal, die Vereinigung des Technikers und des erfindenden Künstlers in einer Person, das werden wir am ehesten erreichen durch eine geeignete Ausbildung der heranwachsenden jungen Fachleute. Unsere Fachschulen für Buchbinder sind, glaube ich, gegenwärtig im rechten Fahrwasser, um unter der Führung von erprobten Steuermännern dieses ideale Ziel zu erreichen. In der Buchbinderei sind nicht übermäßig viele berufen, an dieses Ziel zu gelangen, sondern im Gegenteil nur recht wenige, die wirkliches Talent für die schwierige Feinarbeit haben, und die mit aller Sorgfalt eine doppelte gediegene Ausbildung erhalten können, eine

Ausbildung in der Technik und im künstlerischen Entwerfen. Um einen wirklich tüchtigen Kunstbuchbinder heranzubilden, muß mit der gründlichen technischen Fachausbildung eine sorgfältige künstlerische Ausbildung Hand in Hand gehen. Die jungen Leute, deren Begabung man erprobt hat, müssen sowohl im Zeichnen nach der Natur, als im dekorativen und ornamentalen Zeichnen ausgebildet werden. Ein Unterricht im Schriftzeichnen und in der dekorativen Anordnung der Schrift muß damit verbunden werden. Und der Farbensinn muß auf jegliche Art geweckt und feiner ausgebildet werden. Solch doppelter Unterricht, erteilt von tüchtigen Buchbinderfachleuten und von tüchtigen dekorativen Künstlern, wird gute Erfolge haben, bis auch in den Buchbinderwerkstätten selbst wieder, mehr als es heute der Fall ist, eine künstlerische Tradition herrschen wird, die sich von Generation zu Generation vererbt.



Miß Lucy Wrighton, Cuckfield, Sussex.

Auf der Dresdener Kunstgewerbeausstellung des vorigen Jahres war es schon recht sehr zu verspüren, was die Fachschulen, in solcher Art geleitet, erreichen können. So hat z. B., um mit dem, was uns hier am nächsten liegt, anzufangen, die Kunstklasse der Berliner Fachschule für Buchbinder schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens ganz bemerkenswerte Resultate erreicht durch den gemeinschaftlichen vortrefflichen Unterricht von Paul Kersten, der den fachmännischen Unterricht erteilt, und von Ludwig Sütterlin, der den Zeichenunterricht gibt. Sprechender Beweis dafür ist die Ausstellung, die die Leitung der Kunstklasse der Fachschule auf meine Bitte heute Abend hier arrangiert hat.

Der Lette-Verein in Berlin unterhält seit einigen Jahren eine Buchbinderschule für Damen, um wie in England so auch bei uns diesen Zweig kunstgewerblicher Tätigkeit den Frauen zugänglich zu machen. Diese Schule steht unter der Leitung von Fräulein Maria Lühr. Arbeiten dieser ausgezeichneten, vollkommen fachmännisch ausgebildeten Lehrerin sind neben Arbeiten ihrer Schülerinnen ebenfalls ausgestellt. Sie sehen daran, daß auch hier ein künstlerischer Geist herrscht neben solidem technischem Können.

Tüchtiges Handwerk in künstlerischem Geiste wird auch an anderen Stellen im Deutschen Reiche gepflegt in den Klassen für Buchbinder an gewerblichen Unterrichtsanstalten: an der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig (Lehrer Belwe und Tiemann und Buchbinder Dannhorn), ferner in Düsseldorf an der Kunstgewerbeschule (Lehrer Ehmcke), – daneben besteht in Düsseldorf die ältere vortreffliche Buchbinder-Fachschule von Paul Adam –, an den Kunstgewerbeschulen in Magdeburg (Lehrer Nigg) und in Elberfeld (Lehrer Loeber). Auch an der Kunstgewerbeschule in Hamburg ist ganz kürzlich eine Fachklasse für Buchgewerbe und Buchbinderei begründet worden. Dorthin sind als Lehrer berufen worden der Künstler Kleukens, der früher buchgewerblichen Unterricht an der Akademie in Leipzig erteilte, und der Buchbinder Weiße, der bislang als Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Elberfeld tätig gewesen ist.

Ein großer Ansporn und eine wesentliche Bereicherung an Erfahrung liegt auch in der Vorführung mustergültiger Kunsteinbände aus verschiedenen Ländern auf Ausstellungen. Solche Ausstellungen sind für die Fachleute von großem Werte. Viel Schönes und Interessantes bot z. B. den Buchbindern die Pariser Weltausstellung 1900 und, wie ich schon erwähnte,



…morpapieren
…and . . . . .

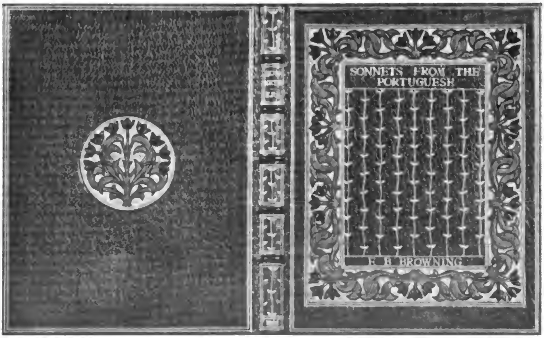
neuerdings die Dresdener Kunſtgewerbeausſtellung 1906. Ferner fand in den letzten Jahren eine ganze Zahl von Fachausſtellungen von Bucheinbänden ſtatt: in Wien 1903, in Prag im ſelben Jahre, 1904 die Buchausſtellung in Antwerpen, eine Ausſtellung alter Einbände in Kopenhagen 1906 und als letzte und bedeutendſte die Internationale Buchbindekunſt-Ausſtellung in Frankfurt a. M. im Frühjahre 1906.

Ganz beſonders die letzte Ausſtellung in Frankfurt, die von lebenden Meiſtern unſerer Kunſt aus allen Ländern beſchickt war, hat uns gezeigt, daß wir in Deutſchland doch auch ein gutes Stück vorwärts gekommen ſind, wenn wir auch – nach dem Urteil auch der deutſchen Fachleute – mit England ſpeziell quantitativ und qualitativ, techniſch und künſtleriſch, noch lange nicht konkurrieren können. –

Es folgte nun die Vorführung einer längeren Reihe von Lichtbildern nach neueren und neuzeitigen Kunſteinbänden; aus England Einbände von Cobden-Sanderſon, Cockerell, der Bindery of the Oxford University Press, von Sangorski & Sutcliffe, Miß Wrightſon, Alfred de Sauty, Miß Elſé Hoffmann; aus Dänemark von Jakob Baden (nach Entwurf von Hallin), von Anker Kyſter (nach eigenen Entwürfen und nach Zeichnungen von Bindesböll); aus Öſterreich Einbände, in der Wiener Werkſtätte ausgeführt von Karl Beitel und Ludwig Willner nach Entwürfen von Prof. Kolo Moſer; aus Deutſchland von Collin (nach eigner Zeichnung und mit Dekorationen von Peter Behrens und Ludwig Sütterlin), von Paul Kerſten, von Weiße, Dannhorn (Entwurf von Belwe), Schultze-Düſſeldorf (nach Ehmcke), Martin Lehmann-Bremen und eine Reihe von Einbänden, die von Schülern der Kunſtklaſſe der Berliner Fachſchule entworfen und ausgeführt ſind.

Alle dieſe Bilder wurden von dem Vortragenden eingehend erläutert. Darauf ſchloß er ſeinen Vortrag mit den folgenden Worten:

Meine Damen und Herren! Ein feiner Ledereinband, in ſauberſter Technik ausgeführt und in einem ganz erleſenen Material gearbeitet – es gibt ganz herrliche Lederarten – und dann nach einem künſtleriſchen Entwurf in liebevoller Kleinarbeit mit ſicherer kunſtgeübter Hand verziert – ein ſolcher Band kann ein hoher künſtleriſcher Genuß ſein. Wir wollen wünſchen, daß ſolche Bände mehr und mehr ihre Freunde und Bewunderer finden mögen unter den Bücherliebhabern, die die Mittel haben, ſie in Auftrag zu geben. Und wir hoffen und erwarten es, daß in der deutſchen Buchbinderei die rechten Kräfte ſich mehren




Einband der ~~Guild of Women Binders~~. Handvergoldung und Lederintarſia.
A. de Sauty – London

2



Paul Kerften, Berlin.

mögen, die folche Bände, ich wiederhole: nicht nur technifch, fondern auch künftlerifch ausführen können nach eigenem Entwurf. In folchem Sinne wünfche ich der deutfchen Kunftbuchbinderei eine glückliche Weiterentwicklung im Geifte der beften Handwerkskunft der Gegenwart.

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Unferem heutigen Texte – fowohl im Vortrage von Prof. Dr. Loubier als in dem von Cockerell – find eine Reihe von Abbildungen eingefügt, die zum Teil nur lofe mit dem Inhalt zufammenhängen, zum anderen Teile in gar keiner Beziehung ftehen.

Soweit möglich, ift in den Unterfchriften fchon ein gewiffer Anhalt gegeben, doch fügen wir zur Erläuterung noch einiges hier bei.

Die Bände, welche auf S. 11, 12 und 16 abgebildet find, waren auf der Nürnberger Ausftellung und fanden dort bereits den verdienten Beifall. Sie wurden ausgeführt von Wilh. Störger in Annweiler, und zeigen im wefentlichen Intarfia; nur ganz befcheiden ift Handvergoldung angewandt. Auf dem Band S. 11 links wurde das Geficht in Kalbleder, die übrige Einlage in Ecrafée ausgeführt, Blatt und Stengel grün, Rofe weiß, Fruchtboden gelb, Haare rötlich gelb. Auf dem Band S. 11 rechts ift das Ornament havannabraun und dunkelbraun, Blütenftengel und Blätter grün, Blume karminrot und zinnober, Fruchtboden gelb, Knofpe dunkelblau mit fchwarz. Wir haben uns bereits im vorigen Jahrgange in der Befprechung der Nürnberger Ausftellung zu diefen Arbeiten geäußert.

Auf S. 10 oben ift ein Einband von Paul Kerften wiedergegeben; ftilifiertes Leontodon taraxacum auf Ecrafée in Ledermofaik mit Handvergoldung.

Die Abbildungen von S. 9 und 10 unten find Arbeiten von Rob. Matthes, zurzeit in Nürnberg. Schon früher brachten wir eine feiner Arbeiten (Bd. II S. 148), die er, damals noch Schüler der Düffeldorfer Fachfchule, ausgeführt hatte. Die Entwürfe zu den Bänden rühren zum Teil von Ewald Schmitzdorf her, der heute bei Lüderitz & Bauer in Berlin wirkt.

Die Abbildungen auf S. 3, 4 und 6 find nach Einbänden hergeftellt, die fich im Befitz der Buchhandlung Baër & Co. in Frankfurt a. M. befanden und auf der Buchbindekunft-Ausftellung in Danzig ausgeftellt waren.

Über die englifche Buchbindekunft find bereits mehrere Artikel in früheren Heften erfchienen.



Handvergoldung Barock, Rob. Matthes.



Blau Grossgrain Maroquin mit Kopf in Lederintarfia.



Gelblichbraun handmarmoriert Kalbleder mit Kalblederintarfia.

Einbände von Wilh. Störger, Annweiler.

## KLEISTERMARMORPAPIERE VON FRAU TOWNLY-HEYMANN.

Im Kunftgewerbemufeum in Düffeldorf, wie vorher in Köln, find zurzeit eine Menge von Kleiftermarmorpapieren von Frau Townly-Heymann ausgeftellt in einer Anzahl und Mannigfaltigkeit, wie dies vorher wohl noch nirgends der Fall war, weil auch die Gelegenheit dazu noch nicht vorhanden war. Wohl haben wir fchon als Teilausftellung bei anderen Gelegenheiten, beifpielsweife in Frankfurt a. M. gelegentlich der Buchausftellung und jetzt erft wieder in Dresden, eine Anzahl von folchen Buntpapieren gefehen; eine Sonderausftellung von folchen Papieren fand noch nirgends ftatt.

Solange man mit dicken Farben und Kamm arbeitete – oder beffer gefagt – folange man auf Grund der alten Buchbindertechnik die Papierherftellung wieder aufnahm, kam man auch aus der alten Weife, aus den herkömmlichen Muftern nicht wefentlich heraus. – Die Färbung war immer eine dunkle, oft düftere, einer Farbenzufammenftellung, d. h. einer Verwendung mehrerer Farben auf einem Bogen, ging man aus dem Wege, oder war doch fehr vorfichtig damit.

Das änderte fich, als man dazu überging, fehr dünne Farben zu nehmen. Kam man durch die Verdünnung an und für fich fchon zu hellen Wirkungen, fo war dies aber auch auf die Erweiterung der Zahl der Farben von Einfluß; man fcheute fich nicht, Gelb, Rot, helles Grün und helles Blau fowie Violett in allen Tönen zu verwenden. Damit erft kam ein neuer Zug in die ganze Arbeit, und nicht zum wenigften war es Frau Lilli Behrens in Düffeldorf, welche hier ganz eigenartige Neuerungen fchuf und auch in bezug auf die Technik viel Gutes und – fofort Nachgeahmtes erfand. Die Art des Zufammenfchiebens der Farbe und die damit zufammenhängende Bildung von Streifen und Wellenmuftern ift ihr zu verdanken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß fich alsbald Liebhaber für diefe Technik fanden, Liebhaber für die Art der Anfertigung und Liebhaber für die fertigen Papiere.

Überall machte man Verfuche; merkwürdigerweife nahmen die eigentlich Beteiligten, nämlich die Buchbinder, kaum Stellung zu den Neuerungen. Es waren ja genug, die nun felbft Buntpapiere machten, auch fehr nette und originelle Mufter machten, aber fie kamen nicht über die bisherige Buchbindertechnik hinaus, d. h. fie arbeiteten mit den dickeren, dunklen Kleifter-

farben, mit Fingerspitze, Stahl- und Gummikamm, bezw. mit Linoleumkämmen; von den Techniken der Dilettanten wollten sie nichts wissen. Umgekehrt aber konnten sich die Dilettanten für die Verwendung der Kämme nicht begeistern, wenigstens finden wir, daß sie bei diesen nur ganz beschränkte Verwendung genossen.

Auch Frau Townly-Heymann, Düsseldorf, hatte bereits ohne Anleitung, ohne eigentliche Materialkenntnis solche Liebhaber-Papiere gefertigt und zwar mit dünnen Farben, ohne Kenntnis des Kammes und im wesentlichen mit Aquarellfarben. Nachdem sie aber gelegentlich einer Monatsausstellung für Einbandtechnik im Kunstgewerbemuseum zu Düsseldorf auch Arbeiten aus der Adamschen Fachschule in Düsseldorf gesehen, fand sie es für angezeigt, von Grund aus einmal die ganze Technik schulgemäß und systematisch zu erlernen. Der Erfolg eines zweimonatlichen Unterrichts liegt nun in dieser Ausstellung vor, wo die vielen Muster, zum Teil auf Kartons aufgemacht, zum Teil aber auch in losen Bogen aufliegen, und allseitige Anerkennung gefunden haben. Die Verbindung aller bisher bekannten Techniken für Herstellung dieser Papiere, die Verwendung und Herrichtung der verschiedenen Arten des Pinsels, die Herstellung der kleinen, ebenso einfachen als notwendigen Hilfswerkzeuge, um alle möglichen Arten von Blüten, Rosen, Chrysanthemen, Lilien u. a. m. auszuführen, ist bei diesen Papieren zur Anwendung gekommen. Aber das nicht allein; die Eigenart der Wirkung desselben Musters auf satiniertem wie auf Handpapier, auf weißen und farbigen Webstoffen, auf Gold- und Silberpapieren ermöglichte eine solche Menge von Abwechselung, daß die Hunderte von Mustern sich gar nicht alle nebeneinander unterbringen ließen, wenn man sie nicht hätte in kleinen Musterabschnitten zeigen wollen.

Am meisten ist Frau Townly-Heymann Meisterin in der Zusammenstellung der Farben, dem eigentlichen und angeborenen Wirkungsgebiete der Frau. Dabei geht sie oft genug noch dicht bis an die Grenze des Erlaubten, immer aber mit Geschick und natürlicher Grazie. Sehr oft haben die einzelnen Muster etwas Übermütiges, Burschikoses, und man vergißt fast, daß man vor — Buntpapieren steht. In der Ausführung tritt bei der Dame der Kamm hinter den Pinsel zurück, den sie voll auszunützen versteht und dem sie alle kleinen Geheimnisse, deren er fähig ist, abgelauscht hat.



Wilh. Störger, Annweiler. Grünlich handmarmoriert Kalbleder mit grün Ecrasée Lederintarsia.

Selten hat eine Dame der Düsseldorfer Fachschule soviel Ehre eingelegt, selten aber auch eine die Lehr- und Lernmöglichkeit so fleißig und mit solchem Glück ausgenützt wie diese Farbenkünstlerin, bei der wir es nicht mehr mit Liebhaberkunst, sondern mit einer Liebhaberei zu tun haben, die zur Kunst geworden ist.

Unserem Hefte sind drei Muster beigegeben, die uns Frau Heymann zur Verfügung gestellt hat, um auch die Farbenwirkungen zu zeigen, da auf dem Darstellungswege von Schwarz auf Weiß sich nicht alles so vorführen läßt, wie es wünschenswert ist.

Wir kommen bei anderer Gelegenheit nochmals auf die Herstellung dieser Papiere zurück.

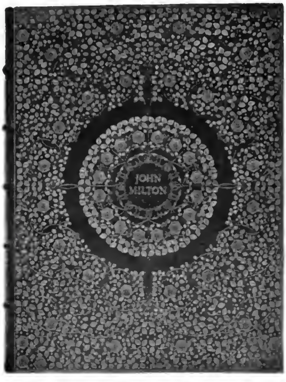
Die Anfertigung der Kleistermuster ist heute bereits stark übertrieben; es wird soviel produziert, auch billig, daß man fast fürchten muß, dieser Massenherstellung müßte ein Rückschlag folgen. Zunächst aber ist etwas anderes eingetreten: Einzelne Verleger lassen für ganze Auflagen ein bestimmtes, noch nicht vorhandenes

Sondermuster herstellen, sowohl für Überzug als auch für Vorsatz. Diesem Bedürfnisse entgegenzukommen, dienen die zurzeit in Düsseldorf ausgestellten Papiere; Frau Townly-Heymann ist auch bereit, auf Wunsch noch weitere Musterbogen zu versenden bezw. für gegebene Verhältnisse zu vorhandenem Leder oder Kaliko passend neu herzustellen.

# ÜBER DAS BÜCHERBINDEN.

Ein Vortrag von DOUGLAS COCKERELL, gehalten zu Cambridge, 16. Mai 1902, und zu London, Juni 1905.

Anmerkung. Diese Rede ist mit der Absicht geschrieben, die beste Art des Buchbindens zu beschreiben. Ein solches Binden wie das hier beschriebene muß immer sehr kostspielig sein, zu kostspielig für die meisten der billig hergestellten Bücher unserer Zeit. Wenn es auch viele Bücher gibt, die der besten Arbeit des Buchbinders würdig sind, und viele Menschen, die solche Bücher genügend lieben, um solche Arbeit zu bezahlen, für die große Mehrzahl wird irgend eine billigere Methode gut genug sein. Dennoch kann der Einband in bezug auf den Buchkörper kräftig, äußerlich ansehnlich, zugleich aber auch billig sein. Um aber billig zu sein, muß der Band mehr oder weniger maschinell in großen Mengen hergestellt werden; auch kann er nicht das individuelle Interesse erhalten wie ein Stück Arbeit, bei welchem der Bindende sein Bestes tun kann und jeden Grad der Arbeit unter dem Gesichtswinkel des Inhaltes betrachtet. Im ersteren Falle erhält man vielleicht ein Stück tüchtiger Arbeitskunst, im anderen — vielleicht — ein Kunstwerk. D. C.



Handvergoldung von Cockerell; grün Maroquin mit rot eingelegten Rosen.

## Über das Bücherbinden.

Die modernen Buchdecken kann man in zwei Klassen einteilen — gebundene Bücher und eingehängte Bücher. Man sagt von einem Buche: es ist »Gebunden«, wenn die Bünde, auf welche seine Lagen geheftet sind, durch die Deckel gezogen oder in anderer Weise fest verbunden sind und der Überzug nachher hinzugefügt ist. »Eingehängt« nennt man ein Buch, wenn die Deckel zuerst überzogen wurden und so einen Umschlag bilden, in welchen das Buch eingehängt ist.

Das Bücherbinden kann wieder in zwei Hauptklassen eingeteilt werden: Bände, bei welchen der Buchbinder sein Bestes tun konnte mit dem besten Material, im Handel als »extrabinding« bekannt, und Bände, bei welchen er zu einem gewissen Kompromiß mit dem Besten gezwungen war, um den Preis mäßig zu halten.

Die Haupteigenschaften eines guten haltbaren Bandes für ein normales Buch sind etwa folgende: alle Lagen des Buches müssen genügende Befestigung haben und deshalb alle Tafeln oder einzelne Blätter an Fälze angehängt werden, durch die hindurch geheftet werden kann, so daß jedes einzelne Blatt sich regelrecht bis zum Rücken aufschlagen läßt.

Die Lagen müssen auf schmiegsame Bünde geheftet und die Enden dieser Bünde fest mit den Deckeln verbunden werden.



Einband von Cockerell. Altarbuch, Niger-Maroquin.

Der Rücken und die Gelenke müſſen aus biegſamem Material beſtehen, das zugleich Zwirn und Bünde ſchützt, dabei auch hilft, den Band zu ſtärken.

Ein ſchöner Band kann noch viele andere Eigenſchaften haben in bezug auf Verfeinerung oder Ausarbeitung; wenn aber die oben erwähnten Eigenſchaften nicht vorhanden ſind, ſo iſt er ein unzulängliches Stück Arbeit.

Die Prozeſſe, die ein »extra-bound«-Buch in der Hand des Buchbinders durchmachen muß, ſind folgende:

Erhält man das Buch vom Drucker ungefalzt, ſo werden die Bogen gefalzt und kollationiert; wenn Tafeln oder einzelne Blätter dabei ſind, werden dieſe mit Fälzen verſehen. Fälze ſind ſchmale Streifen guten dünnen Papiers oder Leinen, die an den Rücken von Tafeln oder einzelnen Blättern befeſtigt ſind, und die um das nächſte Seitenpaar umgebrochen ſind, ſo daß der Heftzwirn durch ſie hindurchgeht.

Die einfachere Methode, Tafeln anzuheften, indem man ihre Rückenränder an die nächſte Seite klebt, iſt eine tadelhafte, da eine ſo befeſtigte Tafel wenig Halt hat und das Blatt, an welches ſie angeklebt iſt, ſich nicht richtig bis in den Rücken auflegen kann.

Wenn die Bogen gefalzt und die mit Fälzen verſehenen Tafeln an ihre Plätze gelegt ſind, werden die Lagen gepreßt, um die Blätter zu glätten. Es beſteht eine Regel, daß das Buch »ſolid« ſein ſoll, d. h. daß die Blätter ganz feſt aufeinander liegen ſollen. Um dies zu erlangen, werden die Lagen gewöhnlich einem außerordentlichen Drucke unterworfen in einer Maſchine wie eine Mangel, einer ſogenannten Walze, oder in einer mächtigen hydrauliſchen Preſſe. Dies genügt für die meiſten modernen Bücher, die auf ein charakterloſes Maſchinenpapier gedruckt ſind; aber für Bücher, die auf gutes Papier mit einer intereſſanten Oberfläche gedruckt ſind, in welches die Type ein wenig einſinken kann und dabei das hinterläßt, was der Drucker »Schatten« nennt, iſt ſolch ſcharfer Druck verhängnisvoll. Er nimmt allen Charakter aus dem Werke und läßt ein ſchönes Stück Druckarbeit ausſehen wie ein lebloſes Fakſimile. Die Blätter eines Buches müſſen mäßig feſt aufeinander liegen, um Staub und Feuchtigkeit auszuſchließen, und ein gewiſſer Druck iſt nötig; für die »extra« gebundenen Werke aber iſt es nicht wünſchenswert, das Buch zu einem ſteinartigen Blocke zuſammenzuquetſchen.

War ein Buch vorher broſchiert oder gebunden, ſo muß gewöhnlich noch vielerlei an den Lagen getan werden, ehe ſie in die Preſſe



Einband von Cockerell. Grün Seehund mit rot eingelegten Ringen.

kommen können. Es muß kollationiert und irgendwelche Defekte notiert werden. Die Lagen müssen auseinander genommen und der alte Leim vom Rücken abgekratzt werden. Trotz der größten Vorsicht werden hierbei wahrscheinlich einige der Blätter am Rücken zerrissen werden, und wenn das Buch geheftet war, wird der Rücken jedes Blätterpaares eine Reihe von Löchern enthalten. Waren Tafeln »vorgeklebt«, so müssen sie von den Blättern abgenommen werden, an welche sie befestigt sind. Ehe die Lagen für die Presse fertig sind, müssen alle zerrissenen Blätter, Eselsohren und schlechten Stellen ausgebessert werden. Es ist dies eine langwierige und kostspielige Beschäftigung, und falls es sich um ein neu herausgegebenes Buch handelt, ist es oft billiger und stets besser, ein neues, ungebundenes Exemplar beim Buchhändler zu erstehen, als Zeit und Geld damit zu vergeuden, den Schaden zu reparieren, den der vorhergehende Buchbinder angerichtet hat.



Einband von Cockerell. Grün Maroquin mit rot eingelegten Blättern.

Manche Bücher werden in einzelnen Blättern herausgegeben, die dadurch zusammengehalten werden, daß man ihre Ränder im Rücken mit einer Gummilösung überzieht, welche in ein oder zwei Jahren ihre Klebrigkeit verliert und die Blätter auseinanderfallen läßt. Ehe sie gebunden werden können, müssen sie an Fälzen zu Lagen vereinigt werden. Die einfachere und gewöhnlichere Methode besteht darin, daß man die einzelnen Blätter zu Lagen »umnadelt« und durch die Umnadelung heftet. Diese Methode ist unzulänglich; da das Umstechen von dem Spatium am Rücken der Blätter zuviel wegnimmt und sie so hindert, sich frei aufzulegen; in einigen Fällen jedoch, wo das »an Fälze hängen« zu kostspielig sein würde, muß man zum Umstechen seine Zuflucht nehmen.

Sind die Blätter eines alten, wertvollen Buches befleckt, so müssen sie gewaschen werden. Auf das Verfahren des Waschens und Ausbesserns kann ich hier nicht eingehen, aber ganz allgemein mag gesagt sein, daß es, wenn das Papier eines alten Buches nur leicht verfärbt ist, besser ist, es so zu lassen und nur solche Blätter zu waschen, auf denen dunkle und verunstaltende Flecken sind. Gewöhnliche Schreibtinte kann aus gutem Papier leicht ausgewaschen werden, und es ist manchmal ratsam, die geistlosen Notizen zu entfernen, die manche Leute auf den Rand schöner Bücher schreiben. Ein großes Interesse liegt manchmal in den Namen und Ex-libris früherer Besitzer und anderen Zeichen, die einen Wink für die individuelle Geschichte eines Bandes geben; diese zu entfernen, um das Buch gut aussehend zu machen, wäre sehr verkehrt.

Ist das Papier eines alten Buches weich wie Löschpapier, so ist dies ein Zeichen, daß die Leimung verdorben ist, wahrscheinlich durch Dampf. In solchen Fällen ist es unbedingt notwendig, daß die Blätter neu geleimt werden; andernfalls zerfallen sie in Stücke. Der heiße Leim ist nicht nur heilsam für das Papier, sondern er entfernt auch noch eine gute Anzahl Flecken, und wenn ein Buch nicht sehr schimm beschmutzt, ist es besser, sich mit dieser Reinigung zu begnügen, als Gefahr zu laufen, durch den Gebrauch drastischerer Mittel seinem Charakter zu schaden.

Sind so alle Lagen wieder verstärkt, die Tafeln mit Fälzen versehen und das notwendige Waschen und Leimen geschehen, so ist das Buch für die Zwecke des Buchbinders in demselben Zustande wie ein neues, gerade gefalztes Buch, und so wird es wie dieses in eine Presse gesetzt und mindestens zwölf Stunden unter Druck gelassen; dann ist das Buch fertig für das Vorsatzmachen.

Man findet im allgemeinen, daß die allerersten und allerletzten Blätter eines alten Buches

mehr als die anderen gelitten haben, und um dieſe zu ſchützen, benutzt man die Vorſätze. Die aufgepappten Vorſätze können aus farbigem oder marmoriertem Papier beſtehen. Es beſteht eine gewiſſe Gegenſtrömung gegen den Gebrauch der marmorierten Papiere, da ſie das erfordern, was als »aufgepappter Vorſatz« bekannt iſt, d. h. zwei zuſammengeklebte Papiere; dies gibt ein unangenehm ſteifes Blatt am Anfang und Ende eines Buches.

Seidenvorſätze werden zuweilen bei koſtbar gebundenen Büchern verwandt, aber ſie ſcheinen ſelten am Platze zu ſein und ſind zudem geeignet, an den Rändern auszufaſern, wenn ſie nicht eingeſchlagen ſind; das Einſchlagen aber bildet ein tadelhaftes dickes Kiſſen. Pergamentvorſätze werden ebenfalls verwandt; aber ſie ſind ſehr wenig zufriedenſtellend, da ſie gern die Deckel verziehen. Im großen ganzen ſcheinen Vorſätze aus gutem Papier für ein Papierbuch mit oder ohne Lederbünde am paſſendſten zu ſein. (Fortſetzung folgt.)



Wilh. Störger, Annweiler. Grau marmoriert Kalbleder mit Kalbleder-Intarſia.

## BIOGRAPHISCHES.

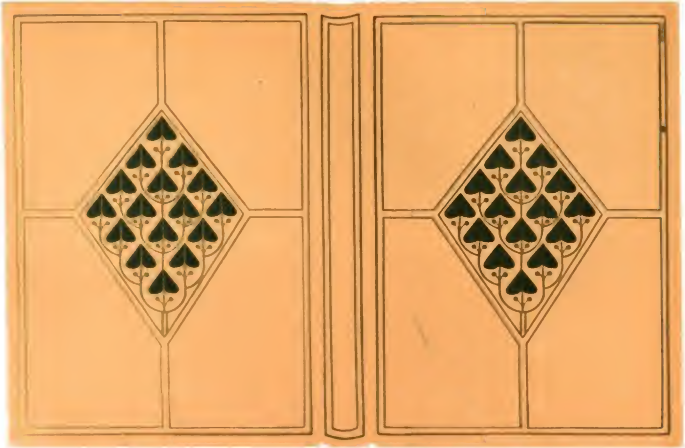
Der Kunſtgewerbe-Verein zu Altenburg hat in ſeiner Generalverſammlung vom 22. März 1907 Herrn Senator Hofbuchbinder Hermann Graf infolge ſeiner großen Verdienſte um den Kunſtgewerbe-Verein, als auch für das deutſche Kunſtgewerbe im allgemeinen, zum Ehrenmitglied ernannt.

## LITERATUR.

Die neue Zeitſchrift des Deutſchen Vereins für Kunſtgewerbe »Die Werkkunſt« (Schriftleiter Dr. G. Lehnert, jährlicher Bezugspreis für 24 Hefte 10 Mk.) iſt jetzt in den 2. Jahrgang eingetreten, an welchem wiederum hervorragende Mitarbeiter tätig ſein werden. Dieſe im Verlag von Otto Salle in Berlin erſcheinende Zeitſchrift wendet ſich an alle Kreiſe, die am Kunſtgewerbe tätig und genießend teilnehmen. Die Fragen des Tages, die handwerklichen wie die künſtleriſchen, werden von berufenen Männern, Theoretikern und Praktikern, erörtert und geklärt. Anregungen, welche die Ausſtellungen und ähnliche Veranſtaltungen bieten, werden ausgenutzt und das künſtleriſche Leben in den verſchiedenen Vereinen wird der Geſamtheit zugänglich gemacht. Vor uns liegen die zwei erſten Hefte, die viele wertvolle Artikel enthalten. Es ſeien genannt:

Die »Künſtler und das Kunſtgewerbe« (Jeſſen), »Echtfärberei (Herm. Mutheſius), »Empire und Biedermeier« (H. van de Velde), »Künſtleriſcher Beirat in Betrieben des Kunſtgewerbes« (O. Lademann), »Blumen auf dem Eßtiſche (J. A. Lux), »Das Rudolf-Virchow-Krankenhaus (E. Schur), »Herkomer Konkurrenzpreiſe« (v. Berlepſch-Valendas), »Ziele und Wege der Kunſt in der Glasinduſtrie (P. Jeſſen), »Deutſche Künſtlerplakate« (W. von zur Weſten), »Die Celluloid-Induſtrie (J. Barfuß). Intereſſantes Material bieten die ſtändigen Rubriken: Kunſt im Hauſe, aus der Werkſtatt, Kunſt auf der Straße, Ausſtellungen, Wettbewerbe, Kunſt auf der Bühne, Vom Markte, Bildungsweſen, Gartenkunſt, Kunſt im Leben, Aus dem Vereine, Berliner Kunſtſalons, Denkmalspflege uſw. Außer zahlreichen in den Text eingeſtreuten Bildern finden ſich an beſonderen Bildertafeln vor: Moſaikgemälde im Kunſtgewerbemuſeum zu Köln (Melch. Lechter), Japan. Holzſchnitzereien, Brunnen und Eingang zum Treppenhauſe im Virchow-Krankenhauſe (L. Hoffmann und G. Wrba).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düſſeldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waiſenhauſes in Halle a. S.



Königliche Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig. Einband in Kalbleder mit Lederauflage und Handvergoldung (Originalgröße 22:34 cm). Entwurf und Ausführung Schüler J. Galamb. Lehrer des Entwurfs Kleukens, Lehrer der Technik Dannhorn.

Beilage zum „Archiv für Buchbinderei“.

Gedruckt in der Akademie.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

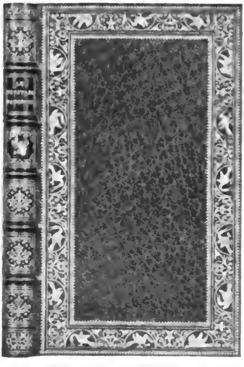
VII. Jahrgang | Mai 1907 | Heft 2.


## ÜBER DAS BÜCHERBINDEN.

Ein Vortrag von DOUGLAS COCKERELL.

(Schluß.)

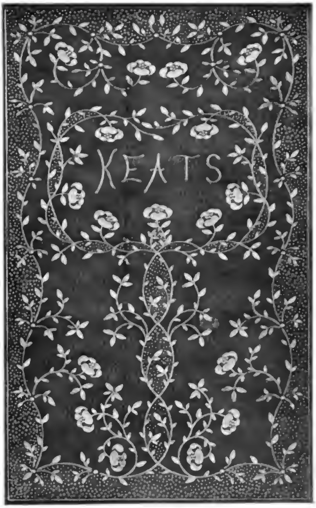
Sollen die Schnitte vor dem Heften vergoldet werden, ſo werden ſie in dieſem Zuſtande beſchnitten. Es beſteht eine Strömung, die Buchſchnitte gänzlich unbeſchnitten zu laſſen. Die Buchbinder ſchneiden ſo oft die Bücher herunter, um einen feſten Schnitt zu erhalten und darauf zu vergolden, daß ganz natürlicherweiſe Bücherliebhaber es vorgezogen haben, lieber häßliche rauhe Ränder zu laſſen, als ihre Bücher ungehörig verſtutzt zu haben. Die rauhen unſauberen Ränder gänzlich unbeſchnittener Blätter ſind häßlich; ſie ſammeln den Staub und laſſen ſich ſchwer umblättern. Auf der anderen Seite iſt der feſte Goldſchnitt, der den Eindruck macht wie ein Stück einer Meſſingbettſtelle und ſicherlich anders ausſieht als die Ränder von Papierblättern, ſeinerſeits gleich wenig zufriedenſtellend. Die Schnitte vor dem Heften zu beſchneiden und im Rohen zu vergolden, iſt ein Kompromiß zwiſchen den beiden unbefriedigenden Extremen des gänzlich unbeſchnittenen Bandes und einem Schnitte, der in der Aufſicht gänzlich feſt iſt. Wenn man nur die Ränder der größeren Blätter abſchneidet, erhält man eine Oberfläche, die feſt genug iſt, um darauf zu vergolden, ohne daß man das Buch ungehörig verſchneidet. Ein Schnitt »gilt on the rough« (auf dem Rauhen vergoldet) beſitzt einen Reichtum, der die Schönheit eines »auf dem Feſten vergoldeten« Schnittes (»gilt on the solid«) weit übertrifft und hat zudem ein angemeſſenes Ausſehen, weil ſo die Ränder der Papierblätter ſichtbar ſind und nicht die Seite eines feſten Blocks. Während es gut iſt, die Schnitte moderner Bücher zu beſchneiden und zu vergolden, läßt man die Schnitte alter oder ſehr wertvoller Bücher am beſten unberührt.



Franzöſiſcher Einband. Im Verlage von Baer & Co., Frankfurt a. M.

Da der nächſte Arbeitsvorgang das Heften iſt, werden Linien quer über den Rücken angemerkt, um die Lage der Bünde zu bezeichnen. Die Heftlade beſteht aus einem Brett mit zwei aufrechten Spindeln, die durch Löcher in einem loſen Querbalken gehen; dieſer kann vermittelſt hölzerner Schraubenmuttern gehoben oder geſenkt werden; dieſe ſitzen auf den Schraubengewinden der Spindeln. Von dem Querbalken ſind die Kordeln zu einem Schlitze in dem Grundbrett geſpannt, etwa in der Art von Harfenſaiten; an ſie werden die Lagen eines Buches angeheftet. Für gute Arbeit muß die Heftung biegſam (»flexible«) ſein. Bei Flexible-Heftung geht der Zwirn um jede aufrechte Kordel herum, die, einen erhabenen Bund bildend, an dem Rücken der Lagen liegt. Bei gewöhnlicher Heftung ſind die Bünde in Nuten eingeſenkt, die in die Rücken der Lagen eingeſägt ſind, und der Faden geht nur hinter ihnen vorbei und nicht um ſie herum.

Wenn ein »eingeſägtes« Buch auf ſeinem Rücken erhabene Bünde zeigt, ſo ſind es falſche, die nichts mit dem Buchkörper zu tun haben. Es iſt einleuchtend, daß die Blätter, wenn die



Aus der B. P. I.-Fachschule in London.

Heftkordeln in den Rücken der Lagen eingesenkt sind, sich nur bis zu den Kordeln und nicht ganz bis zum Falze öffnen können, wie sie es bei biegsamer Heftung tun würden, es sei denn, daß das Papier unvernünftig steif ist. Eine andere Methode ist das Heften auf Bänder, die große Stärke gibt, wenn die Enden der Bänder zwischen zwei Deckel verklebt werden.

Wenn das Buch geheftet ist, werden die Kordeln von der Heftlade abgeschnitten, wobei man zwei oder drei Zoll auf jeder Seite des Buches stehen läßt. Diese freien Stücke der Kordeln werden »slips« genannt; sie werden aufgeschabt und in die Deckel geschnürt.

Nachdem die Bünde aufgeschabt sind, wird der Rücken mit dünnem Leim überstrichen, und wenn dieser nahezu trocken ist, wird das Buch »rund gemacht« und »abgepreßt«. Der Heftzwirn macht den Rücken dicker als die anderen Teile des Buches, und wenn ein Buch nur gepreßt würde nach dem Leimen, würde der Rücken entweder konvex oder konkav werden, oder wellige Form annehmen. Beim Rundmachen versichert man sich, daß er eine gleichmäßig konvexe Form annimmt. Beim Abpressen werden die Fälze der Lagen von der Mitte nach außen übereinander weggeklopft, während das Buch zwischen zurückstehenden Brettern in einer Presse fest eingepreßt ist. Diese Operation bildet die Fälze, in welche die Deckelkanten sauber hineinpassen, und sie dient dazu, daß der Rücken sicher die Gestalt beibehält, die ihm beim Rundmachen gegeben wurde. Die Deckel werden nun auf Größe geschnitten und durchzogen, indem jeder Bund gut gekleistert und durch zwei Löcher durchgeschnürt wird. Es ist nicht richtig, die Bünde durch Aufschaben zu den bekannten dünnen und wenig haltbaren Hanfbündeln umzugestalten, lediglich um äußerste Zierlichkeit zu erlangen.

Sind die Deckel durchzogen, so wird der überflüssige Leim von dem Rücken entfernt und das Buch nochmals eingepreßt. Hiernach wird das Buch beschnitten, wenn es »cut in boards« (mit den Deckeln beschnitten) und »gilt solid« sein soll.

Die nächste Arbeit ist das »Kapitalen«. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Kapitale wirkliche Bünde an Kopf und Schwanz und wurden mit den anderen Bünden geheftet und wie diese in die Deckel eingeschnürt. Die kleinen Seidenflechtungen an modernen Büchern sind entartete, aber, wenn sie richtig gemacht sind, nützliche Abkömmlinge der alten Kapitale.

Kapitale sollten mit vielen durchhefteten Stichen gearbeitet sein, damit sie stark genug sind, um dem Zuge widerstehen zu können, der entsteht, wenn die Bücher an ihnen aus dem Regale genommen werden. Es ist allgemein anerkannt, daß es unklug sei, die Bücher an den »Kapitalen« von den Regalen zu nehmen, aber da fast jeder die Bücher auf diese Weise herausnimmt, ist es gut, wenn der Buchbinder seine Kapitale stark genug macht, damit sie diesem Zuge widerstehen können.

Ein ärmlicher Ersatz dieser Kapitale sind die im laufenden Meter maschinell hergestellten

Kapitalbänder, von denen Stücke an Kopf und Schwanz der Bücher angeklebt werden. Dies ist ein sehr geringwertiges Substitut für angewebte Kapitale und hat wenig Wert für die Haltbarkeit.

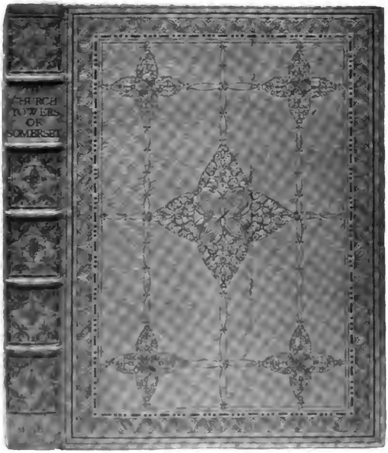
Nach dem Kapitalen ist das Buch fertig zum Überziehen; das Leder wird ausgewählt und geschärft.

Es ist eine sehr schwierige Aufgabe, das richtige Leder zu wählen. Die Forschung der Kommission, die von der Society of art ernannt war, die Gründe des frühzeitigen Verfalles moderner Buchbinderleder zu erforschen, hat gezeigt, daß es für einen anderen als einen hocherfahrenen Kenner fast unmöglich ist, Leder für Buchbinderzwecke zu prüfen.

Diese Kommission berichtete, daß nahezu alle der vielen Muster von modernem Buchbinderleder, die geprüft wurden, als verschiedene Mengen freier Schwefelsäure enthaltend gefunden wurden, und daß die Anwesenheit selbst einer sehr kleinen Menge dieser Säure in jedem Falle die Dauerhaftigkeit des Leders bedeutend verringere. Auch fand die Kommission, daß die meisten modernen Buchbinderleder übergerbt sind und infolgedessen leicht hart werden und in den Fälzen brechen. Ferner wurde gefunden, daß Leder, die mit gewissen gerbenden Agenzien präpariert sind, besonders das von Indien eingeführte Leder, das als »persian« bekannt ist, sehr schnell bei gewöhnlichen Bibliothekserfordernissen verderben. Die Kommission fühlte, eine wie ernste Sache es sei, dieses Leder zu verdammen, welches das teuerste und zum Binden am meisten gebrauchte ist. Aber die Resultate von drei verschiedenen Reihen von Proben, die unabhängig voneinander in drei verschiedenen Teilen Englands ausgeführt wurden mit Fellen, die aus verschiedenen Quellen stammten, waren so entscheidend, daß die Kommission zu dem Berichte gezwungen war, dies Leder sei unpassend für Bucheinbände.

Dieselben Experimente, die zu der Verurteilung der persischen Rindengerbung führten, brachten auch die Entdeckung, daß eine reine Sumachgerbung ein Leder liefere, das bei gewöhnlichen Bibliotheksanforderungen weniger angegriffen wurde als irgend eines der untersuchten Muster.

Es sind noch andere Punkte in dem Berichte, die von großem Interesse sind für alle, die Bücher gebrauchen, und es würde gut sein, wenn alle Bibliothekare beim Bestellen von




Einband von Miß Rosamond Philpott, Cambridge.

Büchern hervorheben würden, daß die Arbeit und die Materialien in Übereinstimmung mit den Empfehlungen der Kommission sein sollten.

Die Art des Leders kann der Buchbinder wählen und er wird wahrscheinlich vorziehen, Ziegenleder zu benutzen, das als Maroccain bekannt ist, wenn es für Einbandzwecke präpariert ist. Auch die Farbe kann er wählen innerhalb gewisser Grenzen. Gewisse Farben, wie einige der Anilingrün, verbleichen auf Leder viel zu schnell, um für dauerhafte Arbeit

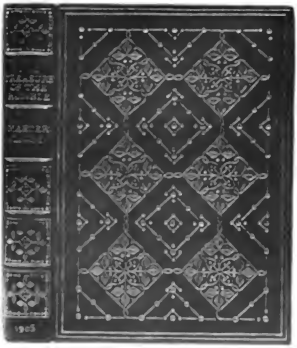
paſſend zu ſein. Ein wenig Bleichen iſt im allgemeinen eher angenehm in der Wirkung, aber der Wandel von einem ſchönen Olivgrün zu einem ungeſunden Gelbbraun in Zeit weniger Wochen iſt doch etwas zu viel des Guten.

Es ſind Leder, die mit den alten Pflanzenfarben gefärbt ſind, zu haben, die meiſt angenehm ſind, wenn ſie im Tone abgedämpft ſind; aber es ſcheint kein triftiger Einwand gegen einige der haltbareren (beſtändigeren) Anilinfarben zu beſtehen, jetzt wo harmloſe Erſatzmittel für die Schwefelſäure im Farbbade gefunden ſind.

Sehr helle Schattierungen oder ganz gleiche Farbe in irgend einer Schattierung werden im allgemeinen durch Bleichen des Felles vor dem Färben erhalten. Da ſolches Bleichen oder »Aufhellen« ein ſehr ſchädlicher Prozeß iſt, ſollte man auf abſolute Gleichmäßigkeit der Schattierung oder ſehr helle Farbe nur mit einigem Verdacht blicken.

Die Modetorheit der ganz gleichmäßigen Farbe iſt eine durchaus unnatürliche. Dies iſt mehrfach gezeigt. Bei Kalbleder ſprengt oder marmoriert der Buchbinder oft den Band, um die gleichmäßige Farbe wieder los zu werden, um derentwillen der Lederfabrikant das Fell beſchädigt hat. Für alle, beſonders für künſtleriſche Zwecke muß man eine leichte Unebenheit des Tones verlangen. Leder iſt kein gänzlich fabrizierter Artikel und hat gewiſſe ſcharf markierte natürliche Eigenſchaften, aber welcher Art auch dieſe ſind, im Laufe der Zeit ſind ſie faſt vergeſſen und es iſt Sitte geworden, im Leder Eigenſchaften zu bewundern, die ſeiner Natur gänzlich fremd ſind.

Neben Maroccain werden andere Leder gebraucht, wie Seehundleder, Schweinsleder, Kalbleder, Schafleder uſw. Seehundleder iſt erſt neuerdings zum Binden in den Gebrauch gekommen und es ſcheint ſich faſt als das beſte Leder für den Zweck zu erweiſen. Manche ziehen es dem feinſten Maroccain vor. Schweinsleder iſt, wenn beſonders gegerbt, ein ausgezeichnetes, wenn auch etwas ſteifes Leder, mehr für große als für kleine Bücher geeignet. Kalbleder, wie es allgemein präpariert, iſt ein zwar ſchönes, aber vollkommen ruiniertes Material. Schafleder gibt ein mehr weiches Leder, deſſen Korn fähig iſt, abzuſpalten. Da es ein Nebenprodukt von Wolle und Hammelfleiſch, iſt es bei weitem das billigſte Leder, und wenn die Felle der Bergſchafe beſonders gegerbt ſind, geben ſie einen ſehr nützlichen Einband für Bücher, die keiner ſtarken Abnutzung ausgeſetzt ſind.



Einband von Miß Roſamond Philpott.

Wenn die Art des Leders gewählt iſt, ſollte der Buchbinder die Größe ſeines Buches in Betracht ziehen und ein Fell auswählen, das von Natur etwa die richtige Dicke hat. Das große Korn zeigt entweder, daß das Fell urſprünglich ſehr dick war und daß es nach dem Körnen ausgefalzt worden iſt, oder daß das Korn mit einer heißen Platte aufgedruckt worden iſt. Beides ſchadet der Stärke des Felles.

Für den Überzug ſchließlich ſollte es nicht ungehörig ausgeſchärft werden. Für kleinere Bücher ſollten natürlich dünne Felle gewählt werden, ſo daß auf dem fertigen Buche die verſchiedenen Schichten des Felles in einem vernünftigen Verhältniſſe zueinander bleiben. Iſt ein dickes Fell ſtark ausgeſchärft, ſo bleibt wenig mehr übrig als die verhältnismäßig faſerloſe Kornoberfläche, die natürlich keine vernünftige Zeit halten wird.

Wenn die Decke zugeſchnitten iſt, muß ſie rund herum am Rande und im Rücken ausgeſchärft werden. In dem Wunſche nach möglichſter, aber unvernünftiger Sauberkeit der

Arbeit ist es Mode geworden, sehr scharfkantige Ränder an Deckeln und Rücken zu bewundern. Dies verlangt aber ein Schärfen des Leders, bis es so dünn wie Papier ist. Es würde vernünftiger sein, aus den angenehmeren runderen Rändern den Vorteil zu ziehen, der für einen mit Leder überzogenen Gegenstand durchaus natürlich ist, nicht aber die Art, wie sie dem Rande eines frisch gehobelten Holzbrettes eigen ist, von einem Material gänzlich anderer Natur zu erwarten.

Es sollte Sache des Buchbinders sein, das Leder in den Fälzen, d. h. an der Stelle, wo die Deckel an den Rücken stoßen, so dick zu lassen, als es zu einem freien Öffnen und Schließen der Deckel paßt. Daß das Gewicht eines kleinen Deckels nicht genügt, das Buch geschlossen zu halten, wenn das Leder im Rücken sehr dick ist, ist klar. Ein Band, der beständig sperrt wie eine tote Auster, ist nicht hübsch; deshalb muß das Leder genügend dünn und biegsam sein, um die Deckel durch ihr eigenes Gewicht fallen zu lassen, aber nichtsdestoweniger braucht es nicht so dünn zu sein, als es gewöhnlich gemacht wird.



Einband von Miß Rosamond Philpott.

Man muß zugestehen, daß es nicht leicht ist, die richtige Mitte zu treffen, und so ziehen es die Buchbinder vor, das Leder auszuschärfen, da sie wohl wissen, daß ihre Kunden sie tadeln, wenn die Bücher sich nicht ordentlich öffnen und schließen, daß aber, wenn in ein oder zwei Jahren das Leder bricht, sie irgend etwas anderes als ihr unvernünftig dünnes Leder verantwortlich machen können, sei es die Katze, das Hausmädchen, das Gas oder sonst etwas.

Wenn die Decke geschärft ist, wird das Buch damit überzogen. Im allgemeinen wird das Leder zu stark angespannt beim in »Leder machen«. Dies ist unklug, da das Leder sich beim Trocknen zusammenzieht und so die Fasern des Leders noch mehr gespannt werden. Zuweilen bricht eine Decke vollkommen beim Trocknen, aber im allgemeinen wird sie nur überanstrengt und bricht bei dem ersten rauhen Stoße, den sie erhält.

Wenn das Buch in Leder gemacht ist und die Ecken innen fein säuberlich eingeschlagen sind, wird es mit Titel versehen oder sonst dekoriert.

Es gibt viele Arten, einen Lederband zu dekorieren, aber ich will mich auf das beschränken, was als Handdruck bekannt ist. Das Drucken ist die Behandlung des Leders mit Stempeln. Eindrücke von heißen Stempeln auf der Oberfläche ergeben das als Blinddruck bekannte Verfahren, während bei der Vergoldung der Stempeldruck in Blattgold erfolgt.

Die große Schönheit und der Hochglanz einer guten vergoldeten Verzierung rührt daher, daß jeder Stempel gesondert gedruckt wird, so daß die einzelnen Drucke das Licht in schwach differierenden Winkeln reflektieren. Ein sorgfältig vergoldeter Band, der viele Pfund kostet, kann auf einer Platte graviert und Hunderte von Nachbildungen zu einem geringen Preise gemacht werden. Die Nachbildung mag jede Linie des Originals wiedergeben, aber da alle in einer Ebene liegen, wird das Leben und die Brillanz des Originals fehlen, d. h. es werden gerade die Eigenschaften fehlen, die das Werk der Arbeit wert machen.

Der Ausdruck »extra-binding« bezieht sich nicht auf notwendigerweise dekorierte Bände, sondern will nur besagen, daß das Material und die Verarbeitung so weit als möglich die besten sind.

Ob die Bände dekoriert sind oder nicht, so müssen doch alle mit Titeln versehen werden.

Infolge des schmalen nutzbaren Raumes auf dem Rücken der Bücher ist es oft sehr schwierig, den Titel in die richtige Breite zu bringen. Lange Namen müssen getrennt werden, aber sie müssen immer mit Widerstreben getrennt werden; nur wenn es klar ist, daß es den Gebrauch so schmaler Lettern erfordern würde, daß er unleserlich wäre, um das ganze Wort in einer Linie über den Rücken zu bekommen. Den Titel eines Buches in einer so kleinen Schrift zu drucken, daß er in geringer Entfernung wie eine Goldlinie aussieht, ist abgeschmackt, und fast jede Teilung von Wörtern ist besser; aber ein Wort zu trennen, das man ungetrennt in einer gehörig großen Schrift hätte bekommen können, ist gleich abgeschmackt. Die Buchbinder sollten eine gute gradlinige Schrift nehmen und dann den Titel in einer vernünftigen Weise arrangieren und dabei vor allem die Phantasiearrangements der als »Kunsttitel« bekannten Phantasieschriften vermeiden.

Kurz, die Bücher sollten so gebunden sein, daß sie von dem Einbande entsprechend geschützt, angenehm im Gebrauche und von gutem Ansehen sind. Der Titel sollte leserlich sein und völlig den Band kennzeichnen. Wenn der Buchbinder sein Bestes in der Behandlung des Buchblockes getan hat, aber auch nur dann, mag ein Band dekoriert werden. Wenn keine genügende Zeit vorhanden ist, um gut zu binden und zu dekorieren, dann sollte lieber die Dekoration geopfert werden als wichtigere Bindearbeiten. Die Anwesenheit einer Dekoration sollte ein Zeugnis sein, daß beim Binden nichts vernachlässigt worden sei, ein Zeugnis, daß der Buchbinder Zeit gehabt hat, seine Arbeit ein wenig weiter zu führen als unbedingt notwendig war für das Nützliche.




Einband von Miß Rosamond Philpott.

## ÜBER DAS EINBINDEN VON ZEITUNGEN.

Von ALBERT SICHLER, Bern.

Nachdruck untersagt.

(Schluß; s. S. 165 des vorigen Bandes.)

Wir gelangen zur Preisfrage. In allgemeiner Beziehung ist diese Frage bereits gelöst durch die oben gegebene Beschreibung der einfachen Bindetechnik des Zeitungsbandes. Die speziellen Punkte, die zu erörtern übrig bleiben, bestehen lediglich in der Aufstellung eines dieser rationellen Bindeart angemessenen Tarifes.

Die Schweizerische Landesbibliothek zahlte die Zeitungseinbände bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte nach einem Tarife, dessen Preise ungefähr 10 Proz. unter demjenigen standen, der hier beigedruckt ist. Da derselbe auf ganz anderer Basis aufgebaut war als der vorliegende, so kann diese Angabe zwar nur als eine ganz allgemeine gelten, die durchaus nicht auf jeden der ausgesetzten Preise zutrifft. Infolge Materialverteuerung sowie namentlich wegen dem Steigen der Arbeitslöhne, stellten einige Buchbindereien anfangs 1906 ein Gesuch um Erhöhung des Tarifes. Aus diesem Anlaß ist nun der nebenstehende Tarif erstanden. Er ist nach dem gleichen Prinzip ausgearbeitet, das ich bereits der Tarifierung der gewöhnlichen Kundenarbeit zugrunde legte[1] und das sich bisher in unserer

1) Vgl. meinen Aufsatz über Berechnung von Bucheinbänden im »Archiv für Buchbinderei« 1905, Heft 3, 5 und 6. — Vgl. auch: »Centralbl. f. Bibliothekswesen« 1905, Heft 2. Leipzig.

Bibliothekspraxis vortrefflich bewährt hat. Der leitende Gedanke bei der Aufstellung des vorliegenden Tarifes war der, daß dem Buchbinder bei rationeller Arbeit ein anständiger Verdienst (ca. 35 Proz.) zufallen soll, denn es kann doch nicht die Aufgabe oder Absicht des Staates sein, den Arbeitsleuten den ihnen rechtmäßig zukommenden Verdienst ungerechtfertigterweise zu schmälern und die Preise hinunterzudrücken. Andererseits darf der Staat freilich auch nicht als Milchkuh angesehen werden, die jeder nach Belieben glaubt melken zu dürfen. Mehr als es gewöhnlich der Fall ist, sollte aber bei Staatsaufträgen nur ganz gediegene Arbeit akzeptiert werden; damit wäre ein erzieherischer Faktor von großer Bedeutung geschaffen.

### Bemerkungen zum Tarif.

Ausführung der Einbände. Doppelte weiße Vorsätze mit Leinwandstreifen gefüttert, am Rücken durchgebohrt und Bundschnüre durchgezogen, im übrigen steif broschiert mit Doppelleinwandrücken und Titel in Schwarzdruck. Bei mittleren und größeren Bänden 26er Deckel. — Die Bände müssen genügend gepreßt werden.

Eventuelle Beilagen, wie Sonntagsblätter u. dergl., die nicht mitgebunden werden, sind immer zu retournieren.

Berechnung. Für das Messen der Dicke der Bände gilt der untere Schnitt (rechts) bei mäßigem Druck. — Außerordentliche Arbeiten[1] beim Richten können extra berechnet werden (80 cts. pro Stunde); diese Extraberechnungen sind jeweilen neben dem anderen Preis speziell vorzumerken. — Wird bei einem Bande die gewöhnliche Heftung vorgeschrieben (bei Zeitschriften), so wird für das Heften 15 Proz. vergütet.

* * *

Zum Schlusse soll noch ein konkretes Beispiel das Preisverhältnis der in vorstehendem Aufsatz angeführten Aufbewahrungs- bezw. Einbandarten veranschaulichen.

»Thurgauer Zeitung«. 2 Halbjahr-Bände. 49 cm hoch, 35 cm breit, 5 cm dick.

| | Preis |
|---|---|
| Ungebunden in Mappe (Titel a. Rückenklappe) | 1,80 Fr. |
| Broschiert in Papierumschlag mit langen Stichen geheftet à 2,20 = 4,40 Fr., Mappe hierzu 1,80 Fr. . . . . . . . . . . | 6,20 „ |
| Steif broschiert mit Titel in Schwarzdruck à 3,65 Fr. . . . . . . . . . . . . . | 7,30 „ |
| Halbleinwand mit richtiger Heftung und Titel à 6,50 Fr. (ungefähr) . . . . . . . . | 13,— „ |

1) Als außerordentliche Arbeiten gelten: 1. das Abweichen von Postadressen auf den einzelnen Zeitungsnummern, ohne das ein Binden geradezu unmöglich wäre, weil an den betreffenden Stellen die Zeitungen oft die doppelte Dicke aufweisen; 2. übermäßig vieles Flicken oder besonders kompliziertes Richten.

### Proportionaltarif für das Einbinden von Zeitungen.

(Die Preise sind in Franken und Rappen angegeben.)

| Höhenmaxima: | 30 cm | 35 cm | 40 cm | 45 cm | 50 cm | 55 cm | 60 cm | 65 cm | 70 cm | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 cm Dicke | 1,50 | 1,65 | 1,80 | 2,— | 2,20 | 2,45 | 2,70 | 3,— | 3,30 | |
| 1,5 „ „ | 1,60 | 1,80 | 1,95 | 2,20 | 2,45 | 2,70 | 3,— | 3,35 | 3,70 | |
| 2 „ „ | 1,70 | 1,90 | 2,15 | 2,40 | 2,70 | 3,— | 3,30 | 3,70 | 4,05 | |
| 2,5 „ „ | 1,80 | 2,05 | 2,30 | 2,60 | 2,90 | 3,25 | 3,65 | 4,05 | 4,45 | |
| 3 „ „ | 1,90 | 2,20 | 2,50 | 2,80 | 3,15 | 3,55 | 3,95 | 4,40 | 4,80 | |
| 3,5 „ „ | 2,— | 2,30 | 2,65 | 3,— | 3,40 | 3,80 | 4,25 | 4,70 | 5,20 | |
| 4 „ „ | 2,10 | 2,45 | 2,80 | 3,25 | 3,65 | 4,10 | 4,55 | 5,05 | 5,60 | |
| 4,5 „ „ | 2,20 | 2,60 | 3,— | 3,45 | 3,90 | 4,35 | 4,85 | 5,40 | 5,95 | |
| 5 „ „ | 2,30 | 2,75 | 3,15 | 3,65 | 4,10 | 4,65 | 5,20 | 5,75 | 6,35 | |
| 5,5 „ „ | 2,40 | 2,85 | 3,35 | 3,85 | 4,35 | 4,90 | 5,50 | 6,10 | 6,70 | |
| 6 „ „ | 2,50 | 3,— | 3,50 | 4,05 | 4,60 | 5,20 | 5,80 | 6,45 | 7,10 | |
| 6,5 „ „ | 2,60 | 3,15 | 3,65 | 4,25 | 4,85 | 5,45 | 6,10 | 6,80 | 7,50 | |
| 7 „ „ | 2,70 | 3,25 | 3,85 | 4,45 | 5,10 | 5,75 | 6,40 | 7,15 | 7,85 | |
| 7,5 „ „ | 2,80 | 3,40 | 4,— | 4,65 | 5,30 | 6,— | 6,75 | 7,50 | 8,25 | |
| Steigung nach Format | | 15 | 15 | 20 | 20 | 25 | 25 | 30 | 30 | |
| Steigung nach Dicke | 10 | 13,5 | 17 | 20,5 | 24 | 27,5 | 31 | 34,5 | 38 | [3,5 cts.] |

Druckfehlerberichtigung: Auf Seite 169 Zeile 5 von unten ist statt »der Decke« zu lesen »des Rückens der Zeitung«.

# VELIN DORÉ

par M. JOSÉ MARIA DE HERADIA (zuletzt Bibliothekar d. Bibl. d. Arsenals zu Paris).*)

Vieux maitre relieur, l'or, que tu ciselas,
Au dos du livre, et dans l'épaisseur de la tranche
N'a plus, malgré les fers poussé d'une main franche
La rutilante ardeur de ses premiers éclats.

Les chiffres enlacé que liait l'entrelacs
S'effacent chaque jour de la peau fine et blanche;
A peine si mes yeux peuvent suivre la branche
De lierre que tu fis serpenter sur les plats.

Mais cet ivoire souple et presque diaphane
Marguerite, Marie, ou peut-être Diane,
De leur doigts amoureux l'ont jadis caressé;

Et ce vélin pâli que dora Clovis Ève
Evoque, je ne sais par quel charme passé,
L'âme de leur parfum et l'ombre de l'eur rêve.

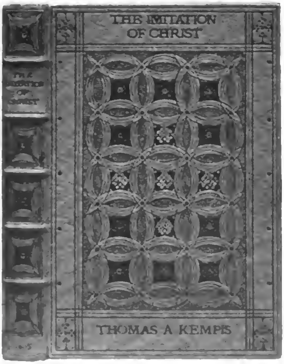
Der Sinn dieses Gedichtes ist ungefähr folgender:

»Alter Buchbindermeister, das Gold, mit dem du Rücken und Schnitt des Buches verziertest, hat, mit so sicherer Hand du auch das Werkzeug geführt hast, seinen ursprünglichen leuchtenden Glanz verloren.

Die verschlungene Schrift, von Bandwerk durchzogen, schwindet mit jedem Tag mehr von dem feinen weißen Pergament; kaum können meine Augen noch den Efeuzweig verfolgen, mit dem du die Deckel beranktest.

Aber das geschmeidige und fast durchscheinende Elfenbein haben Marguerite, Maria oder vielleicht auch Diana mit ihren liebkosenden Fingern gestreichelt.

Und das verblaßte Pergament, das Clovis Ève vergoldete, ruft durch einen wunderbaren vergangenen Zauber den Hauch ihres Dufts und ihren traumhaften Schatten hervor.«




Einband von Miß Rosamond Philpott.

# DER SCHLEIFENDRUCK.

Zu den Arbeiten an der Vergoldepresse gehört auch das Drucken von Kranzschleifen. Es ist heute die den Buchbindern sehr günstige Gewohnheit eingebürgert, bei allen möglichen Gelegenheiten Kränze mit mehr oder weniger kostbaren Schleifen zu stiften, die dann natürlich auch einen Aufdruck haben müssen. Auf der Bühne, im Konzertsaal, auf dem Rednerpulte, und schließlich als letzter Gruß auf dem Sarge findet sich die Kranzschleife.

Es sind meist Spezialgeschäfte, die sich in jeder Stadt mit dem Drucken der Kranzschleifen

*) Dieses Gedichtchen wurde uns mitgeteilt von Herrn Paul Baczynski jr. in Straßburg.




Aufgeschlagene Adresse von F. X. Weinzierl; vergl. Heft 12 des vor. Jahrgangs. (Aus »Kunst und Handwerk«, München.)

befassen; wer es tun will, muß in bezug auf Zeit und Plattenmaterial besonders auf diese Arbeit eingerichtet sein. Erstlich muß jeden Augenblick eine Presse zur Verfügung sein. Kranzschleifen sind immer eilig; am liebsten sähe es der Besteller, wenn er sich einen Stuhl nehmen und darauf warten könnte. An Schriftenmaterial sind einige große Schriften erforderlich; da die Schleifenbreite keine sehr beträchtliche ist, auch oft lange Namen in eine Zeile zu drucken sind, muß wenigstens ein Satz vorhanden sein, der hohe und schmale Lettern hat. Feingliedrige Buchstaben sind wenig geeignet, solide, fette Schriften dagegen durchaus brauchbar.

Auch einige Vignetten, Palmenzweige, Immortellen, Efeu, in geeigneter Weise gezeichnet, sind notwendig. — Knieende Engel auf Kranzschleifen sind eine Verirrung, die man nicht nachahmen sollte; dagegen können sehr wohl das Monogramm der Christen XP oder das bekannte IHS angewandt werden. Alles, was jetzt in Anwendung nach dieser Richtung, ist mehr als konventionell; es ist oft geschmacklos. Es würde sich der Mühe verlohnen, wollte eine Gravieranstalt einmal Modernes ausgesprochen für diese Zwecke schaffen. Das wird natürlich einen Kampf kosten. Die Buchbinder wehren sich gegen Neues, weil sie es »bisher immer so gemacht« haben; die Trauerbazare und Blumenbindereien wären vielleicht noch in erster

Linie für eine Neuerung zu haben, das Publikum verhielte sich wahrscheinlich passiv und fände sich am ersten mit der Tatsache ab.

Im übrigen kann man auch der Meinung sein, daß ornamentaler Schmuck neben der Schrift überhaupt Überfluß ist, daß sich sogar die Schrift besser lesen lasse, wenn sie allein in weithin sichtbaren Zeichen die Namen usw. mitteilt.

Jedenfalls haben diese verschiedenartigen Schleifen je nach dem Zwecke auch verschiedene Lebensdauer. Die Trauerschleifen fristen nur ein kurzes Dasein, denn sie werden auf den Grabstätten niedergelegt, leiden oft schon durch den Transport zu den meist entfernt liegenden Grabstätten recht sehr. Die Arbeiter an den Grabstätten gehen auch meist nicht sehr glimpflich damit um, und der erste Nachttau oder Regen zerstört den Rest der Herrlichkeit. Schließlich bedeutet bei den Trauerkränzen der Schleifenaufdruck kaum mehr als eine etwas aufdringlich vergrößerte Visitenkarte des Übersenders an die Familie des Verstorbenen.



Adresse von F. X. Weinzierl, Neu-Pasing. (Aus »Kunst und Handwerk«, München.)

Länger hält die Schleife am Lorbeerkranze des Redners oder Rezitators, des Dirigenten oder Festredners bei irgend einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Sie wird mit dem mehr und mehr eintrocknenden grünen Gezweige an sichtbarer Stelle im Hause für einige Zeit aufgehängt – vielleicht bis zum nächsten großen Reinemachen.

Ich habe gefunden, daß Sängerinnen und Schauspielerinnen am »konservativsten« veranlagt sind. Sie lassen die welken Blätter verschwinden und stapeln die Seidenschleifen mit den Aufschriften wie in einem Museum auf, als Zeichen ihrer Triumphe, die sie gefeiert.

Je nach der Dauer kann man das Material wählen; eigentlich sollte es ja immer echt Gold sein. Die leidigen Preisunterbietungen auf diesem Gebiete haben aber den Presser gezwungen, für den billigsten Preis zu arbeiten, und damit hat auch das billigste Material seinen Einzug gehalten. Werden doch heute schon recht ansehnliche Aufschriften für eine Mark und fünfzig Pfennige gedruckt, während man früher 5 Mark und mehr fordern konnte.

Wie schon gesagt: schnell gehen muß der Schleifendruck, denn er ist immer eilig. Wir setzen also den vorgeschriebenen Text auf, was bei großen Buchstaben ja viel leichter als bei kleinen; es genügt, eine dünne, aber recht feste




Adresse von F. X. Weinzierl, Neu-Pasing.

Speltpappe mit Wiener Papp anzuschmieren, Zeile für Zeile aufzusetzen und an einem Metalllineale genau gerade zu richten. Soviel Zeit soll man sich jedenfalls immer nehmen, daß man die Schrift gut anordnet. Sieht man auf Übersichtlichkeit und leichte Lesbarkeit, so ordnet man nach der Mitte an, d. h. man nimmt eine senkrechte Mittellinie an, nach der symmetrisch alle Zeilen aufgesetzt werden und wobei man mit Vorliebe kleine Zeilen zwischenschiebt und die sogenannten Stichworte hervorhebt, also etwa:

Dem
Allverehrten
Vorstandsmitgliede
Herrn
Fritz Meyer

Gewidmet
zu seinem
Hochzeitstage
vom
Gesangverein
Sängerkreis.

Will man aber sogenannten geschlossenen und modern angeordneten Satz, so würde es folgendermaßen einzurichten sein:

Dem allverehrten
Vorstandsmitgliede
Herrn Fritz Meyer

Gewidmet zu seinem
Hochzeitstage vom
Gesangverein Sängerkreis

Es ist wohl nicht notwendig erst zu sagen, daß bei Kranzschleifen stets ein Paar, d. h. zwei Bandenden in Frage kommen.

Sind die aufgesetzten Zeilen gerade gerichtet, so erhalten sie in der Presse einen leichten Druck. Dazu legt man die aufgesetzte Platte mit der Schrift nach oben genau auf die Mitte des Schlittens, einen recht gleichmäßigen dünnen Holzdeckel darüber und preßt ganz leicht an, so daß eben nur eine leichte Andeutung des Druckes vorhanden ist. Nach diesem leichten Abdruck werden die Zeilen auf Richtigkeit in bezug auf Geradestehen, Rechtschreibung und gleichmäßigen Druck geprüft und etwaige Abhilfe geschaffen. Zu schwach oder gar nicht druckende Buchstaben oder Ornamente werden auf der Rückseite der Aufsetzpappe mit entsprechend großen Papierstückchen hinterlegt und ein erneuter Abdruck gemacht, bis alles genau stimmt; nun kann man fest anpressen, einen Augenblick stehen lassen, bis die Schrift durchwärmt ist und sicher klebt.

Man kann nun gleich einrichten. Ein recht festes Stück Schrenz oder Aktendeckel genügt als Unterlage für die Seide. Es wird mit einigen Tupfen Papp auf dem Schlitten festgemacht und das Seidenband an einigen Stellen des Randes mit Nadeln, die man schräg durch die Seide in die Schrenzunterlage einsticht, daran befestigt. Natürlich muß vorher schon mit einigen Bleistiftstrichen die Lage des Bandes genau bezeichnet werden. Auf diesem selbst kann man die vorher gut gesäuberte und blank geputzte Platte einrichten. Es ist gar nicht schwer, auf dem Bande zwischen den zwei langen Parallelseiten die Platte richtig einzurichten, wenn alles genau rechtwinklig geschnitten war. Man gibt auf der Rückseite an einigen Stellen Papp, zieht die Presse einen Augenblick doch nicht allzufest zu, öffnet und zieht die Anhängeplatte sofort heraus, dreht sie um und läßt sie abdampfen, damit nachher sich nicht einzelne Buchstaben lösen und abfallen.

Bei einem solchen Artikel muß eben alles ohne Hindernis und wie am Schnürchen gehen, sonst ist kaum etwas zu verdienen.

Die Presse muß, je nach dem Material, wärmer oder kälter sein.

4*



Aus der Fachklasse der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule. (Aus »Dekorative Kunst«, München.)

Der einfachste, schnellste und bei nur einiger Aufmerksamkeit nie versagende Druck auf Bandschleifen geschieht mit Ölerfolie. Ein leichter Pulverhauch, keine allzu heiße Presse und ein kurzer Druck genügen, um alles zu tadellosem Halten zu bringen. Der Überschuß wird soweit als möglich weggeblasen und nach etwa einer Minute mit Watte – am besten Verbandwatte – abgewischt.

Mehr Sorgfalt und eine heiße Presse verlangt Metall; es ist ja völlig unecht, von Gold keine Spur, aber dennoch in bezug auf Zweckmäßigkeit und Widerstand gegen Regen dauerhafter wie Echtgold, weil es viel dicker geschlagen ist.

Es wird ebenfalls mit Vergoldepulver gedruckt, und zwar nimmt man zwei Drittel weißes und ein Drittel gelbes Pulver gemischt. Damit die Seide möglichst wenig Pulver da erhält, wo kein Druck hinkommt, ist es zweckmäßig, auf ein Stück Papier einen Abdruck zu machen und diesen nach einer Maske auszuschneiden, über die man das Pulver ganz dünn und gleichmäßig aufträgt; ein Hasenfuß ist dazu sehr geeignet. Das Metall wird bei der großen Wohlfeilheit nicht zurechtgeschnitten, sondern im ganzen Blatte aufgelegt. Ein scharfer, rascher Druck ist für das Metall erforderlich.

Für echtes Material – gewöhnlich nimmt man Orangegold – dient ebenfalls weißes und gelbes Pulver bei raschem nicht allzu heißem Drucke. Gleichviel ob echt oder unecht, die Seide wird zuerst abgeblasen, um möglichst viel Gold und Pulver zu entfernen, dann ausgeschwenkt und schließlich mit reiner, weicher Bürste abgebürstet.

Alles in allem: bei genügender Sicherheit ist die Arbeit keine schwierige und keine unangenehme.

## LEHRWERKSTÄTTEN IM RAHMEN DER PFLICHTFORTBILDUNGSSCHULE?

Von KANDELER, Direktor der II. Berliner Pflichtfortbildungsschule.*)

In den leitenden Kreisen des gewerblichen Schulwesens hatte man seit Jahren mit Interesse die Bestrebungen des Schulrats Kerschensteiner verfolgt, der in München bei der Ausgestaltung der obligatorischen Fortbildungsschule neue Bahnen verfolgte. In rastloser sechsjähriger Arbeit hat er dabei Großes geleistet, und mit berechtigtem Stolz konnte er gelegentlich des 9. deutschen Fortbildungsschultages im Oktober v. J. sein fast vollendetes Lebenswerk den Fachleuten Deutschlands vorführen.

Worin bestand im wesentlichen die Eigenart seiner Organisation? – Unter Paches Leitung hatte die Lehrerschaft längst das Wort »Berufskunde« auf die Fahne der Pflichtfortbildungsschule geschrieben. Paches Jünger waren, durch den Einfluß seiner Persönlichkeit be-

*) Aus der Zeitschrift für gewerbl. Unterricht (Seemann & Co., Leipzig).



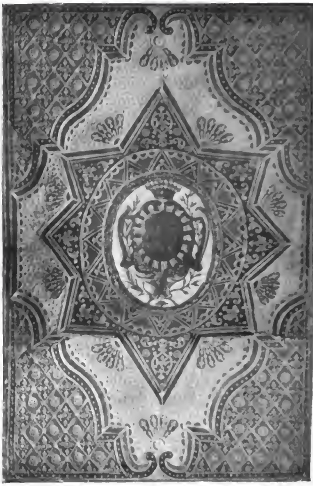
Schweinslederband mit Blinddruck von Stratmann.

geistert, hinausgezogen und hatten in allen deutschen Gauen den Beruf zum Ausgangspunkt des gewerblichen Pflichtunterrichts gemacht und damit diese Schulen in den unmittelbaren Dienst des Gewerbes zu stellen gesucht. Weshalb konnten trotz dieser gesunden Basis und trotz der ehrlichen Bemühungen der deutschen Lehrerschaft um den inneren Ausbau der Pflichtschule doch die Erfolge die Gewerbetreibenden nicht befriedigen? — Man hatte die Grenzen zur Werkstatt nicht gewahrt, war dem Fachmann ins Gehege gekommen, ohne ihn zur Mitarbeit heranzuziehen. So mußte bei aller praktischen Betätigung der Lehrer der Unterricht etwas Dilettantenhaftes bekommen. Es hat eben nur jeder ein Leben auszuleben, so der Pädagoge wie der Fachmann, und braucht es ganz, um seinem Berufe heute gerecht werden zu können. Vereinzelte Ausnahmen manuell gut veranlagter Lehrer gestatten noch keine Verallgemeinerung. Es kann die ungefüge Hand des Erwachsenen mit der jugendlich bildsamen des Lehrlings nicht in Konkurrenz treten, zumal bei der für jene Ausbildung knapp bemessenen Zeit. — Hatte es bisher an direktem Einfluß des Gewerbes auf die Ausgestaltung der obligatorischen Fortbildungsschule gefehlt, so öffnete Kerschensteiner den Fachleuten Tür und Tor, zog sie zur Erteilung von Unterricht heran, maß dem Zeichnen eine höhere Bedeutung bei und stellte die Forderung auf und führte sie bis zur letzten Konsequenz durch, daß der Lehrling in der gewerblichen Pflichtschule von Anfang an eine Lehrwerkstätte seines Berufes finden müsse und in derselben eine Ergänzung seiner praktischen Ausbildung.

Bei aller Achtung vor Kerschensteiners Schöpfung ist es doch geboten, an jenen Münchener Institutionen Kritik zu üben, zumal die Frage zurzeit aktuell geworden ist, wie weit man bei fernerer Ausgestaltung der Pflichtfortbildungsschulen München als vorbildlich gelten lassen kann. — Unbestritten bildet Kerschensteiners System die engste Verschmelzung von Theorie und Praxis; doch bedeutet die Arbeit in der Schulwerkstatt vom ersten Tage der Lehre an einen Schritt auf dem gefährlichen Wege, die Lehrlingsausbildung der Kommune und dem Staat aufzubürden. Ein Vergleich zwischen guter Meisterlehre und bester Ausbildung in einer Lehrwerkstatt wird aber immer zugunsten der letzteren ausfallen müssen. Es weiß jeder Praktiker, daß schon beim vierten Lehrling die Kontrolle für den Meister schwierig wird, wie vielmehr dort, wo ein Werkmeister eine ganze Klasse von Lehrlingen, die nicht das geringste Können mitbringen, zu unterweisen hat. Die von Kerschensteiner als »Selbstregierung der Schüler« empfohlene Kontrolle durch einen aus ihrer Mitte gewählten vorgeschritteneren Lehrling zur Überwachung und Unterweisung der anderen hilft diesem Mangel keineswegs ab. Anders ist es in den bayrischen Industrieschulen. In Berchtesgaden z. B. sind in der Distriktsschule neben den Anfängern in der Holzschnitzerei auch völlig ausgebildete junge Leute, von denen jeder die Kontrolle zweier Lehrlinge mit übernimmt. Ein weiterer Vorzug der Meisterlehre ist es, daß hier die Bedingungen für die Arbeit dieselben sind, die für den späteren Gesellen gelten; denn die Erzeugnisse dienen dem praktischen Leben, und ein rationeller Betrieb fixiert die Zeit ihrer Vollendung, während die theoretisch zugeschnittene Arbeit in der Lehrwerkstatt bei aller Sorgfalt der Ausführung doch gerade jener Vorzüge entbehrt. — Man lasse den Jungen zunächst mal etwas Tüchtiges in der Werkstatt seines

Meisters lernen, so daß er die ständige Überwachung seiner Arbeit entbehren kann, und gestatte ihm erst gegen das Ende seiner Lehrzeit den Eintritt in die Lehrwerkstatt seiner Fachschule; dorthin gehört ihrer Natur nach die Ergänzung der praktischen Meisterlehre, nicht in die Pflichtfortbildungsschule. Wohl überall stehen der gewerblichen Pflichtschule nur sechs Wochenstunden zur Verfügung und nicht acht, wie in München. Damit ist ohnehin die Einführung weiterer Disziplinen ausgeschlossen. Aber abgesehen davon lassen die angeführten Bedenken die Münchener Lehrwerkstätten der Pflichtfortbildungsschule nicht ohne weiteres nachahmenswert erscheinen. Jedenfalls kann der praktische Wert derselben in den ersten anderthalb Jahren nur gering sein. Jn Kerschensteiners drastischem Beispiel vom Forellenfang ist die Lehrwerkstatt der Köder, der dem Schüler die weniger schmackhaften Bissen des Schulpensums genießbar machen soll. Als Köder aber dürfte diese Einrichtung denn doch zu teuer werden, zumal sich über ihre Wirkung als solcher streiten läßt; denn auch der Lehrling wird leicht herausfühlen, daß ihm jene praktische Arbeit in der Schule für lange Zeit kaum mehr zu bieten vermag als die täglichen Übungen in der Meisterlehre. Dabei müssen sich hier naturgemäß die ohnehin für Aufrechterhaltung der Ordnung bestehenden Schwierigkeiten mehren.

Der unbestritten geniale und zielbewußte Münchener Organisator gibt die Möglichkeit anderer Wege zu. So ist auch Berlin beispielsweise in den fast zwei Jahren des Bestehens seiner Pflichtschule etwas anders vorgegangen. Berlin hat durch Angliederung von Fachschule und Pflichtschule ebenfalls eine enge Verbindung von Theorie und Praxis gefunden, dieselbe für viele Gewerbe bereits durchgeführt und damit die Notwendigkeit und die Vorzüge einer solchen Verschmelzung anerkannt. Ein Beispiel möge diesen Zusammenschluß illustrieren. Hier ist im Bezirk II trotz der knapp bemessenen Raumverhältnisse der Zentralschule die Buchbinderfachschule in diesem Hause belassen, weil in Bezirk II alle Buchbinderlehrlinge Berlins konzentriert sind. Vom zweiten bezw. dritten Lehrjahre an

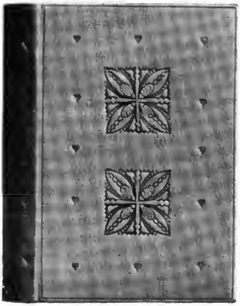


Einband in Pergament mit Lederauflagen und Handvergoldung, ehemals in der Sammlung des Buchgewerbemuseums, Leipzig.

finden dieselben hier an zwei Nachmittagen in je zweimal vier Stunden unmittelbaren Anschluß des durch Innungszwang verbindlichen Fachunterrichts an die Pflichtschulstunden. Die Buchbinderschule hat dabei ebenfalls eine Ergänzung der heute vielfach einseitigen Meisterlehre durchgeführt. Im vierten Lehrjahre gibt die Berliner Pflichtschule den Lehrling frei, der nun durch die Innung zu ausgiebigem Besuch der Fachschule herangezogen wird. — Durch dies System ist es hier wie in München möglich, die Berufsarbeit zum Ausgangspunkt des Unterrichts der Pflichtschule zu machen, anfangs im Anschluß an die Meisterlehre, später in Verbindung mit der praktischen Arbeit der Fachschule. — Die Lehrer der Buchbinderklassen an der Pflichtschule haben durch diese Vereinigung jederzeit Gelegenheit, sich in der Fachschule praktisch zu betätigen, ebenso stehen ihnen für den Unterricht die wertvollen Materialien derselben wie die Besichtigung der

Maschinen an Ort und Stelle mit den Schülern frei. Und alle diese Vorzüge haben hier keinerlei Kosten verursacht. B e i d i e s e r V e r s c h m e l z u n g b l e i b t j e d o c h d i e G r e n z e j e d e r S c h u l e g e w a h r t. Der Leiter der Pflichtschule muß natürlich zum Kuratorium der Fachschule gehören und der Obermeister dieser Schule wiederum zur Mitarbeit der betreffenden Pflichtschule herangezogen werden.

So ist im Prinzip der Weg für die Organisation der Pflichtfortbildungsschule in München wie in Berlin derselbe. Gleiche Bewertung der praktischen Arbeit für die dem praktischen Leben dienende obligatorische Fortbildungsschule; dort hat man durchweg N e u e s geschaffen, während hier unter weiterem Ausbau der Fachschulen V o r h a n d e n e s benutzt wird. Wenn so Berlin seine Fachschule zu direkter Mitarbeit an der Pflichtfortbildungsschule heranzieht, so bleibt es dabei doch in der Verteilung der Kompetenzen auf jede Schulgattung dem altpreußischen Wahlspruch: »Suum cuique« getreu.



Blinddruck von Paul Kersten.

# BÜCHERKOMMUNISMUS.

Im Verlag von Franz W u n d e r, Berlin, ist soeben ein Buch erschienen, das den Titel führt: »Sonntagsgedanken eines Alltagsmenschen, Plaudereien von Karl Werckshagen«. Hinter dem bescheidenen Ausdruck »Plaudereien« verbergen sich hier Gedankenfolgen, die, so angenehm sie vorgetragen werden und so leicht sie sich lesen, doch geeignet sind, Klarheit über viele ernste Angelegenheiten des Lebens zu verbreiten. In die Gruppe dieser Aufsätze gehört die beherzigenswerte Plauderei über den Bücherkommunismus, von dem Werckshagen u. a. sagt: »Sie huldigen ihm alle, Vornehm und Gering, Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet. Wir legen sonst auf körperliche Sauberkeit den größten Wert, es wird nicht lange dauern, bis man in jeder Arbeiterwohnung eine Badeeinrichtung hat, aber wir ekeln uns nicht, abgegriffene Bücher aus der Leihbibliothek anzufassen, in ihnen zu blättern und zu lesen, als kämen sie eben aus der Druckerpresse. Es gibt Leute, die lieber verdursten würden, als daß sie sich des Bechers bedienten, der an den Bahnhofspumpen angekettet ist zum allgemeinen Gebrauche, und die ein fettiges Buch vom Leihbibliothekar stundenlang mit den Händen liebkosen, ohne den Gebrauch von Handschuhen dabei für nötig zu halten oder sich hernach die Hände gründlich abzuseifen. Es gibt Leute, die sogleich zum Waschbecken laufen und zur Sublimatseife greifen, wenn ein reinliches altes Weibchen aus Dankbarkeit für eine empfangene Gabe ihnen die Hand gedrückt hat, und die in aller Harmlosigkeit frühstücken, während sie den schmutzigen Rücken eines feilen Buches streicheln. Man will jetzt einen uralten kultischen Brauch, der älter ist als die christliche Religion, nämlich das gemeinsame Trinken aus einem Gefäße, abändern, es soll dafür jeder Andächtige aus einem besonderen kleinen Becher trinken. Aber man findet nichts darin, sich an literarischen Getränken zu erlaben aus einem Gefäße, an dessen Wänden alle möglichen sauberen und unsauberen Lippen ihre Spuren hinterlassen haben. Es ist kürzlich vorgekommen, daß ein Bankbeamter, der sich den Finger an einem schmutzigen Hundertmarkschein geritzt hatte, an Blutvergiftung starb. Es gibt Bücher und Journale, die nicht viel sauberer sind als altes Papiergeld, und man pflegt sie

nicht so vorsichtig anzufassen wie dieses. Hingegen veranstaltet manche Hausfrau ein großes Reinemachen, wenn ihr der Hausherr aus seinem Bücherschatz ein Buch in die Hand legt, das im Studierstubenstaub in Ehren grau geworden ist. Wer wird einen kleinen Blumenstrauß, den ein Bauernmädchen gebunden und auf dem Wege verloren hat, aufheben, um sich damit zu schmücken? Aber Bücher, die 100 Hände angefaßt haben, nimmt man mit zu Bett und legt sie gar unters Kopfkissen, wenn man sich müde gelesen hat. Der rollende Rubel ist ein beliebtes Thema für Aufsatzübungen der Schuljugend. Wie wäre es, wenn die Pädagogen dieses etwas veraltete Thema durch ein neues ersetzten: Das wandernde Leihbibliothekbuch? Das Schicksal eines solchen Buches zu beschreiben, kann auch der magersten Phantasie nicht schwer fallen. Es kommt in die Hand des bildungsbedürftigen Studenten: heil ihm! Ein frisch verliebter Backfisch holt es sich dann und betaut die Blätter mit Tränen der Rührung: wohl ihm! Es wandert in die Junggesellenwohnung des Leutnants, der notwendig das Neueste gelesen haben muß; in das Hinterzimmer eines Schlachterladens, dessen wohlbeleibte Besitzerin ihre herangewachsenen Töchter zum Eroberungszug in die Männerwelt ausrüstet; in kühnem Sprung gelangt es in das Boudoir der Aristokratin, die lieber ihren Gatten mit trockenem Brot füttern würde, als einen geliehenen Mantel zu tragen, die ihrer Würde aber nichts vergibt, wenn sie ihren Geist an der Krippe geliehener Bücher sättigt. Von der echten Dame macht das Buch dann eine Exkursion zu der unechten Dame, die auf dem Faulbette ihre müßigen Tage mit Hilfe von Büchern umbringt; armes Buch! Welche Augen ruhen auf dir, welche Gedanken umranken dich, welche Luft atmest du. Und ungewaschen und ungebadet stellt es sich dann in der Familie des Gelehrten ein, wo man nur die Klassiker als literarisches Sondereigentum besitzt. Man kann nicht alle Bücher kaufen. Natürlich nicht. Aber man mag den Bücherbesitz in Freundeskreisen austauschen. Ich möchte nicht gerne ein fremdes Buch in der Hand haben außer von solchen, die ich auch an meinem Tische sitzen sehen möchte.«

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Dem heutigen Hefte liegt eine farbige Tafel bei, deren Original ausgeführt ist in der Akademie für graphische Kunst vom Fachlehrer Dannhorn. — Die Tafel ist uns in liebenswürdigster Weise von der Schule zur Verfügung gestellt. Wir dürfen uns begnügen, statt weiterer Beschreibung auf die Unterschrift zu verweisen.

Die sehr schönen und eigenartig entworfenen Bände von Miß R. Philpott zeigen zwar das bekannte englische Cachet, sind jedoch in den Einzelheiten abweichend von dem sonst Üblichen in bezug auf Raumverteilung und Anordnung des Geflechtes. Die Abbildung der Bände, welche in Danzig ausgestellt waren, gestattete die bekannte Buchhandlung von Baer in Frankfurt a. M.

Von einem jüngeren Künstler rührt der Schweinslederband her, der auf S. 29 abgebildet ist; mit einfachen Mitteln ist die beabsichtigte Wirkung vollauf erzielt.

Ein ganz eigenartiger Band ist auf S. 30 abgebildet. Er wurde dem Schriftleiter des »Archiv« zur Reproduktion von Herrn Bibliothekar Meier (seinerzeit am Buchhändlerhause) überlassen und ist heute nach Angabe des Herrn Direktor Willrich nicht mehr aufzufinden. Es ist ein mit vieler Ledermosaik gezierter, mit Déromestempeln gedruckter Band in sehr hübscher Ausführung, der bereits auf den Ausgang der Barockzeit hinweist. Ein Mittelwappen deutet auf den ehemaligen, französischen Besitzer.

Sehr vornehm wirkt ein Blinddruckbändchen von Paul Kersten, das auf Seite 31 abgebildet ist.

## VERSCHIEDENES.

Zu den Abbildungen des vorigen Heftes: Der Einband auf Seite 9 von Heft 1, 1907, wurde von A. de Sauty, London, und nicht von der Guild of Women Binders angefertigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.




**Königliche Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig.**
**Einband in Rindleder mit Blind- und Golddruck (Originalgröße 24:30 cm). Entwurf und Ausführung Schüler J. Galamb. Lehrer des Entwurfs Kleukens, Lehrer der Technik Dannhorn.**

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang — Juni 1907 — Heft 3.

## ZUM VERBANDSTAGE IN HANNOVER 1907.

Der diesjährige Verbandstag, der vom 20. bis zum 24. Juli tagen wird, soll einen besonderen Anziehungspunkt erhalten durch die damit verbundene Ausstellung.

Seit Jahren hat keine der in Frage stehenden Verbandsinnungen es unternommen, eine Fachausstellung nicht allein für Erzeugnisse unseres Faches, sondern auch für Maschinen, Materialien usw. mit dem Verbandstage zu verbinden. Ungezählte und unvorherzusehende Arbeit, Ärgernisse aller Art und Unstimmigkeiten, ja auch manches dauernde Zerwürfnis bisheriger Freunde oder Geschäftsfreunde hat eine solche Ausstellung im Gefolge, und man kann, ähnlich wie von der Politik sagen: Die Ausstellungen verderben den Charakter. Damit ist allerdings nur gemeint, daß die, die sich mit der Arbeit und Sorge der Ausstellung beladen haben, gegen Schluß der Vorarbeiten so aufgeregt, gereizt und überarbeitet sind, daß ihnen manches unhöfliche Wort entschlüpft, daß sie von dem und jenem als eigenmächtig, als »Terroristen« verschrien werden. Wer aber ruhig nachdenkt, oder wer gar selbst einmal bei solcher Arbeit mitgewirkt hat, der begreift solchen Zustand, und bekanntlich bedeutet ja »Alles verstehen« — »Alles verzeihen«.

Möge also allen, die bei dieser Ausstellungsarbeit mitzuwirken haben, volle Arbeitsfreudigkeit und der gute Humor, der über das Schlimmste hinweghilft, zur Seite stehen.



Grüner Maroquinband von Paul Claessens Fils, Brüssel.

Jede derartige Ausstellung, die für ein bestimmtes Fach ganz besonders eingerichtet und zugeschnitten, ist, wenn zweckmäßig angeordnet, so eine Art große Parade, bei der die Fachleute alles an sich vorbeiziehen lassen, was neu ist, und das Neueste findet den meisten Anklang. Jeder will sehen und Neues lernen, von den neuesten Errungenschaften der Werkzeuge und Maschinentechnik, von allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Rohmaterialien und Halbfabrikate Kenntnis und Kunde haben.

Aber jeder möchte auch wissen, was in bezug auf die Buchtechnik und den Außendekor Neues zu sehen ist, was der und jener macht und wie er es macht, damit man entweder lernen, Neues sehen und neue Anregung finden kann, oder sich freuen will, daß man es selbst doch »um vieles besser machen« kann. Am besten haben's dabei die, die selbst so was nicht machen, hors de concours stehen und deshalb kritisieren, und ganz genau wissen, wie es nicht sein soll und wie sie selbst es wohl machen würden – wenn sie es überhaupt einmal machen. Die Sorte ist überall am meisten verbreitet, aber sie ist harmlos, denn sie selbst machen ja nur Mittelware und darunter.

Jedenfalls aber wird der Verbandstag in Hannover wieder ein Markstein unter den Verbandstagen sein.

Den 25 jährigen hat man still und klanglos vorüberziehen lassen, ohne auch nur einmal der wenigen zu gedenken, die damals den Verband gegründet haben, geschweige denn derer, die aus dieser Zeit überhaupt noch übrig sind. Einer, der bei solchen Gelegenheiten stets eine boshafte Bemerkung zur Hand hat, meinte: dazu muß man aus Berlin sein, sonst gibt's nischt. –

Nun wird der diesmalige mit entsprechendem Pomp und Glanz vor sich gehen. Hoffentlich werden auch die Verhandlungen ein gutes Resultat zeitigen. Wenn man als Agitator für Zusammenschluß und für den Verband in die Provinz kommt, dann hört man immer sofort: Was bringt mir denn das für einen Nutzen? Einer unserer tüchtigsten Fachleute im Rheinlande, der sich gegen den Beitritt zum Verbande mit allen Kräften sträubt, meinte: »Nun sagen Sie mir nur, was hat der Verband in den 27 Jahren nun schon genützt? – Kampf gegen den Lehrerhandel?, der besteht ja nach wie vor, die Zuchthausarbeit blüht mehr denn je, Papierlieferungen sind dem Händler vollständig unterbunden, weil die Behörden ihre eigenen Protéges durchsetzen, die Preise sind auch noch auf minimalster Stufe, also was wollen Sie? – doch bloß mein Geld«. –



Adresse in Maroquin mit Handvergoldung, von Georg Hulbe, Hamburg.

Ja, da sitzt man dann mit seiner akademischen Beredsamkeit und kann sie nicht verwerten. Das Gefühl für Gemeinsamkeit war bisher entschieden im Abnehmen, und wenn es uns nicht geht, wie den Holzarbeitern, die durch die Arbeitnehmer gezwungen wurden, sich zusammenzutun, so laufen wir noch lange jeder seinen eigenen Interessen nach und glauben, daß es gar nicht notwendig sei, einmal eine gemeinsame Tat zu tun.

Nun liegt ja die neueste Tagesfrage vor, der Arbeitgeberschutzverband, und es ist zu erwarten, daß hierzu sich sehr viel mehr Interessenten finden werden, als zum Bunde deutscher Buchbinderinnungen, und wenn es nicht geschickt angefangen wird, kann es kommen, daß einzelne Fachleute oder Innungen in den Schutzverband ein- und aus dem Bunde austreten. Da möchten wir doch beizeiten ausrufen: Videant consules.

Eine endgültige Tagesordnung für den Verbandstag steht noch nicht fest, und das Verbandsblatt klagt, daß die Innungen im ganzen Reiche wenig Anregung geben für die Punkte der Tagesordnung. Dennoch liegt so vieles vor, was der Allgemeinheit in unserem Gewerbe Sorge macht. Die Konkurrenz der Druckereien, das Zwischendrängen der Papierhändler zwischen Buchbinder und Publikum werden immer lästiger; daß die Behörden heute alle schon eigene Buchbindereien mit fest angestellten Gehilfen haben, die während der Dienststunden für den Fiskus möglichst wenig, während der freien Zeit aber möglichst viel für Private arbeiten, ist ebenfalls ein Übelstand, der bereits längst lästig empfunden wird.

An Stoff fehlt es gewiß nicht; je greifbarer die Übelstände sind, desto eher muß von Bundes wegen etwas dagegen geschehen.

Der Kampf gegen die Dezentralisation, der lange geführt worden, ist ja heute aufgegeben; wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß größere Bezirksvereine das Interesse ausgerechnet der eigenen Gegend viel besser vertreten können, als wenn alles vom und durch den Bund geschehen soll. Was für den Osten paßt, ist im Westen unmöglich, was in Berlin notwendig, kann in Würzburg ungangbar sein. Sind die Fachleute selbstlos und weitsichtig genug, um stets den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen, dann kann für das große Ganze eine segensvolle Tätigkeit nicht ausbleiben. Wenn aber die Eigenbrödelei und engherzige Sonderinteressen die Oberhand gewinnen, dann wehe dem gedeihlichen Zusammenwirken.

Möchte der diesjährige Verbandstag nach allen den angedeuteten Richtungen nur Bestes wirken, damit auch nach ideeller Richtung hin ein auf lange hinaus wirkender Erfolg sichtbar werde, daß wir noch nach Jahren befriedigt zurückblicken auf den

Verbandstag Hannover 1907.

## ADRESSEN VON GEORG HULBE.

Bei dem kürzlich stattgefundenen Jubiläum des Norddeutschen Lloyd in Bremen hatte die bekannte Firma Georg Hulbe Gelegenheit, sich in hervorragender Weise zu betätigen. 12 größere und kleinere Ehrengaben sind für dieses Jubiläum ausgeführt worden. Ganz besonders bemerkenswert war, daß die verschiedensten Künstler, aus Bremen allein drei, sich mit Entwürfen beteiligt hatten, und ganz besonders interessant ist wiederum das, daß diese Künstler ganz verschiedenen Kunstrichtungen huldigten (zwei davon sind extrem modern, der dritte wieder einer gemäßigten Richtung angehörend).

So waren drei Mappen allein von dem Künstler Magnussen in Bremen entworfen und zwar die eine in zarter Lederbeiztönung, ganz in Handvergoldung durchgeführt und mit einer reichvergoldeten Silberauflage versehen, eine zweite in Lederschnitt, handvergoldet und eine dritte in zarter Ledermodellierung und ebenso feiner, dezenter Beizung hergestellt.

Die Mappen wurden zum Teil von der Bremer Handelskammer, zum Teil auch von einzelnen Beamtenkategorien des Norddeutschen Lloyd gestiftet.

Nach dem Entwurf von Heinrich Vogeler, Worpswede, wurde eine Mappe in rotem Sammetleder mit einem Medaillon in Handvergoldung ausgeführt. Der Bremer Maler Bollhagen entwarf eine große Mappe ganz weiß Saffian mit eingelegten, halbmodellierten Lederborten in feiner Beiztönung und Vergoldung, in der Mitte das Wappen des Lloyd farbig ausgeführt. Bekrönt wurde das Wappen des Lloyd mit einer alten in Leder getriebenen Galeere.

Die Ehrengabe des »Vereins Deutscher Schiffswerften« war blau-grauer Saffian mit Silberecken und zarter Algenmodellierung ausgestattet. Ferner ist noch zu erwähnen die



Adresse in blaugrau Saffian mit Modellierung und Silberecken.

Mappe, welche von der Redaktion des »Hamburgischen Korrespondenten« als Ehrengabe überreicht wurde und als Einlage den vom General-Direktor Ballin der »Hamburg-Amerika-Linie« geschriebenen Festartikel enthielt. Ein großer, breiter Lederrahmen, antik gehalten und mit den Wappen von Elbing, Bremen, dem Lloyd-Wappen und dem Zeichen der »Schichau-Werft« in Elbing verziert, der in Leder getrieben und in antiker Behandlung ausgeführt war, reihte sich diesen an. — Eine ganze Reihe anderer, kleinerer Gegenstände, Schreibmappen usw. hatte dieses Jubiläum im Gefolge, da auch noch weitere Jubelfeiern einzelner Beamter gleichzeitig mitzufeiern waren.

Die Firma hat auch damit wieder ihre bekannte Leistungsfähigkeit bekundet. Da die Zeit der Ablieferung so knapp bemessen war, daß nur teilweise und unter ungünstigen Verhältnissen Reproduktionen hergestellt werden konnten, so beschränken wir uns auf nur zwei Abbildungen.

## EINE REVOLUTION.

Was ist Tradition und herkömmlicher Gebrauch, wenn neue Zeiten, neue Verhältnisse über uns hereinbrechen; ein Nichts, ein Überlebtes, etwas, das man mit einem mitleidigen Achselzucken abtut, wenn die Königin »Mode« geruht, etwas Neues einzuführen. Das Buchgewerbe, besonders auch die Behandlung des Buchkörpers und des äußeren Einbandes sind bis vor kurzem von solchen Modestürmen im wesentlichen verschont geblieben. Wir haben zwar auch da verschiedene Mauserungen durchgemacht, doch war der Übergang nie ein plötzlicher und die Umwandlung nie eine durchgreifende und deshalb keine allgemeine. Die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts brachten uns die zierlichen französischen Du Seuil- und Eve-Muster, die achtziger Jahre die Vorliebe für die italienischen Grolier- und Majoli-Motive und jeder Buchbinder, der auf »Reputation« hielt, schaffte sich die Stempel dieser Richtungen an und, — besonders noch angefeuert von den Herren der Ästhetik — alles druckte französische und italienische Renaissancemotive oder die zierlichen Dentelles, Eventails und Fanfares der französischen Glanzzeit des Barock.

Wir können ziemlich genau die Zeit der Einführung dieser Einzelrichtungen feststellen. In den siebziger Jahren waren es einzelne Deutsche, die infolge des französichen Krieges Frankreich verlassen mußten und sich in Deutschland neu einrichteten, französische Technik, französische Zierweise und die Kenntnis des französischen Buchkörpers bei uns heimisch machten. Allen voran und am meisten Einfluß ausübend, stand der ebenso geniale als ruhelose Kraftmensch Baum aus Sachsenhausen, der damals für eine ganze Richtung maßgebend wurde, so daß man eigentlich hätte von einer Richtung Baum sprechen können. Sein Schüler Oettinger folgte ihm genau in seiner Technik und in seinem Können.

Etwas später kamen die italienischen Formen in Aufnahme. Anfang der achtziger Jahre waren in Frankreich einige wertvolle Werke über französische Einbände erschienen, besonders das Werk von Brunet. Bald darauf gab Stockbauer die herrlichen Reproduktionen der



Einband von Paul Claessens Fils, Brüssel. — Persisch.

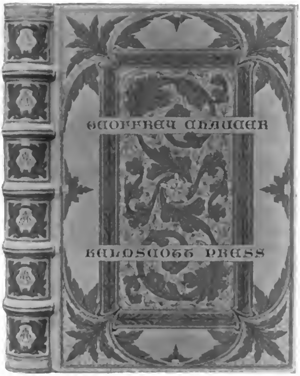
Arbeiten sächsischer Meister heraus und nun begann das eigentliche Gären in den Werkstätten der deutschen Kunstbuchbinder, so eine Art Vorfrühling, der uns auf uns selbst stellte und uns das Gefühl eigenen Könnens in unserm Gewerbe brachte.

Ehe jedoch die guten Wirkungen dieser Zeit voll zur Geltung kamen, erfolgte der Umsturz: die Jugendrichtung, die Sezession, die Moderne folgte sich in hastigen Sprüngen, fast ohne jede Übergangszeit und über uns hereinbrechend wie der Dieb in der Nacht. Wir hatten soeben erst unsere teuren Stempel bei den Gravieranstalten voll bezahlt, da kamen

die Herren der Ästhetik, die uns zu fleißigem Kopieren der alten italienischen und französischen Meister angehalten hatten, und erklärten eben dieses Kopieren für verkehrt, den deutschen Handvergolder für einen blöden Nachäffer ohne eigenes Können, überhaupt für einen ganz minderwertigen Menschen, der sich nie zu selbstständigem Können aufschwingen würde; das war vor etwa 10 Jahren.

Schade: unsere schönen Grolier-, Derôme-, Le Gascon- und Evestempel verstauben in den Schränken und sind bis auf weiteres kaum mehr als altes Messing; wer weiß, ob sie jemals eine fröhliche Auferstehung feiern werden Die Moderne hat mit allen diesen Formen aufgeräumt, ja selbst der bisherige Entwicklungsgang, wie ihn etwa die orientalische Zierform über die italienischen Voll-, Leer- und Schraffierstempelformen hinweg bis zur sächsischen Renaissance durchgemacht hat, ist nicht eingehalten worden. Der Ruf: Weg mit dem Ornament! erschallte überall und man bemühte sich mit den einfachsten Formen Muster herzustellen. »Flächenkunst« war die Losung für den Bucheinband genau so, wie man für andere Innenausstattungen den Kraftausdruck »Raumkunst« prägte. Es klingt ja so nett, moderne Schlagworte zu schaffen, es ist so billig, und sieht nach was aus. Man ornamentierte nun ausschließlich nach »Prinzipien«; wo es aber Prinzipien gibt, da sind auch die Prinzipienreiter sehr bald in der Nähe und von diesen haben es einige bereits bis zum »Prinzipienfanatiker« gebracht. Ich möchte nicht mit den Mitgliedern des Deutschen Sprachvereins in Krieg geraten, und erkläre ausdrücklich, daß ich nur aus dem Grunde die undeutschen Worte gebrauche, weil die deutschen Begriffe dafür alle sich mit dem einen Worte »Einseitigkeit« decken würden, ich aber im allgemeinen den Unhöflichkeiten, auch den schriftstellerischen, nach Möglichkeit aus dem Wege gehe.

Außer dem oben genannten Wunsche, das Ornament zu begraben, hatte man noch den ferneren, »naiv« zu werden. Das ist ja allerdings ganz begreiflich; man ist im äußeren Lebensgenusse und der ganzen Lebenshaltung so über alle Grenzen hinaus gelangt, man haut so über alle Stränge, daß es doch wenigstens eine Stelle geben muß, wo man sich als »harmlos« hinstellen kann. Wahrhaftig, vieles in unserem heutigen Kunstgewerbe ist wirklich bereits bis an die Grenze der äußersten Harmlosigkeit gelangt, und das Ornament selbst kennen viele genau so vom Hörensagen, wie den Sinn für gediegene Technik.

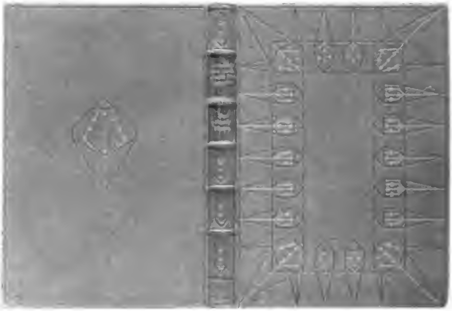



Moderner Einband mit Ledermosaik von Paul Claessens Fils, Brüssel.

Das hat nun bei uns im Buchgewerbe, d. h. im Einbandgewerbe, noch nicht so einschneidend gewirkt, wie in anderen Gewerben, besonders denen, die mit der Innendekoration befaßt sind. Aber in der Ferne zeigen sich doch bereits Andeutungen, daß uns da viele Überraschungen bevorstehen. Seit die unglückliche Übersetzung des Cockerell, nach der die Bücher mit dem »Pflug« beschnitten werden, in Deutschland zu den Werken gehört, die im guten Zimmer des angeblichen oder echten Bücherfreundes aufliegen müssen, erschienen ist, meint jeder Dilettant, er könne nunmehr dem Fachmanne mit seiner aus dem Englischen überkommenen Weisheit auftrumpfen, trotzdem die ganze Sache für uns doch kaum verwendbar ist, weil Verhältnisse, Werkzeuge und Abnehmer bei uns ganz abweichende sind.

Nun beruft sich Cockerell auf William Morris, der seine Typen selber schnitt, seine Bücher selber druckte und selber einband. Solche

hervorragend begabte und – begüterte Leute ſind ſehr ſelten, und bei uns in Deutſchland gedeihen ſie gar nicht; alſo paßt auch für uns der Hinweis auf Cockerell und Morris nur ſo weit, als dieſe beiden wünſchen, daß auf eine gute Sache jede erdenkliche Sorgfalt verwendet werden ſoll, um die beſtmöglichſte, haltbarſte und zweckmäßigſte Arbeit zu erhalten. Nun aber gleich unſere ganze Arbeitstechnik, Außendekor und die üblichen Materialien in die Rumpelkammer zu werfen, iſt doch jedenfalls verkehrt.

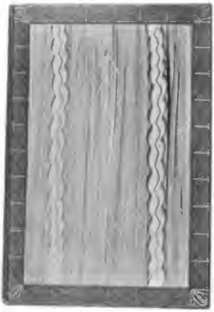


Mausgrauer Saffianband von E. Knothe, Görlitz.

In den vorgehenden Heften iſt ja ein Vortrag von Cockerell wiedergegeben, in dem er unter anderem auch verlangt, daß die modernen Druckwerke auf »intereſſante Papiere« gedruckt werden ſollen, bei denen man auch auf der Rückſeite das ſehen ſoll, was der Drucker »Schatten« nennt. Natürlich ſieht man bei dieſer Art auf jeder Seite gleich Schöndruck und Widerdruck; den einen ſchwarz vertieft, den anderen negativ farblos, aber erhaben. Es mag ja Leute geben, die es gern haben, wenn man Druckwerke ſchlecht leſen kann; daß es aber richtig ſein ſollte, alle Druckſachen heute ſo herzuſtellen, iſt denn doch wohl nicht anzunehmen.

Nichtsdeſtoweniger werden heute eine Menge der »hochmodern ausgeſtatteten« Druckwerke auf ſogenanntem Büttenpapier hergeſtellt. Freilich mit dem alten guten, handgeſchöpften Büttenpapier hat dieſe Art nichts gemein, denn es iſt meiſtens ein ganz kurz geſchliffenes, mürbes Papier, dem man die Wohltat des Kalanders zugunſten einer groben Körnung oder Rippung verſagt hat. Damit es nun auch recht hübſch druckfähig bleibt, iſt es möglichſt wenig geleimt. So haben wir denn die modernen Druckſachen, mit denen ſich ſo mancher Buchbinder herumſchlägt, die ihm Sorge, Schmerzen und Beſchwerden machen, wenn er nach der alten Weiſe Goldſchnitt oder gar Marmorſchnitt anbringen will. Das Buch läßt ſich nämlich gar nicht ſo kräftig preſſen, als es für Goldſchnitt notwendig wäre, und beim Marmorieren ſaugt es troß Alaunwäſche oft genug noch ſo viel an, daß einzelne Blätter geradezu verdorben erſcheinen. Wird aber ein ſolcher Schnitt oder ein Goldſchnitt gar noch geglättet, ſo quetſchen ſich die Blattkanten ſcharf ineinander, daß ſie Quetſchfalten zeigen und kleben.

Es iſt müßig über ſolche Druckerſünden — vielleicht ſind's wohl mehr Verlegerſünden — ſich aufzuregen. Der Buchbinder iſt der letzte in der Reihe der Buchgewerbler, er hat die letzte Hand anzulegen, die äußere Umkleidung zu beſorgen. In den ſeltenſten Fällen wird man bei Auswahl des Papieres gerade ihn zu Rate ziehen. Der Buchbinder kann auch nicht ſagen, das oder jenes habt ihr nicht recht gemacht, ich kann keinen Goldſchnitt machen oder den Band nicht marmorieren, ſondern er muß ſich mit den Tatſachen abfinden. Im vorliegenden Falle iſt dies nicht allein ſehr naheliegend, ſondern auch ſehr einfach: der Band erhält gar keinen Schnitt, oder wenigſtens nur oben; die anderen Seiten werden vor dem Heften mit der Pappſchere gerade nur eben knapp aufgeſchnitten. Da der Goldſchnitt doch nicht blank wird, richtet man ſich von vornherein darauf ein und glättet ihn nur unter Papier an, ſo daß er matt bleibt. Cockerell behauptet ja, ein Buch mit Goldſchnitt ſähe aus, wie eine Meſſingbettſtelle, und doch macht er ſelbſt



Vorsatz-Spiegel zu dem Bande S. 38.

welche; also auch da fehlt's an der Prinzipienreiterei nicht. —

Aber in bezug auf den Schnitt gibt es wahre Prinzipienfanatiker. Die wollen gar keinen Messerschnitt am Buche sehen: sie lassen die Bogen mit dem Falzbein aufschneiden, je ruppiger, desto schöner; das sind die Gigerls unter den Bücherliebhabern, oder sind's Büchernarren?

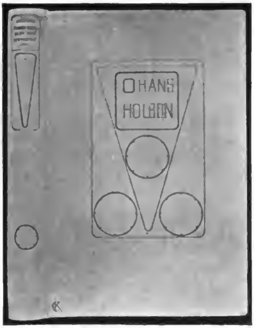
Wenn man denselben Leuten zumuten wollte, sie sollten an dem unteren Saume der Hose oder des Gehrockes doch auch die rauhe Salbandkante stehen lassen, was die Russen doch tun und was so gut aussieht, würden sie sich sehr empört anstellen, obgleich es doch im »Prinzip« dieselbe Sache ist.

Nun gibt es noch welche, die haben sich einen Mittelweg zurecht gemacht. Die Erfinder davon sitzen in Wien. Der Band wird aufgeschnitten, in Quart aufgelegt, jede Kante für sich gerade gestoßen, matter Goldschnitt daran gemacht und dann erst zusammengefalzt und geheftet. So hat ja jedes Blatt Goldschnitt, gewiß; aber der Zweck des Goldschnittes, Verhinderung des Eindringens von Staub, ist völlig verfehlt.

Der Kampf um den Goldschnitt ist nicht neu; schon vor 30 Jahren hat ein Wiener Professor dagegen gekämpft, gerade so wie gegen den marmorierten Schnitt; heute ist dieser Kampf wieder aufgenommen worden und solange man sich der schwammigen weichen Papiere bedient, wird wohl auch die Schnittverzierung zurückgedämmt werden. Ob auf die Dauer? Kaum. Gestrenge Herren regieren nicht lange; was so rasch und so künstlich erzwungen wird, hält nicht lange vor. Jedenfalls werden die Buchbinder gut tun, weder das Marmorieren noch das Goldschnittmachen zu verlernen.

Auch die herkömmlichen Überzugpapiere sind heute zum Teil überflüssig geworden. Es gehört zur modernen Naivität, den Packpapierüberzug herbeizuholen. Das hat man in der Wertherzeit so gemacht, und da wir ja heute auch Neogrek, Empire und Biedermeier recht »naiv« nachmachen müssen, greifen wir auch wieder zu den stumpfen, im Stoff gefärbten Papieren, ja eine der öffentlichen Fachschulen tat noch etwas Übriges und machte Handvergoldungen darauf. Sonst gilt zwar die Grundregel, daß eine edle Technik nur auf ein edles Material gehört; doch Regeln gelten nur für untergeordnete Geister. Der Künstler schafft in freiem Empfinden.

Da kommt mir bei dem Empfinden der Gedanke, ob denn die modernen Kunstgewerbler, die alles so fein geometrisch zu deichseln wissen, überhaupt empfinden; daß sie vieles nachempfinden, ist zwar wiederholt erhärtet worden, aber es scheint doch, als wäre bei den Neuesten vieles mehr mit dem Verstande, als mit dem Herzen geschaffen. Nun soll ja das Herz niemals mit dem Verstande davon laufen, und wir sind weit davon entfernt dies den Neuesten nachzusagen; auf der anderen Seite sollte man aber sorglich davor zurückschrecken, dem Verstande allein die Arbeit des Entwurfs zuzuweisen, der dann das Herz völlig unterdrückt. Die Technik, das Mechanische und Handwerksmäßige muß der Verstand leiten und führen, aber der Entwurf, das geistige Wirken am Werke muß überwiegend dem Herzen vorbehalten bleiben. Der Entwurf muß gefühlt und empfunden, nicht gemessen und ausgezirkelt werden; es muß aus vollem Herzen herausquellen, was man über den einzelnen Gegenstand zu sagen hat; was man auf dem Herzen hat, soll man dem Werke zuteil werden lassen. Das eben bringt das Eigenartige, das »Individuelle«, denn jeder denkt über denselben Gegenstand anders, wie






Pergamentband mit Vorsatzspiegel von E. Knothe, Görlitz.

die tausend anderen, und jeder spricht seine eigene Herzenssprache.

Was einer oder eine Gruppe lediglich mit dem Verstande schaffen, wird nur zu bald System, Schablone; sobald dies geschehen, ist's mit der Eigenart vorbei, denn Hinz und Kunz haben sehr bald auch die Schablone erfaßt und schaffen und entwerfen nach demselben Rezepte. Das ist ja nicht schwer, aber es führt zu einer geistigen Verödung, die wir im Kunstgewerbe wahrhaftig nicht brauchen können.

Wo aber das Herz beteiligt, da ist auch stetiges frisches Pulsieren, ein ewiges Neuleben, Neudenken, ein Vergleichen, Empfinden und Mitfühlen, das den Sinn für das wahrhaft Schöne aufnahmefähig macht und schärft. Darum fort mit jeder Verstandeskunst; wir brauchen im Kunstgewerbe eine Herzenskunst genau so nötig wie in der hohen, der bildenden Kunst.

Wir haben dem vorliegenden Aufsatze die Überschrift gegeben: Revolution; es ist eine solche in Vorbereitung. Stürzen soll vieles, was uns alt, ehrwürdig und bisher richtig erschien, an seine Stelle aber Neues, Ungewohntes treten, das uns nicht geläufig werden will. Wird sich nun diese Revolution friedlich und ruhig vollziehen? Vielleicht. Die Alten und die Neuerer werden voraussichtlich hart aneinander geraten. Was den Neuen aber an Verstandeskunst als Plus zur Seite steht, wird reichlich wett gemacht durch das Plus an Verstandestechnik bei den Alten, die in wirksamster Weise durch warmes Empfinden, durch wahre Herzenskunst unterstützt und zu einheitlichem Ganzen geführt wird.

Und das Ende? Bestehen wird nur das wirklich Gute. Echte Handwerkskunst in Verbindung mit wahrhaft guter, ehrlicher Technik überdauert die schwersten Anfechtungen. Wir müssen eine Herzenskunst mit einer Verstandestechnik in kluger Weise verbinden; dann gibt es einen guten Klang. Vorläufig aber regt sich noch mächtig die Reklame für nüchterne Verstandeskunst, und genau wie vor 10 Jahren rufen ebendieselben Leute: Bleibt vom Handwerker weg, der schafft nur aus purer Geldgier und fördert die rohen Instinkte des Publikums. Nur wir, wir allein verstehen die Geschichte. Von der Technik wissen wir zwar gar nichts, aber nur unter unserer kunstverständigen Leitung kann allein die kranke Technik gesunden. Immer heran, meine Herrschaften, Ihr Geld ist kein Blech, und umsonst tun auch wir nichts.

Na ja! — Hoffen wir das Beste.

# AUSSTELLUNG FÜR EINBANDKUNST IN STRASSBURG.

Auf Veranlassung der Ministerialabteilung des Innern wird in der Zeit vom 6. bis 20. Oktober d. J. in den von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellten Räumen des alten Schlosses zu Straßburg eine Ausstellung alter und neuerer Bucheinbände veranstaltet werden, welche entweder kunstgeschichtliches Interesse beanspruchen oder wegen des Geschmacks und der Gediegenheit der Arbeit dem Buchbindergewerbe des Landes als Vorbilder dienen können. In erster Linie sollen Einbände elsässischer und lothringischer Herkunft in Betracht kommen, dann aber auch solche, welche sich im öffentlichen oder privaten Besitz des Landes befinden, ohne Rücksicht auf den Herstellungsort. Zur Vorbereitung der Ausstellung ist am 1. d. M. in Straßburg ein Komitee unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs Mandel zusammengetreten, welchem folgende weitere Herren angehören:

Aus Straßburg: Buchbindermeister Paul Baczynski, Mitglied der Handwerkskammer für Elsaß-Lothringen; Geh. Regierungsrat Dr. Böhmer; Dr. med. P. Bucher; Dr. med. F. Dollinger; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Euting, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek; Universitätsprofessor Dr. Johannes Ficker; Handelskammersekretär Dr. jur. H. Haug; Domherr Prälat Keller, Superior des Priesterseminars, Vorsitzender der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses; Buchdruckerei-Direktor Fritz Kieffer; Kanonikus Dr. Paul Müller-Simonis; Universitätsprofessor Dr. Polaczek, Direktor des Kunstgewerbe-(Hohenlohe-) Museums; Bürgermeister Dr. Schwander und Fabrikant Caesar Winterhalter; aus Sankt Leonhardt bei Börsch: Landesausschußabgeordneter A. Laugel; aus Mülhausen: Direktor August Häusler, Konservator des Museums; aus Colmar: Stadtbibliothekar A. Waltz; aus Rappoltsweiler: Herr C. Schlumberger-Steiner; aus Metz: Archivdirektor, Geh. Archivrat Dr. Wolfram, Schriftführer des Vereins für lothringische Geschichte.



Blauer Écraséeband mit Handvergoldung von E. Knothe, Görlitz.

Das Komitee wendet sich an alle Bücherfreunde des Landes mit der Bitte, durch Bereitstellung geschichtlich interessanter alter sowie geschmackvoller und gediegener neuerer Bucheinbände zu dem Gelingen der Ausstellung beitragen zu wollen. Die Kosten der Ausstellung werden aus Landesmitteln gedeckt werden, insbesondere übernimmt die Landeskasse die Kosten der Versicherung der ausgestellten Bücher sowie auf Verlangen diejenigen ihres Hin- und Rücktransportes. Zu weiterer Auskunft sind die Mitglieder des Komitees sowie insbesondere des von diesem gewählten geschäftsführenden Ausschusses, welcher sich aus folgenden Herren zusammensetzt, gern bereit: Geheimrat Dr. Böhmer, Straßburg, Allerheiligengasse 7 (Ministerium), Vorsitzender, Dr. Haug, Straßburg, Handelskammer, Schriftführer, Buchbindermeister P. Baczynski, Beigeordneter Dominicus, Geheimrat Dr. Euting, Professor Dr. Ficker, Prälat Keller, Professor Dr. Polaczek, sämtlich zu Straßburg, Direktor August Häusler zu Mülhausen, Dornacherstraße 1 (für das Ober-Elsaß) und Archivdirektor Geheimrat Dr. Wolfram in Metz (für Lothringen).

# ZU DEM ARTIKEL: »ÜBER DAS EINBINDEN VON ZEITUNGEN«.

Der unter dieser Überschrift im Februarheft 1907 des »Archiv« enthaltene treffliche Aufsatz trägt am Schluß die Ankündigung einer Fortsetzung. Der Umstand, und die Gründlichkeit der Ausführungen hat mich bisher davon zurückgehalten, dem Artikel eine Ergänzung zuteil werden zu lassen. Jedoch bei der Seltenheit, mit der gerade dieses Thema in unseren Fachzeitungen besprochen wird, will ich Veranlassung nehmen, nun eine Bindeweise bekannt zu geben, die ich bisher bei jeder Behandlung obiger Materie vermißte.

Die bekannten Arbeitsweisen tragen alle dieselben Mängel an sich, da sie zu sehr auf Billigkeit berechnet sind. Entweder sind sie wenig solid, oder die fertige Arbeit sieht einem Buch wenig ähnlich. Selbst die kautschukierten Bände zerfallen, wenn der Gummi vertrocknet ist, nach einigen Jahren. Man kann sich dessen schon an amerikanischen Zeitschriften überzeugen, deren Hefte oft mit Gummi broschiert sind. Um so mehr freut es mich, eine Art zu kennen, die in nun 15 jähriger Erprobung ihre Zuverlässigkeit bewiesen hat und bei nicht zu hohen Kosten ein Buch ermöglicht, das im Aussehen einer gehefteten Broschur völlig gleichkommt. Die Ausführung ist kurz folgende:

Nehmen wir an, es handelt sich um einen Band »Reichsanzeiger«, vielleicht zwei Monate zusammen (natürlich ohne Inseratenblätter). Das Buch ist dann ca. 12 cm stark und hat fast lauter gefalzte halbe Bogen. Zunächst werden dieselben kollationiert, gefalzt und aufeinander gelegt. (Dies beschreibt schon der hierzu angezogene Artikel in Nr. 11, 6. Jahrg.)



Das Gleichlegen läßt sich auch erleichtern, wenn man in die Tischplatte drei lange Stifte befestigt, an die man die Bogen anschiebt. Einzelne Blätter oder kleine Beilagen klebt man leicht an. Wenn dies geschehen ist, nimmt man vorn und hinten soviel Bogen weg, um je zwei Heftlagen machen zu können, und preßt das übrige ein. Als erste Lage hängt man mit dünnem Schirting den ersten und dritten Bogen



Spiegel zu Rosenberg, Kunstgeschichte; von E. Knothe.

zusammen und klebt einen Schirtingstreifen in den zweiten Bogen. Zur zweiten Lage nimmt man fünf Bogen, setzt den Schirtingstreifen in den dritten und hängt mit gutem Papier den ersten und fünften, ebenso den zweiten und vierten Bogen zusammen. Hinten ist es, natürlich umgekehrt, dasselbe. Sind die Lagen trocken und zusammengefalzt, hängt man an die zweite resp. vorletzte Lage mit Schirtingstreifen ein Vorsatzblatt mit angebrochenem Ansatzfalz. Während dies nun zwischen Pappen trocknet, macht man den Block weiter. Wenn er gut gepreßt ist, kann man ihn mit den Brettern gleichstoßen und genau richten. Dann wird er herausgenommen und vorn beschnitten. Nun nimmt man den Block wie zum Einsägen in eine Handpresse, setzt jedoch die Bretter etwas weiter zurück als gewöhnlich und legt auf beiden Seiten einen Streifen dünne Pappe vor, der mit eingesägt wird. Jetzt teile man den Rücken in 6 bis 7 gleiche Teile ein, ca. 2 cm vom Schnitt beginnend, und dann kommt die Hauptsache: mit einer dünnen Säge werden schwalbenschwanzähnliche Einschnitte gemacht, die so tief sind, daß ein ca. 12 bis 14 mm breites, dünnes Leinenband eingefügt werden kann.





Halbfranzband von E. Knothe, Görlitz.

Das Sägen geschehe recht genau, damit die Spitzen gut erhalten bleiben. Danach wird der Block wieder ausgepreßt und gerundet. Man erlangt sehr bald die Fertigkeit ihn tadellos rund zu machen, indem man in den Vorderschnitt greift und die Blätter nach beiden Seiten herüberzieht. Die vorgelegten Pappen werden entfernt und die Zeitung zum Leimen wieder eingepreßt. Damit aber die Bretter nicht etwa am Block kleben, lege man Zeitungspapier um die hintere Brettkante. Nun streicht man jeden Bund einzeln mit dünnem Leim aus, drückt das Band, das auf jeder Seite zirka fünf Zentimeter übersteht, mit einem stumpfen Messer in die Einschnitte und überleimt den ganzen Rücken sorgfältig. Hierbei kann man die Bogen etwas nach außen herunterdrücken. Sie nehmen so den Leim besser auf und wenn der Rücken trocken ist, zeigt er sogar ein wenig Falz. Das vollständig trockene Buch wird dann ausgepreßt, die Bünde werden zurückgebogen, die zwei Lagen vorn und hinten angeheftet, zwischen Lage und Block Kleister gegeben und vorn abgeputzt. Die weitere Behandlung kann nun wie bei jeder anderen Broschüre geschehen. Doch ist es ratsam, die Deckel auf Fälze anzusetzen, oben und unten zu beschneiden, das Überzugpapier ringsum einzuschlagen und anzupappen. Denn infolge des weichen Zeitungspapieres leiden bei nicht ganz scharfen Maschinenmessern die Pappkanten. Bei sehr starken Bänden ist es überhaupt besser, das Buch erst zu beschneiden und zugeschnittene Pappen anzusetzen.

Die Dauerhaftigkeit solcher Bücher ist erstaunlich und das Verfahren wird überall dort angebracht sein, wo es sich um große starke Bände handelt, in denen noch oft nachgeschlagen wird, die sich dabei gut auflegen lassen sollen und — wo der Preis nicht allzusehr gedrückt ist. Rudolf Lohse.

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Auch diesem Hefte, wie bereits dem vorliegenden, ist eine Tafel beigegeben, die uns seitens der Königl. Akademie für graphische Künste zur Verfügung gestellt ist und können wir auch diesmal lediglich auf die der Tafel selbst aufgedruckten Notizen verweisen.

Auf S. 33, 36 u. 37 sind Arbeiten von Paul Claessens fils in Brüssel wiedergegeben, die von einer hervorragenden Technik einerseits, von einem phantasievollen, künstlerischen Geiste anderseits zeugen. Das Liber amicorum gehört zwar einer Richtung an, die bei uns heute als schon verflossen gilt, dennoch ist die Art der Auffassung eine sehr glückliche, die Zeichnung der Lilie hochkünstlerisch. Nicht minder interessant ist der Band Geoffrey Chaucer und besonders die Lösung des Motivs in den Ecken ist geistreich und vorbildlich. Der dritte Band, bis in alle Einzelheiten des Dekors persisch nachgefühlt, zeigt das sehr reiche Ornament in Ledermosaik und Handvergoldung. Es stehen uns über die Bände selbst noch folgende Mitteilungen zur Verfügung.

Liber amicorum, grüner Maroquin mit eingelegten Feldern, Linieneinfassung und Bogendruck, unten Vollstempel. Die symbolisierende Dekoration stellt einen Lilienstengel mit Blättern in grün Maroquin, und Lilienblüte in



Aus dem Muſterbuch der Magdeburger Gravieranſtalt.

weiß Maroquin, aus denen rote herzförmige Motive hervorquellen, dar: es deutet auf die ideale Freundſchaft. Der Innenſpiegel iſt gelber Maroquin mit Lederauflagen in Maroquin nebſt Ornamenten und Linien.

Geoffrey Chaucer, Erzeugnis der Kelmscottpress, herausgegeben von William Morris, iſt ein Folioband in weiß Schweinsleder mit einer Dekoration, die durch die Illuſtration im Inneren des Werkes bedingt wurde. Die Knoſpen und Blüten des Akelei ſind mit Bogen und Linien vergoldet, das Rankenwerk in dem Viereck um die großen Voluten herum vergoldet, dieſe ſelbſt in altrot Maroquin aufgelegt.

Der perſiſch-ornamentierte Band iſt ein Werk von Omar Khayyam, aus dem Perſiſchen übertragen von Fitzgerald, 25:16 cm groß; altgelbfarbig Maroquin mit Moſaik in ſieben Farben und reicher Handvergoldung, Rand Antikblau mit Moſaik in ſechs Farben, ebenfalls Handvergoldung, Innenſpiegel grün mit einer gelben Umrandung mit Moſaikeinlagen in acht Farben und Handvergoldung.

E r n ſ t K n o t h e in Görlitz iſt ein ſehr tüchtiger Handvergolder und wandelt in bezug auf ſeine Ornamentierung ſeine eigenen Bahnen. Wenn wir auch nicht verkennen, daß vieles darunter, was geiſtreich und originell iſt, ſo bedauern wir doch, daß Herr Knothe zuviel Verſtandesmenſch iſt, der in die Fußtapfen jener neueſten Künſtler tritt, denen das geometriſche Ornament höher ſteht, als das Zeichnen nach innerer Empfindung. Die Arbeiten werden dadurch nüchtern. Das prägt ſich auch bei den Handpapieren, die als Vorſatz verwandt ſind, aus. Wer ſo gute Technik beſitzt wie Ernſt Knothe, der darf ſich getroſt an höhere Aufgaben heranwagen. Wir nehmen an, daß in dem Entwicklungsgange des Herrn dieſe Arbeiten nur eine Epiſode bedeuten und Großzügigeres bald folgen wird. Zu den Abbildungen geben wir noch folgende Erläuterungen.



Maroquinband mit Handvergoldung und Blinddruck nach Entwurf von Arndt, Berlin-Düſſeldorf.

Horsley Hinton, künſtleriſche Landſchaftsphotographie. Ganzlederband, flexibel geheftet in mausgrau gekörntem Saffian. Das Linienornament in Blinddruck, das übrige in Gold. Der dazu gehörige Spiegel iſt in entſprechender Weiſe ebenfalls in Blind und Gold durchgeführt; das Handmarmorpapier weinrot.

Hans Holbein, Pergamentband, Kreiſe und Umrahmung dunkelbrauner Farbdruck, Schrift und Umrahmung des Mittelfeldes Gold; in ähnlicher Weiſe ſind Rücken und Spiegel behandelt.

Roſenberg, Handbuch der Kunſtgeſchichte. Dunkelblau Écraſée, matter Goldſchnitt ziſeliert, Ledermoſaik in Weinrot, Hellrot und Schwarz, ebenſo beim Spiegel.

Loſch, Kräuterbuch, Halbfranzband in moosgrün Saffian, Schnitt, Vorſatz und Überzug Kleiſtermarmor, die oblongen Vierecke grau ausgelegt.

Auf Seite 44 iſt ein Maroquinband wiedergegeben, deſſen Entwurf von Arndt in Berlin – zurzeit in Düſſeldorf – herrührt. Der Grund iſt braun grobnarbig Levantmarokko, das Mittelfeld Gold- und Blinddruck, wozu lediglich drei

Stengel nebst den entsprechenden Linien Verwendung fanden.

Die Bände auf S. 45, 46 und 47 sind aus der Werkstatt von Rivière & Sons und bilden den Anfang einer kleinen Serie, die wir im nächsten Hefte fortsetzen werden; dort werden wir auch die dazu gehörigen Erläuterungen folgen lassen.



Aus dem Musterbuch der Magdeburger Gravieranstalt.

## SCHRIFTEN UND ORNAMENTGARNITUREN DER MAGDEBURGER GRAVIERANSTALT m. b. H., früher EDM. KOCH & Co.

Seitens der genannten Firma gingen uns außer einem sehr gut ausgestatteten Kataloge über Rotgußschriften einige Sonderkataloge über Ornamentgarnituren zu, welche den umfangreichen Vorrat an Modellen für Schriftzeichen vorführen. Fast 1600 verschiedene Schriftarten sind in diesem Kataloge vorgeführt, der alle Sorten und alle Grade der einzelnen Gattungen enthält.

Um der Kundschaft eine bessere Übersicht über diese reiche Auswahl in Pressenschriften zu geben, ist das vorliegende, nach Schriftarten geordnete, neue Schriftenbuch herausgegeben. Abgesehen von den besten der bisherigen Schriften hat offenbar auch eine große Zahl neuer moderner Schriften in dem Buche Aufnahme gefunden. Der bewährte Grundsatz der früheren Firma Edm. Koch & Co., nur peinlich sauber gearbeitete Schriften zu bringen, scheint auch hier Richtschnur zu sein.

Da die bisherigen Fabrikräume infolge zunehmenden Umfanges des Geschäfts nicht mehr ausreichten, wurde Königgrätzerstraße Nr. 20 eine neue Fabrik errichtet und mit neuen, elektrisch betriebenen Maschinen, sowie mit allen sonstigen technischen Neuheiten versehen.



Einband mit Handvergoldung von Rivière & Sons, London.

Außer glatten Schriften für Flachdruck liefert die Firma auch Grabschriften, die gesetzlich geschützten Reliefschriften mit und ohne Schneidekanten, Garnituren, Bordüren, Linien, Ecken, Verzierungen, Gebet- und Gesangbuchplatten, Reliefgravuren für Papier- und Lederprägung aller Art, Messinghandschriften, Handstempel, Handfileten, Rollen usw.

Unter den Frakturschriften der Firma finden wir auch die Behrensschrift, deren alleiniges Vervielfältigungsrecht die Firma seiner Zeit erworben hat.

Unter den Ornamenten ist die moderne Farb-Reliefgarnitur sehr wirkungsvoll und auch geschickt in der Anordnung. Ist auch das Gebiet des Einbandes solchen Reliefpressereien verschlossen, so wird doch in der Luxuskartonnage- und Papierkonfektion desto ausgiebigerer Bedarf sein. Gleichfalls sehr schöne Reliefarbeiten ergeben die Einzelvignetten, unter denen auch Figürliches vertreten ist.

Zu einer Liniengarnitur ist gleich das zugehörige Schriftenmaterial entworfen und mit aufgeführt in zierlichen modernen Formen.

Auch das Empire und Biedermeier ist vertreten; ersteres mit einer Récamier-Garnitur von 87 Teilen und 70 Linien.

Der Biedermeier-Garnitur haben wir einige

Teile entnommen und hierbei zum Abdruck gebracht, um zu zeigen, wie die liebenswürdigen Anklänge an die Zeit unserer Großväter wirken.

Die Gravieranstalten sind heute durch die sich überstürzenden Neuerungen zu den größten Anstrengungen und zur Anspannung aller technischen und künstlerischen Kräfte gezwungen. Daß die Einrichtungs- und Modellkosten auf diesem Gebiete des deutschen Kunstgewerbes heute sich vervielfachen, wissen alle die, denen die Arbeits- und Erzeugungsweise bekannt ist.

Möchten reichliche Bestellungen hier die so notwendige finanzielle Ausgleichung schaffen.



## DEUTSCHE BÜCHER AN DER WESTKÜSTE.

Seit Jahren schon haben Südamerikaner Erzeugnisse deutscher Literatur bezogen und zwar besonders medizinische, dazu kommen viele Werke, die in Lehranstalten gebraucht werden und last not least die Bücherbestellungen der Deutschen selbst, obgleich bei ihnen die Zeitung das Buch zu ersetzen beginnt. – Wer indessen zur Anlage einer Bibliothek schreitet und natürlich dabei auch auf das gute Äußere seiner Erwerbungen sehen zu müssen glaubt, macht stets die schmerzliche Erfahrung, daß die elegantesten Leinenbände in kürzester Zeit so unansehnlich wie möglich werden, wegen der – Schwaben.

Nun kommen zwar auch genug Halbfranzbände nach hier, die frei von dieser Zerstörung bleiben, aber auch die so schönen und dann so häßlichen Leinenbände würden der Vernichtung entgehen, wenn sie statt der gummierten Oberfläche des Kalikos einen Lacküberzug hätten, der den gefräßigen Insekten widersteht.

Vielleicht führt diese Bemerkung die deutschen Verleger und Buchbinder und noch mehr die Fabrikanten der Leinendecken dahin, eine Abhilfe zu erfinden und alle können mit Sicherheit auf den Dank ihrer hiesigen Abnehmer rechnen.

Es sei nebenbei bemerkt, daß die Buchbinderkunst im nördlichen Teile der Westküste – besonders Colombia und Ecuador – noch sehr unentwickelt ist und nach Abhilfe schreit, aber auch hier würde derselbe Anspruch auf einen Einband erhoben werden, der einige Dauer verspricht.

B. F.



Einband in Eve-Manier von Rivière & Sons, London.

Vorstehende Zeilen schrieb mein am 18. Januar d. J. verstorbener Vater, Herr Bernhard Flemming, kurz vor seinem Tode.

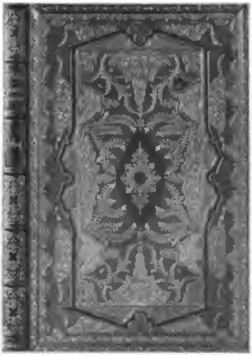
Ich habe obigem nur hinzuzufügen, daß alle Bücher, für die Westküste und tropisches Klima bestimmt, ohne Eisendraht gebunden sein sollen, da dieser nur allzubald verrostet und das Buch auseinanderfällt, also trotz des teueren Preises für soliden Einband gerade das Gegenteil erreicht wird und so manche Privatsammlung zugrunde geht oder nicht vergrößert wird infolge des Verrostens der Bindedrähte. – Es dürfte doch der so überaus entwickelten deutschen Buchbinderkunst nicht schwer fallen, einen geeigneten Ersatz für den Eisendraht zu finden, was zur Folge haben wird, daß deutsche Bücher, rostfrei gebunden, im Auslande, in tropischen Gegenden, noch größeren Anklang finden werden, als bisher.

Paramba, 6. Februar 1907.

Georg Flemming.

## DIE PAPIERE VON MEISTER & SCHIRMER, LEIPZIG.

Von oben genannter Firma, deren Spezialität neben Sortiment für das Baugewerbe der Vertrieb von Handpapieren und Kartons der verschiedensten Aufmachung ist, liegt uns eine größere Anzahl von Mustern vor, die durch die Schönheit des Stoffes und der Körnung die Aufmerksamkeit aller Fachleute auf sich ziehen werden.



Einband von Rivière & Sons, London; schottische Anordnung.

Wir kommen heute in der Kunstbuchbinderei ohne die »interessanten Papiere« nicht mehr aus. Es wird da so vieles auf den Markt gebracht, was allerdings ein recht schmuckes Aussehen hat, in bezug auf den Stoff aber zu den größten Bedenken Anlaß gibt. Da hat es uns denn sehr gefreut, einmal Papiere kennen zu lernen, die die vielen Nachteile der kurzgeschliffenen, brüchigen Stoffe nicht besitzen.

Zunächst versuchten wir die »Büttenpapiere«, die uns besonders für Überzüge von Biedermeier-Ausstattungen, noch mehr aber für Kleistermarmor geeignet erscheinen. Obgleich das Papier leicht ansaugt, ist es gut geleimt und haltbar, so daß es als Vorsatz gut Verwendung finden kann. Es liegt in 22 Farben sortiert vor, von denen einige, heliotrop, grau und grünlich in ihrer Zartheit vorzüglich aussehen.

Von Umschlagpapieren liegen verschiedene Ausstattungen vor, Buffalo Paper, Stratford Parchment, Rhododendron, Old Cloister, Alexis folding paper und Tapestry Cover, meistens im Format 52:63, einzeln etwas größer bis 57:72. Sehr geeignet erscheinen die farbigen englischen

Rollenpapiere, die ca. 56 cm breit liegen und in Rollen von ca. 10 m abgegeben werden.

Sehr reichhaltig ist die Kollektion französischer Tonpapiere, die mit 29 Tönen, alle in stumpfen, gut verwendbaren Farben vertreten sind. — Alles in allem: hier liegen empfehlenswerte Fabrikate vor, die sowohl für den Drucker, den Buchbinder und nicht zuletzt für den Photographen von weitgehendstem Interesse sind.

## VERSCHIEDENES.

Der Vorstand des Bundes deutscher Buchbinder-Innungen war vom Danziger Verbandstag beauftragt, die Gründung eines Arbeitgeberschutzverbandes des Buchbindergewerbes und verwandter Berufe in die Wege zu leiten. Nach eingehendem Studium der Satzungen bereits bestehender Arbeitgeberschutzverbände hat der Schriftführer Papajewsky ein Statut entworfen, das bereits der Vereinigung der Großbuchbindereibesitzer in Leipzig in einer im Oktober vorigen Jahres stattgefundenen Versammlung dortselbst zur Beratung vorgelegen, außerdem ist dasselbe sämtlichen Interessenten Berlins zur Kenntnis gebracht. In einer am 26. April 1907 in Berlin einberufenen Sitzung von leitenden Männern aus allen verwandten Berufskreisen wurde beschlossen, dieses Statut zu drucken und allen Innungen und Vereinigungen sowie Vereinen uns verwandter Gewerbe zur Begutachtung zugehen zu lassen.

Von großer Bedeutung ist es, wenn sich Männer zur Mitarbeit erklären, die in den betr. Innungen und Vereinen die Agitation übernehmen und in den einzelnen Städten im engeren Kreise tätig zu sein bereit sind, um etwaige, von dem zu wählenden Zentralvorstand aus allen Branchen des Gewerbes verlangte Auskunft bereitwilligst und rasch zu erteilen, auch über in ihrem Kreise stattfindende Arbeitseinstellungen sofort Bericht zu erstatten.

Diese Mitarbeit aus allen Berufskreisen des Buchbindergewerbes ist durchaus notwendig, um wirklich etwas Ersprießliches zu leisten. Der neu zu gründende Arbeitgeberschutzverband ist eine Korporation für sich, ganz unabhängig von allen Innungen, Vorständen und Vereinen. Freiwillige Meldungen zur Mitarbeiterschaft sind an die Herren Paul Unrasch, Dresden, Christinenstraße 31, oder Alex Papajewsky, Berlin S., Alexandrinenstraße 72, zu richten.

* * *

Buchbinder-Fachausstellung Hannover. Welch hohes Interesse die Stadtverwaltung diesem mit dem 28. Verbandstage des Bundes deutscher Buchbinderinnungen verbundenen Unternehmen entgegen bringt, möge daraus erhellen, daß der Buchbinderinnung Hannover seitens des Magistrats eine bare Geldunterstützung von 1500 Mk. bewilligt wurde. Ebenso darf man es als ein dem Handwerkerstande entgegengebrachtes besonderes Wohlwollen betrachten, daß die Stadt für die Verhandlungen des Verbandstages den berühmten alten Rathaussaal für beide Tage zur Verfügung gestellt hat.

Auch die Verwaltung der städtischen Elektrizitätswerke hat das Ausstellungsunternehmen durch weites Entgegenkommen bei den Anlagen für die Abgabe elektrischer Kraft bezw. Lichtes tatkräftig unterstützt. Es ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die Buchbinderinnung Hannover in ihrem Obmann Herrn Senator Dietrich einen weitgehenden Förderer des Handwerks besitzt, der sein Handwerkerherz auf dem rechten Fleck hat.

* * *

Herr Kunstbuchbinder Enrico Andersen, Rom, verlegte seine Buchbinderei von via Collina 38 nach via Ludovisi 41 (Palazzo Cortese).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang — Juli 1907 — Heft 4.


## ZUM 27. VERBANDSTAGE IN HANNOVER.

Wieder ein Jahr vorbei! Sie fliegen nur so dahin! Die Jüngeren von uns werden alt, und wir Alten werden älter und sukzessive durch die Jüngeren ersetzt. Die Tagesordnungen der Verbandstage werden von Jahr zu Jahr kürzer, die großen Fragen der früheren Zeit, Lehrerhandel, Gefängnisarbeit und Handwerkergesetzgebung sind allmählich zurückgetreten. Man hat trotz angestrengtester Arbeit nur auf dem zuerst genannten Gebiete etwas erreicht. Die Gefängnisarbeit ist schlimmer geworden und die Regierung sagt sehr unverblümt, daß sie sich nicht dreinreden lassen will —, im übrigen aber, daß sie alles — »in wohlwollende Erwägung ziehen« werde. Auf gut deutsch ausgedrückt heißt das »begraben«.

Neuerdings ist die Schulfrage – sie hat vor 27 Jahren schon auf der Tagesordnung gestanden – eine von denen, die als dringlich zu bezeichnen ist; in unserem Verbandsleben hat sie kaum noch eine Rolle gespielt. Die Berliner haben ihre eigene Schule genügend erweitert, haben Zuschüsse nach Wahl und Wunsch, Leipzig hat die Graphische Akademie, Dresden hat jetzt auch die Mittel, um die Innungsfachschule zu erweitern – quod erat demonstrandum – nun brauchen wir nicht weiter über diesen Punkt zu diskutieren. Deshalb ist auch im vorigen Jahre die Frage der Pflichtfortbildungsschulen und Fachschulen nur ganz flüchtig gestreift und kurz abgetan worden. Trotzdem gehört gerade diese Frage in den Vordergrund, weil sie auf das Lehrlingswesen der Zukunft in einschneidendster Weise einwirken wird. Im kommenden Jahre werden die Neueinrichtungen der Fortbildungsschulen in vielen Städten in Kraft treten und man hätte erwarten dürfen, daß auf diesem Verbandstage die Frage zur Sprache kam. Daß es nicht der Fall, ist ein Beweis, daß wir immer noch nicht gelernt haben, das Wichtigste vom Wichtigen zu unterscheiden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es etwa keinen wichtigen Punkt für Hannover gäbe, im Gegenteil. Wir halten die Verhandlungen über den Schutzverband für eine durchaus wichtige Sache. Verwunderlicherweise steht sie aber nicht zur Tagung des Bundes angesetzt, sondern als besondere, von den Arbeiten des Verbandstages scheinbar ganz unabhängige Angelegenheit und in besonderer Sitzung verhandelt. Fühlt der Bund sich nicht stark genug, diese wichtige Angelegenheit zu seiner eigenen zu machen? Will der Bund neben sich eine Neueinrichtung schaffen und groß ziehen, die ihn selbst erdrückt und überflüssig macht? Das sind Fragen, die sich dem Fernstehenden aufdrängen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese hochwichtige, unaufschiebbare Einrichtung der Neuzeit etwa nicht vom Bunde behandelt werden sollte, im Gegenteil. Daß aber durch die Anordnung der Verhandlungen der Anschein einer Absonderung, einer »Doppelsitzung« hervorgerufen wird, erscheint uns im Sinne einer »Fester-Gliederung und Sammlung des Bundes« nicht glücklich.

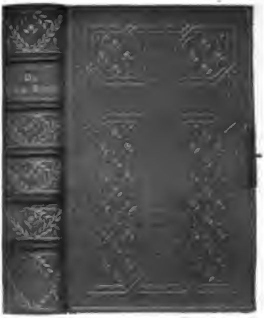


Schüler Bruno Scheer-Berlin; hellblau Maroquin.

Es ist nicht üblich, daß der Bund seinen Bevollmächtigten, soweit sie nicht im Vorstande selbst sitzen, Mitteilungen, Informationen oder Instruktionen zugehen läßt, und jeder arbeitet dann in seinem Kreise nach eigenem Ermessen – oder er arbeitet nicht und läßt Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Dennoch muß gesagt werden, daß eine erfolgreiche Agitation nur unter Aufwendung nicht unbedeutender Mittel an Zeit und Geld erfolgen kann. Solange diese beiden Faktoren für die Bevollmächtigten nicht zur Verfügung stehen, ist es auch mit der Werbekraft schlecht bestellt, um so mehr, als man von Jahr zu Jahr mißtrauischer wird gegen alles, was nach Vereinigung auf Grund des Gewerbegesetzes aussieht. Die Handwerkskammern wissen ein Lied davon zu singen.

Es mag ja müßig erscheinen, über diese Sachen hier zu reden, da ja doch die Geschäfte des Bundes nicht von Düsseldorf aus zu erledigen sind, sondern die Berliner Fachleute sind es, die Zeit und Mühe in überreichem Maße geopfert haben und hoffentlich noch weiter opfern werden. Aber wir halten es für wichtig genug, aufsteigende Bedenken zum Ausdruck zu bringen, ehe es zu spät wird, zu warnen, ehe ein einschneidender Mißgriff erfolgt ist. Wir glauben, daß es richtiger ist, vorher auf bedenkliche Verhältnisse hinzuweisen, statt nachher als Nörgler lästig zu werden.

Im übrigen ist anzunehmen, daß die diesjährige Tagung durch die Verbindung mit der Fachausstellung zu den denkwürdigen gehören wird. Die letzte Ausstellung war in Berlin; damals stand noch alles, was die Technik und den Außendekor des Buches anlangte, im Zeichen der Renaissance. Heute sind wir davon fast völlig losgelöst; die uns so notwendige Vereinfachung



Schüler Bruno Scheer-Berlin; hellblau Maroquin.

– man könnte sagen »Verinnerlichung« – des Ornaments ist endlich eingetreten, die Technik des Buchkörpers steht mehr im Vordergrunde und findet volle Anerkennung, nicht nur bei den Fachleuten. Die Ausstellung wird uns also vieles und neues auf unserem eigenen Gebiete zeigen.

Fast genau so wichtig wird es sein, was uns die Maschinenfabrikation an Neuerungen und Fortschritten vorzuführen haben, was an Roh- und Halbfabrikation auf dem Markte neu ist.

Wer also abkömmlich ist, wer das Bedürfnis hat, mit seinen Genossen vom Fache einige Stunden ernster Arbeit und fröhlicher Behaglichkeit zu teilen und wem der leidige Mammon nicht gänzlich fehlt, der fahre in diesem Jahre nach Hannover.

Und damit »Guten Erfolg der Arbeit und fröhliche Erholungsstunden!«

# DIE SINNGEMÄSSE BEHANDLUNG DER LEINENBÄNDE.

Von KARL REINHOLD.

Im Interesse unseres Handwerks möchte ich eine persönliche Anschauung über Leinenbände in folgendem der Kritik der Fachgenossen unterbreiten.

Gerade auf dem Büchermarkt gibt es Erzeugnisse, deren Inhalt ganz und gar nicht dazu angetan ist, Ewigkeiten zu überdauern. Es sind Eintagsfliegen, die wohl dem Tagesbedürfnis entsprechen, aber für späterhin keinen Wert haben. Natürlich wird niemand verlangen, solche Dinge in Leder zu binden. Meist bleiben sie wohl broschiert, oder sie werden eben der Ordnung wegen in Halb- oder Ganzleinen gebunden. Weiter aber gibt es eine Menge Zeitschriften u. dergl., bei denen sich ein besserer Einband schon lohnen würde, aber der Billigkeit wegen muß man auch hier vom Leder absehen. Man hängt sie einfach in sog. Prachtdecken. Also auch wieder Leinen. Es dürfte wohl gerade unter den Kunstbuchbindern Leute geben, die sich dagegen wehren, den Leinenband als Produkt zu betrachten, das auf künstlerische Bewertung Anspruch machen kann. Und dennoch wäre eine solche Anschauung vollständig irrig. Denn die Daseinsberechtigung des Leinenbandes läßt sich ja nicht bestreiten, auch nicht das Recht, ihn nach Möglichkeit schön zu gestalten und ihn einer künstlerischen Kritik zu unterwerfen.

In dem Bestreben nach Schönheit des äußeren Buches erfand man den Kaliko, der im Ansehen einigermaßen dem Leder gleicht. Die Möglichkeit, durch Pressen Korn und Narben des Leders zu imitieren, sowie die vortreffliche Verarbeitung sicherten dem Kaliko eine allgemeine Verbreitung. Dazu kam, daß man mit den bisher gebräuchlichen Mitteln und Werkzeugen darauf vergolden konnte wie auf Leder. Erst in neuerer Zeit scheint man eingesehen zu haben, daß es verkehrt ist, den Charakter des Lederbandes auf den Leinenband übertragen zu wollen. Diese Erkenntnis schuf neue Leinensorten, die ihre wahre Natur offener zur Schau trugen. Leider haben die meisten dieser Erzeugnisse, teils um Waschbarkeit, teils um Golddruck zu ermöglichen, eine wachsartige Oberfläche, die natürlich das Gewebe, die besondere Eigenart des Leinens, unsichtbar machte. Um den Charakter zu wahren, wird das Gewebe durch Färben oder Aufdruck wieder dargestellt. Es leuchtet ja jedem Fachmann sofort ein, daß z. B. Konto- und Skizzenbuchleinwand für Golddruck sehr ungeeignet sind, aber für mich ist diese Tatsache nur ein Beweis, daß Golddruck wohl für Leder passend, für Leinen aber stilwidrig ist. Selbst für feinere Gewebe, auf denen Golddruck wohl möglich wäre, finde ich ihn unpassend; denn die Leinwand steht zu



Schüler Bruno Scheer-Berlin; rot Écrasé, Bänder mit Rosettenstempel schwarz, Lederauflage.

dem edlen Metall in keinem Verhältnis. Wem würde es wohl einfallen, goldene Beschläge an einen Kiefernschrank zu machen? Der Preis für das benötigte Blattgold fällt allerdings nicht sehr ins Gewicht, aber der Wert- und Haltbarkeitsunterschied der beiden Materialien ist doch so bedeutend, daß eine derartige Zusammenstellung vor einer strengeren Kritik nicht standhalten kann.

Dagegen scheint mir aber die Farbe berufen, das dekorative Ausdrucksmittel für den Leinenband zu werden. Farbe bindet sich vortrefflich mit Leinen, das Gewebe wird nicht verletzt und zerpreßt und auch nicht verleugnet.

Dabei ist bei geeigneter Einrichtung der Farbdruck ebenso leicht auszuführen, wie bisher die Goldpressung, und ich zweifle nicht, daß es technisch auch möglich ist, mit Farbe ähnlich zu verfahren, wie bei Handvergoldung. Da ich nicht selbständig bin, fehlte mir leider bisher die Möglichkeit, in dieser Beziehung abschließende Studien zu machen.

Für den Farbdruck ist auch ein besonderes Präparieren der Leinenoberfläche nicht nötig. Man kann ruhig derbere und festere Gewebe benutzen, die den Vorzug der größeren Haltbarkeit haben gegenüber Kaliko und ähnlichen Erzeugnissen. Wenn somit durch den Farbdruck die Gelegenheit gegeben ist, haltbarere Arbeit herzustellen, ehrlich den Charakter des Materials zu zeigen und seine Schönheit, die Unterschiede des Leinen- vom Lederbande schon im Äußeren zu betonen und gleichzeitig durch die Farbe größere Mannigfaltigkeit und Bewegung in den Dekor zu legen, wenn das alles ermöglicht wird, dann ist es Pflicht der Modernen, die Imitationssucht und Schöntuerei aus unserer Werkstatt zu bannen. Zurück zur Einfachheit, und wir kommen einen guten Schritt vorwärts! Aber die meisten sind zu konventionell, hängen zu sehr am Althergebrachten, als daß sie sich zu einer Neuerung überzeugen lassen. Es wird die höchste Zeit in unseren nach Hebung des Kunstgewerbes



Schüler Bruno Scheer-Berlin.

drängenden Tagen einmal in uns zu gehen und rücksichtslos mit dem zu brechen, was nicht zu unseren heutigen künstlerischen Bestrebungen paßt.

Dürfte das, was ich oben, besonders über den Gebrauch des Goldes auf Leinen gesagt habe, vielleicht etwas ganz Neues sein (wenigstens ist mir bisher in dieser Beziehung noch nichts zu Ohren gekommen), und diese Zeilen auch nicht unwidersprochen bleiben, so kann doch die hier angeschnittene Frage im Interesse unseres Berufes nicht übergangen werden.

## DIE ZUKUNFT DES DEUTSCHEN KUNSTHANDWERKS.

Es gährt mächtig in allen Kreisen des Handwerks, soweit es sich zum Kunsthandwerk zählt, oder doch über die ebene Fläche der Alltäglichkeit erheben will. Während wir uns bemühen, die gesunde Technik früherer Zeiten auf allen Gebieten, in allen Zweigen handwerklicher Tätigkeit wieder zu voller Geltung zu bringen, ist in gleicher Weise das Bestreben für eine Gesundung des Außendekors allseitig zu bemerken.

Es wird von gewisser Seite geflissentlich die Meinung verbreitet, daß wir — auch im Buchgewerbe — keine gesunde Technik mehr hätten, daß man uns von oben herab erst wieder dazu führen müßte. Man wird dieser Gruppe ihren Irrtum verzeihen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie ja selbst von der Technik so sehr wenig wissen, daß ihnen die Feinheiten aller technischen Kunstfertigkeit völlig verschlossen sind. Wir dürfen getrost sagen, daß wir in unserer guten Einbandtechnik — dazu gehören die Arbeiten auf dem Gebiete des Liebhaber- und besseren Sortimentsbandes — dem Auslande nur insofern nachstehen, als man uns durch die gering bemessenen Preise nicht gestattet, die Zeit auf unsere Arbeiten zu ver-

wenden, wie dies der englische und französische Fachmann kann.

Was uns also eigentlich um unsere Zukunft besorgt machen muß, ist nicht etwa das Gefühl einer Minderwertigkeit der Technik, sondern es ist die Sorge um die wirtschaftliche Bedrängnis, in der sich das Kunstgewerbe in Deutschland heute und wahrscheinlich noch für längere Zeit befinden wird.

Da drängt sich uns mit Macht die Frage auf: Wie wird unser Kunsthandwerk in der Zukunft aussehen; versuchen wir durch Für und Wider hier einer Klärung näher zu kommen.

Wir haben alle Ursache, im eigenen Hause Bescheid zu wissen und beschränken uns deshalb ganz streng auf unser Fach, wenn wir auch annehmen dürfen, daß ähnliche Verhältnisse in anderen Handwerken ebenfalls bestehen.

Es ist in den Fachblättern kaum Notiz davon genommen worden, wenigstens hat man sich einer jeden Stellungnahme enthalten, als vor einiger Zeit bei Wertheim in Berlin kunstgewerbliche Einbände zum Verkauf ausgestellt waren. Es waren ja einige minderwertige Stücke darunter; immerhin aber auch einige, denen man den Wert künstlerischer Arbeit nicht absprechen konnte. Damals waren es — soweit wir unterrichtet sind — nur englische Arbeiten. Daß aber der Versuch gemacht wurde, Erzeugnisse der kunstgewerblichen Kleinindustrie im Warenhause zum Vertrieb zu stellen, sollte zu denken geben. Wird dem Warenhause das Kunstgewerbe der




Schüler Bruno Scheer-Berlin; grün Maroquin.

Zukunft gehören? Man sollte sich sehr eingehend mit den näheren Umständen vertraut machen. Wir alle im Kleinkunstgewerbe leiden unter dem Mangel an Gleichmäßigkeit der Aufträge; diese kommen stoßweise, einmal überstürzt, dann wochenlang mit matter Tendenz. Wo aber gute Arbeiten gemacht werden sollen, muß auch ein guter Arbeiterstamm zur Verfügung stehen, dauernd zur Verfügung stehen. Es ist also nicht angängig, das zu tun, was der Produzent von Massenarbeiten, der Dampfbuchbinder tun muß: nach Bedarf landläufige Arbeitskräfte einstellen und entlassen. Der tüchtige Handvergolder ist ein gesuchter und immerhin verhältnismäßig seltener Gehilfe; wer einen hat, den wird er solange als möglich zu halten und selbst in flauer Zeit mit durchzuschleppen suchen. Das kann unter Umständen teure Wochen geben, die die Betriebskosten sehr erhöhen.

Es liegt deshalb nahe, daß die kleineren Kunsthandwerker nach jeder Gelegenheit greifen werden, um selbst unter verhältnismäßig bescheidenem Verdienste ihre Ware — besonders wenn sie auf Vorrat gemacht — an den Mann zu bringen, um so mehr dort, wo das »Bargeld lacht«.

Sehen wir aber davon ab, daß die Warenhäuser für das Kunsthandwerk Abnehmer sein könnten, so wird sich doch durch die Schwierigkeit des Unterbringens kunstgewerblicher Einzelarbeiten desto mehr ein Mißstand ergeben, je



Schüler Bruno Scheer-Berlin; oliv Écrasé.

mehr einzelne Kunſtgewerbewerkſtätten ſich auftun. Daß dies aber geſchieht, iſt mit Sicherheit zu erwarten. Wir haben heute bereits einen ſehr guten Stamm junger Kunſthandwerker als Gehilfen, die in zehn Jahren zum größten Teile ſelbſtändig ſein werden. Während nämlich die Arbeiter in den fabriksmäßigen Betrieben zum größten Teile von vornherein auf eine Selbſtändigkeit verzichtet haben, wollen die kunſtgewerblich ausgebildeten ſich, wenn nur irgend tunlich, in abſehbarer Zeit ſelbſtändig einrichten.

Wir werden alſo in einigen Jahren durchaus keinen Mangel an Kunſtgewerbetechnikern im eigenen Betriebe haben und damit wahrſcheinlich ein Aufſaugen aller irgendwie erhältlichen Aufträge. Allerdings wird auch das Bedürfnis ſteigen; es iſt ſicher, daß die bereits beginnende Erkenntnis für gute Arbeiten in den Kreiſen der Feinſchmecker auf dieſem Gebiete im wohlhabenden Mittelſtande ſich ebenfalls Bahn bricht; ob aber die Nachfrage ein vermehrtes Angebot noch überſteigen wird, muß erſt die Zukunft lehren.




Schüler Bruno Scheer-Berlin; orange Écraſé, Mittelſtück graulila, Blätter gelbgrün ausgelegt.

Wenn wir uns nun vergegenwärtigen wollen, daß zurzeit das Streben der Regierungen dahin geht, auf öffentlichen Fachſchulen mit Fachklaſſen eine Maſſenerzeugung von Gewerbetechnikern in die Wege zu leiten, während in den Werkſtätten die Lehrlinge fehlen, die in Ausübung reiner Praxis eine geſunde handwerksmäßige Fertigkeit erlernen könnten, ſo wird man zu dem Schluſſe kommen, daß wir in der dicht vor uns liegenden Zukunft wohl neue Betriebsſtellen für Kunſthandwerk haben werden, aber dieſe werden ſich einer weſentlichen Ausdehnung nicht erfreuen. Es werden einmal nicht genügend Abnehmer für reines Kunſthandwerk vorhanden ſein, andrerſeits aber auch die Hilfskräfte mit guter Technik ſeltener werden; was – ohne vorherige Werkſtattslehre – von den Schulen herangebildet wird, iſt in der Werkſtatt des täglichen Lebens nicht zu brauchen, um ſo weniger zu brauchen, als gerade ſolche junge Leute, ſelbſt wenn der Fall einer geglückten Ausbildung angenommen wird, nur für ganz beſtimmte Arbeiten brauchbar ſind. Wir erhalten heute unſere kunſtgewerblichen Betriebe damit, daß wir gangbare andere Arbeiten, Bibliothekseinbände und Bureauarbeiten zwiſchendurch als Füllmaterial ausführen und unſere Arbeiter beſchäftigen; können oder wollen dieſe ſolche einfachere Arbeiten nicht mit übernehmen, ſo müſſen ſie eben ausgeſchaltet werden. Das aber wird man in Zukunft vorausſichtlich als Übelſtand empfinden.

Die Kunſt des Handwerkers wird in Zukunft mehr darin beſtehen, daß er es verſteht, ſein Geſchäft auf dies ewige Auf- und Abwellen der Geſchäftslage der »Konjunktur« einzurichten, daß er einerſeits ſeine Arbeiten möglichſt ebenfalls ſpezialiſiert, wie es im ſonſtigen Handwerk mehr oder weniger der Fall iſt, andrerſeits ſich einen Arbeiterſtamm erhält, der jeder Art von Arbeit gewachſen und auch dazu bereit iſt.

Mit einem Worte: der Kunſthandwerker muß in erſter Linie Kaufmann ſein, nebenher aber gediegenes techniſches Können beſitzen. – Man hat in der letzten Zeit und von den verſchiedenſten Stellen – es waren immer Theoretiker und nie Kunſtgewerbemacher – geſagt und geſchrieben oder doch wenigſtens nachgebetet, daß die Kunſtgewerbler bisher nur ſchnöden Mammons wegen und dem großen Publikum zuliebe unſchöne, minderwertige, geſchmackloſe und – was durchaus erlogen – unmoderne Arbeiten geſchaffen hätten. Die Herren ſind – Gott ſei's geklagt – recht grauſam ſchlecht unterrichtet. Wenn irgend jemand heute aus reiner Liebe zur Arbeit und mit denkbar mäßigem Verdienſte ſein Brot erwirbt, ſo iſt es der kleine Kunſthandwerker, und beſonders in unſerem Fache ſind die Preiſe für hervorragende Arbeiten doch recht mäßig und viel

geringer als in der Holz-, Möbel- und Metallbranche, ganz zu schweigen von dem Modellieren und Ziselieren.

Wir bemerken im Kunsthandwerk heute schon die Anfänge eines Unternehmertums. Leute, die selbst nie dem Handwerk oder Kunsthandwerk nahe gestanden haben, richten sich als Unternehmer ein oder bilden Gesellschaften mit und ohne beschränkte Haftung; daß dafür auch bedeutende Geldmittel flüssig gemacht werden, beweist, daß man dem Kunsthandwerker, der ja angeblich dem Mammon so nachjagt, viel weniger kaufmännisches Geschick zutraut als dem Kaufmann das Gefühl für das Kunstgewerbliche, ist sicher; trotzdem kann jeder Kunstgewerbler Kaufmann werden, in den allerseltensten Fällen der Kaufmann Kunstgewerbler.

Sehen wir uns einmal die kunstgewerblichen Unternehmungen der genannten Art an. Sie richten eine offene Verkaufsstelle ein, wenden sich an verschiedene Kunstgewerbler und stellen entweder deren Erzeugnisse aus neben anderen fabriksmäßigen Erzeugnissen – eben sind Porzellane, Korbflechtereien, Aufnäharbeiten und Kinderspielwaren am beliebtesten – oder sie lassen als »Vereinigte Werkstätten« von den verschiedensten ungenannten Handwerkern Arbeiten anfertigen, die von vornherein für den Ladenverkauf bestimmt sind. Damit diese Verkaufsstellen dann noch das nötige Füllmaterial erhalten, werden die Zwischenräume mit Batiklappen und -Läppchen gefüllt.




Schüler Reinhold Pfau-Stuttgart; orange Écrasé.

Das könnte – geschickt angestellt und unter streng künstlerischer Leitung – ganz wertvoll sein, könnte auch für manchen Kunsthandwerker eine Quelle dauernder Beschäftigung bei mäßigem Verdienste sein. Bisher aber haben diese Unternehmungen weder einen finanziellen noch einen künstlerischen Erfolg gehabt, denn der scheinbare künstlerische Erfolg, mit denen man einzelne dieser Unternehmungen künstlich behaftet hatte, beruhte mehr auf einer geschickten Marktschreierei in kunstgewerblichen Fachzeitschriften, als auf tatsächlich guter und wahrhaftiger Arbeit. Soviele Unternehmen dieser Art, soviele Liquidationen haben wir zu verzeichnen.

Dennoch ist solchen Unternehmungen die Berechtigung nicht abzusprechen; es wird nur nicht ganz leicht sein, sie mit Glück durchzuführen. Freilich – ohne Geldmittel im Rücken geht das nicht.

Der beste, der einzig richtige Weg ist der genossenschaftliche, und zwar aus folgenden Gründen.

Wer heute durch eine Ausstellung geht – gleichviel welcher Art –, der findet eine fertige Sache. Der Möbelfabrikant stellt nicht Tische, Stühle, Betten, Schränke usw. aus, sondern volle Zimmereinrichtungen, Speise-, Schlaf-, Herrn-, Damenzimmer usw. Jeder Raum ist in sich vollständig ausgestattet mit Teppichen, Porzellan- und Metallgeräten, Einbänden usw.; dadurch bietet er den angenehmen Reiz der Wohnlichkeit und der Behaglichkeit, die Teppiche wirken auf dem Fußboden viel richtiger als zusammengerollt im Schrank und die Bücher sehen in dem Bücherregal oder auf dem Herrntisch viel wirksamer aus, als wenn sie in Schaukästen nebeneinander verstaut sind. Jeder Gegenstand dient dem anderen, indem er sein Ansehen hebt und fördert – vorausgesetzt, daß eine künstlerische Hand die Ordnung vornahm.

Es liegt also kaum etwas näher, als daß eine Reihe der verschiedensten Kunsthandwerker sich gruppenweise zusammentut und zu gemeinsamem Vertriebe der Erzeugnisse sich vereinigt, ja sämtliches Kunstgewerbe einer Stadt würde – vereinigt – das beste Geschäft machen können, wenn man bei der Wahl der leitenden Personen Glück hat und Geschick dabei. Wir hätten dann aber noch ein Anderes erreicht – so ganz nebenher und umsonst: die gegenseitige Erziehung der Kunsthandwerker, jede Gruppe in sich und untereinander. Es wird dieses der



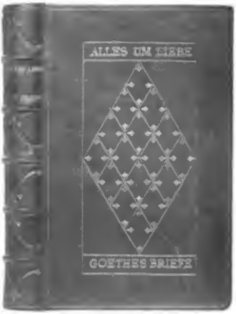
Schüler Georg Stein-Berlin; Schweinsleder. Gold- und Blinddruck.

begreifen, der gewöhnt ist mit Angehörigen anderer Gewerbe zusammen zu arbeiten. Der Metalltechniker lernt vom Holztechniker, der Goldschmied vom Bronzegießer, der Buchbinder vom Ziseleur, vom Kunstglaser und selbst vom Posamentier.

Noch eine andere Frage muß in Zukunft gelöst werden. Es ist unter den Kunstgewerblern eine Spaltung eingetreten, wie uns dünken will, ganz unnötigerweise. Es ist der scharf entbrannte Streit zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker. Während das Natürliche doch stets das Vernünftige ist, glauben einige der Neuesten, die sich zwischen Kaffee und Frühstück hinsetzten und den neuen Stil erfanden, man könne die Sache auch einmal umgekehrt machen. Kunstgewerbe soll heute nur eine Hand voll hoffnungsvoller älterer und jüngerer Jünglinge machen, die das Eine vor allen anderen voraus haben, daß jeder seinen eigenen Stil hat und auf jeden anderen schimpft der es anders macht, für sich aber ein Stilprivilegium beansprucht, so daß der Fall eintrat, daß sich ein Künstler bei seinem kunstliebenden Fürsten beschwerte, ein anderer habe ihm »seinen Stil gestohlen«.

Mit welchen Mitteln dabei »gearbeitet« wird, geht aus der Tatsache hervor, daß von der Gruppe der Theoretiker, die man als die Clique zu bezeichnen gewohnt ist, kein Aufkommen der Gruppe der Praktiker geduldet werden soll. Dem Schreiber dieses hat der Vertreter einer der größten Tageszeitungen erklärt: »Bemühen Sie sich nicht; keine der namhafteren Zeitungen nimmt etwas auf, was für Ihre Gruppe spricht, dagegen alles, was die Gruppe der anderen Seite lanziert. – Warum? – Wir haben genaue Direktiven«. – Ich habe auch gehört, woher diese Direktiven stammen – aber aus Gründen der Diskretion und aus anderen Gründen muß ich mir selbst den – Maulkorb verordnen.

Wollten die Herren der Theorie, soweit sie etwas können – und es gibt wirklich solche –, mit den Praktikern Hand in Hand gehen, so könnte wirklich ein gedeihliches Zukunftswerk im Kunstgewerbe erblühen. Verlangen die Herren aber, allein bestimmend, allein berechtigt und allein einheimsend im Kunstgewerbe zu stehen, so werden sie sich mit den Praktikern nie zu gemeinsamem Werke zusammenfinden. Nur auf dem Boden voller Gleichberechtigung ist ein Zusammengehen möglich; der deutsche Kunsthandwerker hat heute schon reichlich viel gelernt, er kann und weiß zu viel, vor allem hat er schon zu viel geopfert, um sich einem anderen, der nicht mehr weiß und nicht mehr kann, aber bisher gar nichts geopfert hat, unterzuordnen.




Schüler Georg Stein-Berlin.

Möchten aber auch die praktischen Kunstgewerbler einsehen, daß man nur dann, wenn beide Seiten zu Konzessionen bereit sind, einen guten Schlußakkord finden kann. Die Heißsporne bringen uns nicht das erwünschte Zusammengehen aller Kräfte, und die sollten doch von den vernünftig Denkenden bald kalt gestellt sein.

## DAS SCHÄRFEN DES LEDERS.

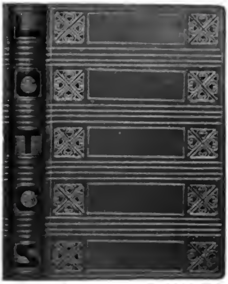
Von 10 Buchbindergehilfen, die in Arbeit treten, haben etwa die Hälfte ein brauchbares Schärfmesser, 3 etwa können es zur Not benützen und kaum einer davon kann wirklich so viel schärfen, daß er einen Halb-Franzbandrücken regelrecht zu behandeln imstande ist; vom Ledermachen selbst soll hier gar nicht gesprochen werden.

Wer Leder in zweckdienlicher Weise behandeln will, der muß zunächst die beiden dazu notwendigen Werkzeuge, Messer und Schärfstein in gutem Zustande haben. Man würde erstaunt sein, wenn man feststellen könnte, in wie wenigen Werkstätten dies der Fall ist. Als Steine dienen Trümmer von allen möglichen Formen und Steinarten, ohne irgendwelche Vorrichtung der Kante, so daß das Leder in schlimmster Weise beim Schärfen leidet. Auch die Oberfläche, die durchaus glatt und ohne Löcher sein soll, läßt durchaus zu wünschen übrig.

Und dann die Messer. Was man da sehen muß, spottet jeder Beschreibung. Vom Abbrechmesser bis zum Küchentranchiermesser sind fast alle Formen und Gattungen vertreten, und die sind immer noch nicht die schlechtesten Buchbinder, die mit einem gewöhnlichen Buchbindermesser schärfen; wenn es genügend scharf ist, kann man auch damit leidlich Leder bearbeiten.

Wie sollen nun die beiden wichtigen Werkzeuge des Buchbinders beschaffen sein und wie sollen sie behandelt werden?

Als Stein dient am besten ein Lithographiestein, — diese sind in Deutschland am besten eingeführt — oder ein gut geschliffener und polierter Marmor. Ich möchte die ersteren vorziehen, weil sie die Messer mehr schonen,



Schüler Georg Stein-Berlin: graublau Écrasé, juchtenrot Lederauflage.

nicht so leicht springen und Risse erhalten, außerdem auch leichter wieder nachzuschleifen sind wie Marmor.

Der Schärfstein soll so groß sein, daß man einen Ganzlederband aufgeklappt darauflegen kann und dennoch ringsherum noch etwa drei Finger breit Raum übrig hat. Der Stein dient nämlich nicht allein zum Schärfen, sondern auch als die geeignetste und glätteste Unterlage beim Ledermachen und Einschlagen. Man wird selten einen Stein so finden, wie man ihn braucht, vor allem sind die Kanten nicht genügend abgerundet und abgeschliffen. Wenigstens eine Kante — die vordere Längsseite — soll stark abgerundet sein, so daß man das Leder mit der Vorderseite ruhig darüber weg drücken und schieben kann, ohne es im geringsten zu verletzen, also in der Form: ⌝ und nicht in dieser meist üblichen: ⏋

Wie die ganze Vorderkante, so sollen auch die vorderen beiden Ecken stark abgenommen und ganz stark gerundet sein. Dieses Abrunden und Glätten geschieht mit einer ganz groben Raspel im Rauhen, mit einer feineren wird nachgearbeitet und dann mit Bimsstein und Wasser geschliffen, bis alles glatt, sauber und fehlerfrei ist. Muß die ganze Fläche des Steines geschliffen werden, so geschieht dies, indem man ihn mit Wasser und feinem Sand auf einer ebenen Granit- oder Marmorplatte rauh, dann mit Bimsstein und Wasser fein schleift.



Schüler Max Enge-Reichenberg i. Böhmen; gelbgrün Écrasé.

Es sei bemerkt, daß der künstliche Bimsstein, wie er von den Möbelschreinern gebraucht wird, nicht brauchbar ist; nur die rohen Bimssteinstücke, entsprechend eben abgefeilt, können zum Schleifen verwandt werden.

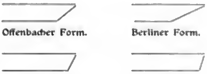
Ist ein Stein in dieser Weise zubereitet — wo Gelegenheit dazu ist, wird man dies von einem Marmorschleifer tun lassen — wird er auf einem nicht zu heißen Ofen mit Öl getränkt. Jedes beliebige Öl ist geeignet, nur Leinöl zieht etwas schwer ein. Jedesmal, wenn das Öl eingezogen, gießt man etwas frisches auf und schleift einige Zeit mit dem Bimsstein; dadurch erhält der Stein eine gleichmäßige Politur und, was ja allerdings nebensächlich ist, — eine schöne Farbe. Dieses Tränken mit Öl muß etwa 8 Tage lang fortgesetzt werden.

Die Franzosen lieben es, die Vorderkante ihrer Schärfsteine leicht nach außen zu wölben;



es schärft sich sehr gut auf dieser Form, doch scheint der Vorteil kein so außergewöhnlicher zu sein gegenüber den gradlinigen Vorderkanten.

Nun zu den Messern; es gibt deren eine Reihe deutsche und eine französische Form, d. h. Grundformen. Die Lederarbeiter haben nämlich die Gewohnheit, sich jeder ihre eigene ihnen am meisten entsprechende Form zurecht zu machen. Am verbreitetsten sind folgende Formen:



Offenbacher Form. Berliner Form.

Wiener Form. Französische Form.

Durch ein vermehrtes Abrunden der Linie der Schneide erreicht man, daß jeder einzelne Teil der Schneide benutzt werden kann. Der Schärfspan wird schmäler und dicker. Deshalb wird man dicke oder schwer zu schärfende Leder mit solch stark gerundeten Messern behandeln.

Die Wiener und die französische Form sind sogenannte Stoßmesser, d. h. man schärft damit von rechts nach links, also mit einer gewissermaßen vorwärtsstoßenden Bewegung des Messers. Umgekehrt wird mit dem Offenbacher und dem Berliner Messer geschärft, d. h. von links nach rechts in einer eigentümlich ziehenden Bewegung. Nun sind aber auch hier wieder keine genauen Grenzen gegeben, und in der Tat wird mit Offenbacher sowohl wie mit Berliner Messer mehr gestoßen als gezogen, während einzelne wieder mit dem Wiener Messer ziehend schärfen.

Wo große und schwere Steine in Gebrauch sind, liegt der Stein fest genug; ist dies aber nicht der Fall, so muß er in einen kastenartigen Holzrahmen eingebettet werden, der vorn offen ist; dafür ist am Vorderrande und unterhalb derselben eine Leiste angeschraubt, welche beim Gebrauch über die Tischkante hervorragt und gegen diese anstößt.

Das Leder muß zum Schärfen gespannt sein; sowie es vor dem Messer Falten wirft, schneidet man mit Sicherheit durch. Deshalb legt man das Leder so über die Steinkante, daß der zu schärfende Rand in der Nähe der Kante auf dem Steine behandelt werden kann; der Daumen der linken Hand preßt es gegen die Vorderkante des Steines, während Zeige- und Mittelfinger das Anspannen des Teiles besorgen, der gerade zum Schärfen dem Messer vorliegt. Nur der gewandte Schärfer soll »große Lappen« auf einmal abnehmen; je mehr man Anfänger im Schärfen ist, desto schmäler und dünner sollen die Schärfspäne sein.

Das Leder hat verschiedene Eigenheiten, die man kennen muß. Erstlich hat es einen »Strich« d. h. es schärft sich in einer Richtung besser als in den anderen, und das muß man sich so viel als möglich zunutze machen. Die der besten entgegengesetzte Seite schärft sich am schlechtesten, vermittelnd die beiden anderen.

Der Strich hängt von der Behaarung des Tieres ab, von dem das Leder herrührt; gegen die Richtung des ehemaligen Haarwuchſes ſchärft ſich das Fell am ſchlechteſten, umgekehrt am beſten. Saffian ſchärft ſich von allen Ledern am beſten, appretierte Kalbleder am ſchlechteſten, während naturelle Kalbleder ſich recht gut behandeln laſſen. Seehund iſt meiſt nicht ſehr friſche Ware; alle älteren Felle ſind trocken, brechen leicht unter dem Meſſer und ſchärfen ſich ſchlecht.

Alle lohgaren Felle – gleichviel welcher Art, können nach einigem Anfeuchten leichter geſchärft werden; je mehr durch Appretur an dem Felle geſchönt worden iſt, deſto ſchlechter ſchärft es ſich.

Dennoch gibt es eine Hilfe, durch welche man ſelbſt ältere Felle weich und geſchmeidig machen und ein beſſeres Schärfen ermöglichen kann, das iſt das ſogenannte »Ribbeln«. Dazu wird das Leder an den zu ſchärfenden Stellen mit der Narbenſeite über ſich ſelbſt zurückgelegt und mit den Fingerſpitzen der rechten Hand in rollender Bewegung kräftig über ſich ſelbſt hin und her gezogen. Dadurch wird das Leder in ſeiner Struktur gelockert, dadurch weicher und ſchärft ſich ſehr viel beſſer.

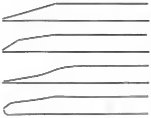
Um gut zu ſchärfen iſt es dringende Notwendigkeit, ein richtig und gut ſcharf geſchliffenes Meſſer zur Verfügung zu haben. Dazu gelten folgende Grundſätze:

1. Das Meſſer darf n i e auf der Unterſeite geſchliffen werden.



Schüler Max Enge-Reichenberg i. Böhmen; hellbraun Maroquin, Gold- und Blinddruck.

2. Es darf vorn weder kurz nach der Schneide zu noch wie ein Raſiermeſſer hohl ausgeſchliffen werden. Im erſteren Falle ſchneidet es nicht, wird ſchnell ſtumpf und nimmt nur kurze Späne ab; dagegen iſt ein dünn ausgeſchliffenes Meſſer faſt ganz ungeeignet, da die Schneide zu ſehr federt und dadurch eine Sicherheit des Schnittes ausgeſchloſſen iſt.
3. Das Meſſer muß nicht allein ſcharf ſein; die Schneide muß auch zart ſein und darf nicht reißen. Deshalb iſt es nötig, die Schneide öfter auf einem guten Ölſteine abzuziehen. Die feinſte Schneide wird erreicht, wenn man das Meſſer öfter auf einem Streichriemen abſtreicht, wie man dies bei Raſiermeſſern auch tut. Das Abziehen des Meſſers auf dem Schärfſteine iſt ein ſchlimmer Mißbrauch, der nicht allein wenig hilft, ſondern das Meſſer mit der Zeit auf beiden Seiten keilförmig zulaufen läßt, wodurch es mehr und mehr unbrauchbar wird.



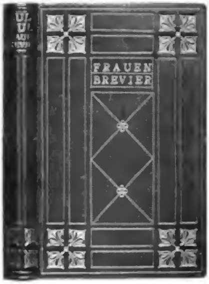
Richtig geſchliffenes Meſſer.
Kurz angeſchliffenes Meſſer.
Hohl ausgeſchliffenes Meſſer.
Durch vieles Abziehen auf dem Schärfſteine verdorbenes Meſſer.

Das Meſſer muß, um zum Gebrauche geeignet zu ſein, an ſeinem hinteren Klingenteile ſo mit Leder umwickelt ſein, daß nur die Schneide nebſt ohngefähr zweifingerbreit Klinge frei bleibt. Dazu ſchärft man einen zweifingerbreiten Streifen eines weichen Leders, ſchmiert ihn mit Kleiſter und klebt ihn – oben beginnend – nach dem Hefte zu und unter kräftigem Zuge wickelnd um die Klinge herum, ſo daß das Ende des Lederſtreifens noch den oberen Teil des Holzes mit deckt.

Scharfe Ecken am Meſſer werden auf dem rauhen Stein ordentlich weggeſchliffen, ſo daß kein Einſtechen der Spitzen ins Leder erfolgt.

Viele Buchbinder glauben, man habe den Schleifer notwendig, um die Schärfmeſſer in Ordnung zu halten. Dieſe Anſicht iſt irrig. Nur wer ſelbſt ſein Schärfmeſſer inſtand ſetzen kann, wird ein tüchtiger Schärfer werden, weil die Schleifer weder Gebrauch noch Zwecknotwendigkeiten des Meſſers kennen.

Wer ein gutes Meſſer hat, wird ohne Zweifel ſehr bald ein gewandter Schärfer werden, mit einem ungeeigneten kann auch ein Schärfkünſtler keine gute Arbeit und noch weniger raſch liefern.




Schüler Alfred Wildner-Friedland i. Böhmen; oliv Écrasé.



Schüler Alfred Wildner-Friedland i. Böhmen: Schweinsleder mit Gold- und Blinddruck.

## NEUE BUCHBINDER-VEREINIGUNG.

Im Rheinlande haben wir es allmählich dahin gebracht, daß in bezug auf die Behandlung und das Allgemeininteresse dafür sich ein regeres Leben entwickelt hat. Nachdem in Düsseldorf die Freie Buchbinder-Innung mehrere Jahre gekränkelt hatte und schließlich nur noch auf dem Papiere stand, weil die rechten Personen mit gutem Willen und Opferfreudigkeit fern gehalten und ausgeschaltet wurden, ist sie im Herbst vorigen Jahres von der Verwaltungsbehörde auf Antrag einiger Mitglieder aufgelöst worden.

An Stelle dieser nicht funktionierenden Einrichtung hat sich am 5. September 1906 eine freie Vereinigung selbständiger Buchbinder gebildet, die mit froher Schaffenskraft die Geschäfte in die Hand genommen hat und heute sich soweit entwickelt hat, daß von den mittleren Betrieben keine nennenswerte Firma mehr fern steht.

Kurze Zeit nachher bildete sich in Crefeld die Vereinigung Crefelder Buchbindereibesitzer, die ebenfalls sich mit den modernen Fragen unseres Gewerbes beschäftigte.

Die vor uns liegende Zeit wird uns viele offene Fragen stellen, an deren Lösung wir nur dann mit Erfolg herangehen können, wenn sich der größte Teil der Meister tätig beteiligt. Das Wichtigste und Einschneidenste dabei wird sein, daß wir eine nicht unwesentliche Preiserhöhung anstreben und durchsetzen müssen.

Seit 30 Jahren sind unsere Preise fast auf gleicher Höhe geblieben oder doch nur um einen geringen Prozentsatz in die Höhe gegangen und würde eine Steigerung um wieder ganz wenige Pfennige ohne jeden Erfolg bleiben, da wir heute mit einem Verdienste zu rechnen gezwungen sind, der kaum den notwendigen Lebensunterhalt deckt. Wir müssen gerade diesen Punkt um so schärfer ins Auge fassen, als unsere Gehilfen mit erhöhten Lohnforderungen an uns herantreten werden, welchen wir uns um so weniger entziehen können, als unsere Gehilfen denen der uns verwandten Gewerbe in bezug auf Löhne nicht gleich gestellt sind.

Es wird ferner notwendig sein, daß unser Gewerbe einflußreicher im handwerklichen Leben, in der Handwerkskammer zur Geltung kommt. In den Handwerkskammern sitzt meistens nicht ein einziger Buchbinder.

Ferner sehen wir einen großen Übelstand darin, daß öffentliche und Privatverwaltungen mehr und mehr dazu übergehen, Buchbindergehilfen selbst einzustellen, die dann »nebenamtlich« noch eine Menge Arbeiten zu Schleuderpreisen übernehmen.

Noch viele andere Fragen sind es, die in gemeinsamer Arbeit ihre Behandlung finden können und nach und nach ihrer Erledigung harren.

Die Düsseldorfer Fachleute sind aber noch weiter gegangen; sie wünschen die Gesamtheit der Buchbinder der rheinischen Umgegend zu einem Zusammenschluß zu veranlassen und haben für Sonntag den 14. Juli einen Kongreß zusammenberufen, der von den Städten Barmen, Crefeld, Elberfeld, Essen, Duisburg, Mülheim, Gladbach, Neuß, Hilden, Solingen, Ohligs, Remscheid, Ruhrort, Kevelaer, Düren, Lennep usw. beschickt werden dürfte.

Auf der Tagesordnung steht u. a. auch: »Der Verbandstag deutscher Buchbinderinnungen in Hannover« und »Der Arbeitgeberschutzverband in unserem Gewerbe«.

Am 18. Juli bereits wird eine Versammlung von in Remscheid ansässigen Buchbindern stattfinden, um eine Vereinigung in einigen Fragen zustande zu bringen.

Damit dürfte der Anfang für eine rege gemeinsame Arbeit gegeben sein.

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

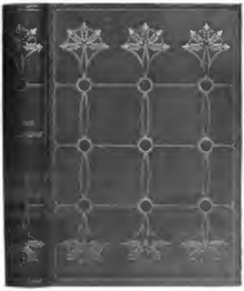
Im vorliegenden Hefte verteilt zeigen wir wieder eine größere Anzahl von Arbeiten aus der Fachschule der Berliner Buchbinder-Innung, speziell aus der Kunstklasse. Jeder Arbeit ist eine erläuternde Unterschrift beigegeben, im übrigen verweisen wir auf die während des Verbandstages ausgestellten Arbeiten selbst, die man dort eingehender wird besichtigen können.

Die letzten beiden Abbildungen geben hervorragende neue Einbände von Paul Kersten wieder, die auf der Berliner Großen Kunstausstellung ausgestellt sind. Weitere von diesen Bänden werden wir noch bringen.

## LITERATUR.

Die Marmorierkunst. Ein praktischer Leitfaden zum Erlernen des Marmorierens nach Halferscher Methode. Von Joseph Hauptmann. Gera, Verlag von Englert & Ruchdeschel.

Das sehr brauchbare Werkchen erschien in dritter Auflage. Hauptmann gehört mit zum alten Stamm derer, die gute Technik aus früherer Zeit in die neue herübergerettet haben und über eine große Menge von Kunstgriffen und Fertigkeiten verfügt, die sehr vielen völlig fremd sind. Halfer ist ein Künstler in bezug auf das Erzielen höchster Leuchtkraft der Farben beim Marmorieren und eigentlich bedauert man es, daß dieses reiche Können in unserer ganzen Richtung der Neuzeit heute nicht mehr voll zur Geltung kommen kann, weil wir an Farbenfreudigkeit außerordentlich viel eingebüßt haben, weil unsere moderne Überkultur uns in den Farben viel mehr als nötig ist zu einer Verödung, zu einer Farbenfeigheit nötigt. Nur wenige hervorragende Künstler wagen heute mit Farben etwas und die meisten schaffen, malen und wirken nur immer mit grau in grau, braun in braun, und dämpfen alle anderen Farben mit diesen beiden ab. Das nennt man dann: Vornehme Farbenstimmung. Nur kein Heraustreten aus der Schablone – nur nicht auffallen, – nur keinen mutigen, scharf



Paul Kersten: Seidl, Kunst und Kultur; Einband in rötlich-blau Écrasé.

ausgeſprochenen Eigenwillen in bezug auf Farbe. Das Auffallende dürfen ſich heute nur die ſogenannten Raumkünſtler erlauben in bezug auf Formen und verblüffende Abweichungen vom Hergebrachten.

Die Marmorierkunſt iſt im Augenblick durch die Verwendung von Papieren, die das Marmorieren nicht vertragen, ſehr in den Hintergrund gedrängt, zugunſten der Kleiſtermarmorierpapiere, die ſehr viel einfacher auch im Bogen für Überzug und Vorſatʒ herzuſtellen ſind, was bei dem Marmorieren auf Schleimgrund immerhin ſeine Schwierigkeiten hat.

Gerade deshalb aber müſſen wir ein Werkchen begrüßen, welches eine im ſtillen wirkende Kleinkunſt in weitgehender Weiſe lehrt und ausbildet. Gern hätten wir es geſehen, wenn der Verwendung von Bronzefarben nicht der breite Raum zugeſtanden worden wäre. Dieſe Farben beſtehen ſeit mehr als 7 Jahren, haben ſich aber noch kaum eine handbreit Boden erobert, weil ſie erſtens zu teuer und zweitens für die Maſſenherſtellung kaum verwendbar ſind. Es ſind nur kleine, wenn auch immerhin »intime« Wirkungen, die damit erzielt werden können, aber ſelbſt die Kunſtbuchbinderei hat davon abgeſehen, ſich des neuen Stoffes anzunehmen, ſie hat einfach davon »Kenntnis genommen« und iſt »zur Tagesordnung« übergegangen. Wir würden das Werkchen Hauptmanns für nicht minder wertvoll gehalten haben, wenn er ſich ohne die Bronzefarben beholfen hätte.



Kerſten: Gedichte Walthers von der Vogelweide; Einband in dunkelgrün Écraſé, Mittelſtück hellbraun, Umrandung kirſchrot.

Der Preis von 2,50 Mk. iſt ja ſehr mäßig.

* * *

Drei Rieſenarbeiten im Dienſte unſeres Gewerbes. Wer jemals ſchon mitgearbeitet hat an der Herſtellung eines Preisverzeichniſſes, der weiß genau, mit welchen Mühen, Vergleichungen, Fehlern und ſchier endloſen, trockenen Zahlenreihen man ſich da abarbeiten muß, wie durch Wochen ſich eine ſolche Arbeit mühſelig hinſchleppt. Dabei hat man aber immer doch noch gewiſſe Unterlagen zur Hand, auf Grund deren man wenigſtens einen gewiſſen Anhalt findet.

Es liegen uns heute gleich drei ſolcher Arbeiten vor; wenn wir eingehender uns mit dieſen beſchäftigen als es ſonſt bei einer Literaturbeſprechung üblich iſt, ſo geſchieht es aus dem Grunde, daß wir die Wichtigkeit derartiger Arbeiten in das rechte Licht ſeʒen wollen.

J. Schmidts Berechnungstabelle für Bildereinrahmungen. – Wir haben in unſerem Fache eine Spezialität oder vielmehr eine Teilarbeit, die ſich heute zu einer gewinnbringenden Spezialität entwickelt hat, und das iſt das Bildereinrahmen. Wo ſich dieſe Arbeit gut eingeführt hat, da wird Geld, ſogar viel Geld verdient und – was wichtig iſt – viel mehr als ſelbſt mit beſter Buchbinderarbeit.

Oft iſt aber da der Fachmann mit der Preisberechnung arg im Gedränge. Wenn er ein Leiſtenlager ſelbſt nicht hat, dann iſt er in den wenigſten Fällen imſtande, einen genauen Preis für eine ganz beſtimmte Arbeit im voraus zu beſtimmen oder gar zu berechnen.

Dieſen Übelſtänden zu begegnen – zunächſt wohl zu eigenem Gebrauche – hat nun J. Schmidt, St. Johann-Saarbrücken, der urſprünglich ein ſehr tüchtiger Buchbinder – heute eine Rahmenfabrik mit den vorgeſchrittenſten Einrichtungen beſiʒt – eine Berechnungstabelle ausgearbeitet, nach der es ein Leichtes iſt Berechnungen im voraus anzuſtellen. In dieſen Berechnungen iſt geradezu alles aufgenommen, was in Frage kommt, einſchließlich des Glaſes, der Pappe, des Spannens und Fertigmachens ſowie der Berechnung der Paſſepartouts. Das Einſeʒen verkröpfter Ecken, Verſchnitt, Beizen von Eichenleiſten: kurzum jeder Handgriff iſt berückſichtigt und berechnet.

Die Tabelle iſt eine doppelte: erſtlich zeigt ſie die Profile und Ausſtattung von 86 ver-

schiedenen Leisten; damit dürften wohl alle gangbaren und weniger gangbaren Sorten getroffen sein. Bei jeder Leiste ist Maß, Aussehen und Preis angegeben. Außerdem ist die Berechnungstabelle die Hauptsache und Hauptarbeit des Ganzen. — Die äußerst klug und umsichtig durchdachte Aufstellung der Berechnungen zeigt gleich ein Mehrfaches: a) den Preis der verbrauchten Leiste einschließlich Gehrung und Verschnitt, b) den Preis für den zusammengesetzten Rahmen, c) desgleichen für die fertige Einrahmung; sie berechnet gewöhnliches Glas und Spiegelglas, sogar das Aufziehen auf Karton oder Zeichenpapier.

Herr J. Schmidt, St. Johann, gibt nun diese Berechnungstabellen zu mäßigem Preise ab und wir empfehlen jedem im eigenen Interesse, sich mit dem genannten Fachmann in Verbindung zu setzen und sich dieses unentbehrliche Hilfsmittel zu verschreiben. — Es macht sich schon bei der ersten Bestellung bezahlt.

* * *

Lohntarif für Buchbinderarbeiter. Ausgearbeitet und herausgegeben von der gemeinsamen Tarif-Kommission des Verbandes deutscher Buchbinderei-Besitzer. Leipzig 1907.

Auch diese Arbeit ist das Ergebnis umständlicher, langwieriger und peinlicher Berechnungen, aber sie ist zugleich auch eine Art Friedensvertrag. Sind es doch zwei Parteien, die hier ihre Vertragsbedingungen urkundlich niedergelegt haben, von denen die eine für möglichst viel Geld möglichst wenig Arbeit, die andere für möglichst viel Arbeit möglichst wenig Geld geben will; der Jahrhunderte alte Standpunkt, der sich nie verändern wird, der sich nie verändern kann, weil er der natürliche und auch der richtige ist. Wir stehen mitten in der Zeit der Tarifverträge und rückständig ist, wer nicht einsehen will, daß wir froh sein sollen, jetzt zu dem guten Auswege der Schaffung dieser Friedensinstrumente gekommen zu sein.



Kersten: J. u. H. Hart, Das Buch der Liebe; Einband in blaugrün Maroquin, Lederauflage hellblau und weiß.

Zum ersten Male sehen wir die Formate des Papieres nach Maximalgrößen geordnet und danach die Preise bestimmt. 24 Größen sind es, von 130:90 mm = 117 qcm bis zu 550:400 mm = 2200 qcm, mit denen hier die Berechnungen angestellt sind. Jede Arbeit, fast jeder Sonderhandgriff ist in Betracht gezogen und dabei die Sonderung zwischen Gehilfen- und Frauenarbeit soweit als möglich festgehalten, die Handarbeit von der Maschinenarbeit getrennt.

Man möchte vielleicht annehmen, daß dieser Tarif nur ein Instrument in der Hand der Großbetreibenden und nur für Massenarbeiten sein soll; nichts wäre verkehrter. Wer in den Provinzen überhaupt mit den Preisen der großen Arbeitsmittelpunkte, Leipzig, Berlin usw. konkurrieren muß, der kann ohne diese Tabellen schon gar nicht auskommen. Aber auch der Kleinmeister, der mit Auflagen von 100 und weniger Exemplaren rechnet, sollte sich mit genauem Studium dieses Tarifes befassen; er wird dann finden, daß der Großbetreibende vieles berechnet, was er seinen Kunden meistens geschenkt hat, weil er es außer Berechnung ließ. —

Alles in allem: Der Lohntarif, wie er hier vorliegt, ist das erste und wichtigste Werkzeug in jeder Werkstatt. Daß er eine hervorragende Arbeitsleistung darstellt, soll den vielen Ungenannten, die sich darum verdient gemacht haben, hier besonders bestätigt werden.

* * *

Herders »Konversations-Lexikon«. Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. 160 Hefte zu 50 Pf. oder 8 Bände geb. in Halbfranz zu je 12,50 Mk. Monatlich erscheinen zwei bis drei Hefte. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Soeben ist vollständig geworden:

Siebenter Band (121.—140. Heft): Pompejus bis Spinner. (VIII Seiten und 1840 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 61 zum Teil farbigen Beilagen: 9 Karten, 33 Tafeln

und 19 Textbeilagen mit zusammen 500 Bildern, im ganzen somit 900 Bildern.) Geb. in Original-Halbfranzband 12,50 Mk.

Mehr und mehr sind die großen Vorzüge eines Konversations-Lexikons mittleren Umfangs zu tage getreten und haben erkennen lassen, daß die knappe Fassung des gewaltigen Stoffes die Vollständigkeit nicht beinträchtigt. Wer beispielsweise den Artikel »Schrift« mit seinen Beilagen prüft, wird zugeben müssen, daß die hier auf verhältnismäßig kleinem Raum zusammengedrängte Wissensfülle nach dem neuesten Stand der Forschung über Erwarten viel bietet. Oder man suche die zahlreichen technischen Stichwörter auf, und man wird in den klaren, gründlichen Darstellungen in Wort und Bild wohl kaum etwas vermissen, was zum Verständnis dieser im täglichen Leben oft bedeutungsvollen Dinge erforderlich ist. Die Behandlung besonders schwieriger Gebiete, wie Röntgenstrahlen, Sonne, Spektralanalyse, ist zum Teil durch Farbentafeln wesentlich erleichtert. Die reich illustrierten Beilagen sowie die Tafeln und Textabbildungen aus dem Reiche der Natur liefern den Beweis für die ausgiebige Berücksichtigung der Naturwissenschaften.

Auch Kunst und Literatur sind vorzüglich vertreten. Von dem Wirken der großen Meister Raffael, Rembrandt und Rubens geben die Biographien mit ihren zum Teil bunten Tafeln ein gutes Bild. Die Kunst der Renaissance mit ihren Ausläufern, die Romanische und Römische Kunst werden durch eine lichtvolle Schilderung ihrer Eigentümlichkeiten und durch die deutliche Wiedergabe von über 200 Bilderproben dem Leser nähergerückt. Erwähnt seien noch die reichhaltigen Tafeln zu Porzellan, Reliquiarium und Säule. Treffliche Übersichten sind die Artikel über Literatur verschiedener Völker, die mit den Ausführungen über Sprache und Geschichte die einschlägigen geographischen Artikel glücklich ergänzen. Diese letztgenannten weisen vielfach scharf ausgeführte Kartenbeilagen und Stadtpläne auf. Willkommene Belehrung in unserer Zeit der Schulkämpfe bieten die umfassenden Darlegungen der vierseitigen fachkundigen Beilage Schulwesen. Auch die Artikel auf andern Gebieten verraten gute Information. Eine praktische Neuerung, die das Auffinden beträchtlich erleichtert, ist die nach dem eigentlichen Namenteil alphabetisierte Zusammenstellung der zahlreichen geographischen Doppelnamen mit Sankt, Saint, San usw. zu Beginn des Buchstabens S gewissermaßen als Glieder eines einzigen Sammelartikels.

Im Herbst 1907 darf der Abschluß des achten Bandes und damit des ganzen Werkes mit Bestimmtheit erwartet werden.

## VERSCHIEDENES.

### Ergebnis des dritten Preisausschreibens der »Monatshefte für graph. Kunstgewerbe«.

Am 27. Juni trat das Preisrichterkollegium zusammen. In dem dritten Wettbewerb mit dem Material der Firma Schriftgießerei D. Stempel, A.-G. Frankfurt a. M., liefen 124 Entwürfe ein, wovon bei der ersten Sichtung 28, bei der zweiten 12 in die engere Wahl kamen. Die Preisbewertung erfolgte einstimmig.

I. Preis: Rudolf Lehmann, Rixdorf, 50 Mk. Motto: »Und wieder sprach der Rodenstein«.

II. Preis: Carl Schmiedchen, Rixdorf, 40 Mk. »Wieder 'n Stück Arbeit«.

III. Preis: Ferdinand Springer, Frankfurt a. M., 35 Mk. Motto: »Gemacht in der Nacht«.

IV. Preis: 1. Julie Steiner, Stuttgart, 25 Mk. Motto: »Juli«.

„ Preis: 2. Franz Oppermann, Dessau, 25 Mk. Motto: »Blaurot«.

„ Preis: 3. A. Trier, Stuttgart. Motto: »Viereck«.

Ein Freiabonnement auf den 5. Jahrgang der Monatshefte für graph. Kunstgewerbe als lobende Erwähnung:

Hermann Franke, Berlin. Motto: »Rigorosum«.

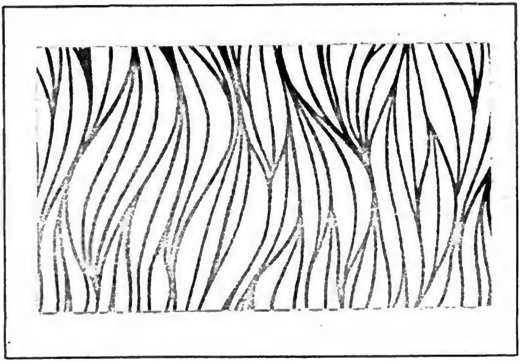
Fräulein J. Conz, Stuttgart. Motto: »Zweifarbig«.

Walter Keller, Chemnitz. Motto: »Bek-Gran«.

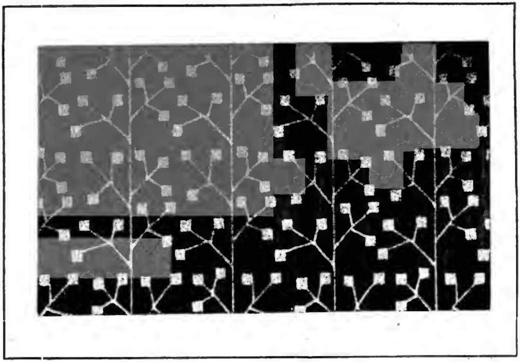
Das Preisgericht hat außerdem lobend erwähnt:

Willy Belling, Schöneberg. Motto: »Ruhe«.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

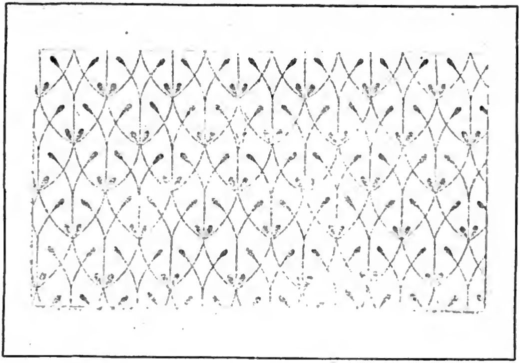


3001.

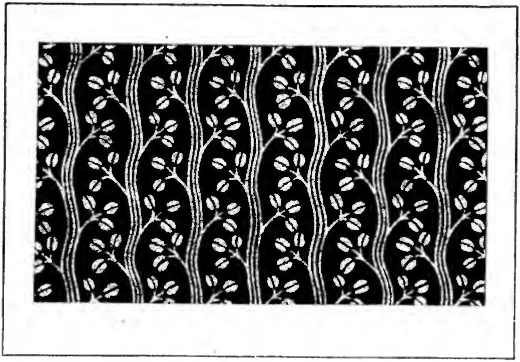


1502.

Neuheiten
moderner Vorsatzpapiere von Emil Hochdanz, Stuttgart.



3005.



1511.

Neuheiten
moderner Vorsatzpapiere von Emil Hochdanz, Stuttgart.

ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI
ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang — Auguſt 1907 — Heft 5.

# HANNOVER.

Die Tage von Hannover ſind vorüber, die Delegierten nach Hauſe zurückgekehrt, wer aber noch nicht wieder ins alte Geleiſe zurückgekehrt ſein wird, das ſind die Hannoveraner ſelbſt. Solche Unmengen von Arbeit und Mühe, von unvorhergeſehenem Ärger ſind nicht im Handumdrehen in ihren Wirkungen wieder beſeitigt, und wer weiß wie lange ſich hier und dort noch Folgewirkungen zeigen werden. Wir, die wir Gäſte waren, haben allerdings von alle den Mühen nichts verſpürt; wir ließen uns vom »Strome der Ereigniſſe« treiben, und uns erſchien geradezu alles außerordentlich nett, von den Vorproben zum Biedermeiertanz bis zum Frühſtück der Stadt Hannover im Ratskeller und der Fahrt nach der Porta Gueſtphalica. Wie war es nur möglich, daß man ſo viele gute Tage ertragen konnte, fragt man ſich jetzt hinterher, denn es war keine Stunde, ja keine halbe Stunde ungenützt geblieben.



Einband zu »A. v. Menzel«, in getriebener und farbig gebeizter Lederſchnittarbeit (Dresdener Kunſtgewerbe-Ausſtellung 1906); von W. Collin, Berlin.

Sonſt finden wir auf den Verbandstagen eine Zweiteilung für die Beſucher: Arbeit und Vergnügen; die erſtere für die Delegierten, das letztere für die »Verbandstagsbummler«, die wohl in den Anweſenheitsliſten eingezeichnet ſind, bei Beginn der Verhandlungen aber in wilder Flucht das Weite ſuchen. Diesmal fand ſtatt dieſer Zweiteilung eine Dreiteilung ſeine Stelle, denn die mit dem Verbandstage verbundene Ausſtellung war ein gewaltiger Anziehungspunkt, dem große Mengen von Fachleuten zuſtrömten, die in den Anweſenheitsliſten keine Stelle fanden. Wer aufmerkſam hinſah, der konnte bemerken, daß die Ausſtellung am meiſten die anzog, auf die man die Hoffnungen unſerer Zukunft ſetzt: unſer Nachwuchs, Gehilfen und Lehrlinge. Am meiſten drängte es ſich in der Ausſtellung von Facharbeiten, faſt mehr noch zu den Lehrlings- und Geſellenarbeiten, als zu den Fortgeſchritteneren der Fachſchulen. Offenbar hatte das »Werdende«, das im Aufſtreben Befindliche einen größeren Reiz, als das bereits bis zu einer gewiſſen Vollendung Gediehene.

Wer es um unſer Gewerbe ehrlich meint, wer aufmerkſam Ähnliches und ähnliche Ausſtellungen verfolgt, dem wird es aufgefallen ſein, wie bedeutend die Leiſtungen der jüngeren Leute im Gewerbe in den letzten Jahren in die Höhe gegangen ſind. Es ſind nicht etwa mehr und beſſere Einzelarbeiten da; was ſo ſehr erfreulich, iſt auffälliges Beſſerwerden des Durchſchnittsmaßes, und die Tatſache, daß Minderwertiges überhaupt nicht zutage trat und die Technik eine auffällig beſſere, eine fortgeſchrittenere geworden iſt. Dabei ſind die unangenehmen und unmöglichen Farbenzuſammenſtellungen, denen man früher ſo häufig begegnete, heute völlig verſchwunden und einer, wenn auch nicht immer muſtergültigen, doch auch nicht konventionellen Wahl von Rücken und Überzug gewichen. Das gilt gerade von den einfachen Bänden. Unter den

Arbeiten des zweiten Lehrjahres waren zwei Pappbände von einer Sauberkeit und Genauigkeit, daß ſie einem erfahrenen Gehilfen alle Ehre gemacht hätten.

Dieſe Anſicht kam auch allgemein bei der Prämiierung zur Geltung; nur zwei Ausſteller waren auf »genügend« beſchränkt worden, während alle übrigen mit »gut« und »recht gut« bedacht wurden.

Es war nicht etwa eine Gutwilligkeit und »Gebelaune« der Gutachter; ſchon der erſte Eindruck war bei allen Preisrichtern der gleiche: die Wahl zwiſchen »gut« und »ſehr gut« wird eine ſehr ſchwierige werden. In Wirklichkeit mußte man ſehr häufig zwiſchen ähnlich guten Ausführungen ſorgfältig abwägen; in allen Fällen aber ließen die Gutachter den beſſeren und exakteren Buchblock als ausſchlaggebend gelten, und gaben weniger auf etwaige Vergoldung.

Die Arbeiten der Berliner Fachſchule hatte man in beſonderer Gruppe unter ſich beurteilt, die Fachſchulen kunſtgewerblicher Art hatte man ganz von der Prämiierung abgeſetzt – ſehr klugerweiſe. Wie hätte man es auch machen ſollen? Bis auf die Berliner, Düſſeldorfer und Altonaer Fachſchule waren die Arbeiten unter Verſchluß, zum Teil war ſogar ein direktes Verbot der Beſichtigung ergangen. Deshalb wählte man den Ausweg, und gab allen eine Beſtätigung dafür, daß ſie ausgeſtellt, in der Form einer Anerkennungsurkunde, d. h. man beſchloß dies zu tun, denn die Urkunden ſelbſt ſind noch »in der Mache« und kommen erſt demnächſt zur Verteilung.

Die Maſchinenabteilung war am reichſten beſchickt, reicher als die anderen Induſtrien ſich herausgewagt hatten, denn bis auf wenige Ausnahmen war es der Zwiſchenhandel, der in ziemlich beſchränkter Weiſe ſeine Artikel vorführte; nur die beiden Magdeburger Gravieranſtalten hatten ſehr reich ausgeſtellt – und ſehr ſchön ausgeſtellt. Auch der Platz für dieſe beiden Konkurrenzfirmen war ſehr günſtig, denn gleichviel, ob man ein- oder ausging, an der ſcharfen Ecke und zwiſchen den beiden hindurch



Adreſſe der Berliner Kaufmannſchaft für die Silberhochzeit des Kronprinzen Friedrich 1883; von W. Collin.

mußte man, wie durch die bekannte »hohle Gaſſe«, auf alle Fälle.

Urſprünglich hatten die Hannoveraner Kollegen gar nicht auf ſo viele Ausſteller gerechnet; die Maſchinenbranche hatte aber ſoviel entſandt, daß man noch einen Teil des Feſtſaales und die Veranda ganz mit einbeziehen mußte, um nur alles unterzubringen. Gern entbehrt hätten wir die Jahrmarktsfirmen mit den 10 und 50-Pfennigartikeln, mit den Körben voll geſchälter Kartoffeln und geſchabter Mohrrüben, die Büchſenöffner und Rettigſchrauben. Deshalb könnten wir ſogar den Hannoveranern gram ſein, wenn wir nicht dächten, daß das Geld dieſer Leute halt auch kein Blech iſt, und wenn die Hannoveraner nicht ſonſt ſo viele große Tugenden und ſo viel Liebenswürdigkeit an den Tag gelegt hätten. Im übrigen ſind dieſe Ausſteller nicht in den Katalog aufgenommen.

Das alſo ganz im allgemeinen über die Ausſtellung; in die Einzelheiten gehen wir das nächſte Mal ein.

# AUS DER WERKSTATT W. COLLIN.

Vor zwei Jahren, im April 1905, beging die Firma W. Collin das 60jährige Geschäftsjubiläum und im nächsten Jahre wird ein halbes Jahrhundert verflossen sein, seitdem der ältere Collin, der Begründer der hochangesehenen Buchbinderwerkstatt, zum Hofbuchbinder ernannt wurde. Man wird sich wundern, weshalb gerade der sechzigste Jahrestag gefeiert wurde. Aber das hatte seine besondere Bewandtnis. Als es nämlich an der Zeit war, das fünfzigjährige Gedenkfest zu begehen, war W. Collin gerade gestorben und da widerstrebte es dem pietätvollen Sohn und Nachfolger in die schwarzen Schatten der Trauer einen hellen Ton der Freude einklingen zu lassen. Nun gab man aber von verschiedenen Seiten die Anregung, daß wenigstens die bedeutsame Jahreszahl 60 festlich betont wurde, lag doch jetzt auch das Ergebnis von zwei Generationen Berliner Buchbinderkunst vor. Welch ein erfreuendes Bild der Entwicklung aus den stillen und dürftigen Tagen des Vormärz bis in den Anfang des neuen hochstrebenden Jahrhunderts, auf welches sich so große Hoffnungen gründen! Jene Frühlingsfeier im Hause Collin gestaltete sich zu einem Ehrentag der Berliner Buchbinderkunst und es waren damals nicht nur die engeren Fachkreise, sondern auch die hohen staatlichen Behörden, die Berliner Kunstfreunde und die in den Zeitungen amtierende öffentliche Meinung, welche mit ehrenden Kundgebungen zu dem Geschäftsjubiläum Stellung nahmen und damit den Beweis erbrachten, daß man heutzutage die künstlerischen Bestrebungen im Bereich der Buchbinderei sehr wohl zu schätzen weiß.



Adresse der in Berlin ansässigen Österreicher für das Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph 1898; von W. Collin.

Es handelt sich also beim heutigen Thema um die Betrachtung von zwei Menschenaltern Berliner Buchbinderkunst im engeren Rahmen der Werkstatt W. Collin. Als die Firma im Jahre 1845 begründet wurde, war der Bucheinband im Laufe des Jahrhunderts zu einem solchen Tiefstand gesunken, daß man damals wahrlich nicht von Kunst, sondern nur von ganz gemeinem Handwerk reden konnte. Diese Verkümmerung einer edlern Überlieferung bildet wohl so ziemlich das traurigste Kapitel in der Geschichte des Kunstgewerbes. Man muß in Berlin schon bis auf Friedrich den Großen zurückgehen, um vollendet schöne Bucheinbände märkischen Ursprungs festzustellen. Die Verarmung des Landes durch die Napoleonischen Kriege trug wesentlich zu dem Niedergang aller schmückenden Künste bei. Nachdem die vornehmsten Lederarten wie Maroquin, Kalbleder, Saffian wegen ihrer Kostspieligkeit keine Liebhaber mehr gefunden hatten, gelangte das gemeine Schafleder zur Herrschaft, womit der derbe Lederrücken und das aufgeklebte Papierschild Hand in Hand gingen. Der Deckel war in der Regel mit Chagrinpapier bezogen. Man machte aber auch Ganzlederbände aus ordinärem Bockleder und zierte sie mit plumpen Barockstempeln. Diese Stempel für Handvergoldung, die noch aus früheren Zeiten vorhanden waren, wurden barbarisch gemißbraucht von Buchbindern, denen jedes Stilgefühl abhanden gekommen war. Dann setzte in Leipzig der Masseneinband ein, der mit Plattendruck hergestellte bunte Kalikoeinband, der den Aufschwung des Buchgewerbes lange Zeit hintangehalten hat. In Berlin kam noch der erschwerende Umstand hinzu, daß der als Kunstförderer hochverdiente Friedrich Wilhelm IV. gerade am Bucheinband

schließlich. Denn es wäre eine Sünde und Schande, wollte man die älteren Techniken, in denen so viel Schönes geschaffen ist, einfach über Bord werfen, um lediglich in einem Modestil zu experimentieren. Dagegen würde schon das Publikum und besonders die hochmögende Kundschaft, die ja auch ein Wörtlein mitzureden hat, Protest einlegen. Außerdem eignet sich der moderne Stil keineswegs für eine ganze Reihe von Aufgaben, namentlich auf dem Gebiet der Adressen und der klassischen Bucheinbände. Eine einseitige Entwicklung wäre also nur vom Übel, zumal da sich heute noch nicht übersehen läßt, ob dieser naive oder impressionistisch moderne Stil von langer Dauer sein wird und ob sich aus ihm gerade ein markanter Stil des 20. Jahrhunderts entwickeln wird. Jedenfalls hat man Veranlassung, dem naturalistischen Zeitgeschmack nach Kräften entgegenzukommen und dort fördernd einzugreifen, wo es sich um eine neue Ornamentik, um neue Farbenkombinationen handelt. In diesem Punkte hat es Georg Collin auch nicht an sich fehlen lassen und so ist er auch im modernen Geschmack eine führende Persönlichkeit geworden, indem er in dem farbig gebeizten Leder eine neue und zwar ausgesprochen moderne Technik schuf. Damit ist er dem heutigen Impressionismus entgegengekommen und man erkannte das dankbar an, indem man dem eigenartig gebeizten Leder den Namen Collin-Leder gab. Ferner arbeitete Collin mit modernen Künstlern zusammen, ohne sich ihnen immer zu unterwerfen. Es wird heute auf den Ausstellungen die Wertschätzung des sogenannten künstlerischen Entwurfs stark übertrieben. Denn schließlich hat sich der Techniker die Künstler erst mühsam für seine Technik und die Ausführbarkeit zu erziehen und zum Dank dafür wird dann der eigentliche Auftraggeber und Ausführende derartig in den Hintergrund gedrängt, daß man ihn auf Ausstellungen gar nicht oder nur nebenbei erwähnt und bei Prämiierungen wohl gar übergeht. Deshalb ist Collin wie so mancher andere Fachkünstler zu dem Schluß gekommen, sich bei wichtigen und schwierigen Arbeiten die künstlerischen Entwürfe selber anzufertigen, auch auf die Gefahr hin, daß man dabei in fanatisch und töricht modernen Städten wie Dresden verkannt wird. Überhaupt artet die neumodische Ausstellerei beinahe in einen Unfug aus.



Schreibmappe in gebeizter Lederschnittarbeit (Collinleder); von W. Collin, Berlin.

Die Arbeiten in Collinleder, die sich in Etuis, Geldtaschen, Schreibmappen, Rahmen, Papierkörben, Möbeleinlagen usw. darstellen, operieren in großen Einbänden und Adressen mit mehrfachen Kombinationen von Lederschnitt, Treibarbeit, gepunzten Ornamentfüllungen, seltener aber mit Mosaik und Handvergoldung. Den Fonds bildet hier natürlich die in einer oder mehreren Farben gebeizte Fläche. Als Musterbeispiele für die moderne Behandlung nennen wir hier die Adressen für Cosima Wagner, für den Herzog von Anhalt und den Einband des Berliner Adreßbuches von 1901, welches der Verlag Scherl dem Kaiser überreichte. Dazu führen wir einige neue Bucheinbände vor, deren Modernität ohne weiteres in den Ornamenten in die Augen springt. Es ist hier die Form des Buches gewissermaßen vereinfacht, ohne daß die Feinheit der Technik, die exquisite Behandlung des kostbaren Leders, die Originalität des Schnittes dabei ins Hintertreffen gerät. Mit diesen ebenso modern stimmungsvollen wie technisch subtilen Einbänden hat die Firma Collin auf den Weltausstellungen mehrfache Prämiierungen erzielt und es ist gewiß ehrenvoll für das deutsche Kunsthandwerk, daß Arbeiten in Collin-Leder auch in die Sammlungen ausländischer Museen einverleibt sind. Vergegenwärtigt man sich die in zwei Menschenaltern erzielten Erfolge, so wird man gewiß mit Zuversicht in die Zukunft schauen dürfen und keineswegs einen neuen Abfall von der Höhe zu fürchten brauchen. K – r

# DIE KONSERVIERUNG VON DRUCKSACHEN UND DRUCKPAPIER.

Von ADOLF LINHARDT.

Schon im Altertum und Mittelalter beschäftigte man sich eifrig mit der schwierigen Frage, in welcher Weise man die Dauerhaftigkeit des Papieres beeinflussen und Schriften vor dem Verfalle bewahren könnte; vielleicht stand gerade in früheren Zeiten, als das Papier noch ein wertvolles Stück war, seine Erhaltung und der Schutz vor Zerstörung eher im Vordergrunde des Interesses der Gelehrten und Praktiker, als in der Gegenwart, deren Produktionsverhältnisse dieser Frage notgedrungen wenig Aufmerksamkeit mehr zuwenden können.

Es ist erstaunlich, in den Schriften des römischen Geschichtsschreibers Plinius zu lesen, daß die alten Ägypter ihren Papyrusrollen durch Bestreichen mit Zedernöl Dauerhaftigkeit verliehen haben, und daß auch in Rom das Papier mit Zedern- oder Zitronenöl konserviert wurde. Um den Erfolg dieser Behandlung zu illustrieren, führt Plinius Beispiele von Ausgrabungen an, welche Jahrhunderte alte Manuskripte unbeschadet zutage förderten.

Seit jener Zeit tauchen in der Geschichte des Papieres unablässig Bemühungen und Versuche und später umfangreiche Abhandlungen über die Konservierung des bedruckten und beschriebenen Papiermateriales auf. Man begann die Ursachen zu erforschen, welche die Zerstörung der Papierfaser zur Folge haben, und untersuchte die Elemente, von denen die Dauerhaftigkeit des Papieres abhängig ist. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, an alle Bestrebungen auf diesem Gebiete historische Reflexionen anzuknüpfen; erwähnt sei noch, daß man mehrmals durch Aufstellung von Preisfragen eine gründliche Lösung der zahlreichen Probleme der Konservierung von Drucksachen und Druckpapier, sowie auch von Manuskripten und Bildwerken der Vorzeit herbeiführen wollte. Im Jahre 1773 beschäftigte sich die Akademie der Wissenschaften in Göttingen und 1785 die Akademie der Wissenschaften in Philadelphia mit Preisausschreiben über den Schutz des Papieres. In neuester Zeit gingen von Berlin zahlreiche Anregungen aus und 1899 wurde auf einem Kongreß der deutschen Archivbeamten in Dresden eine neue, von dem Oberstabsarzt Dr. Schill erfundene Methode zur Konservierung von Manuskripten zur Sprache gebracht.

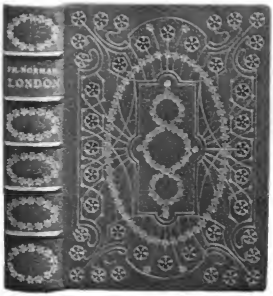
Schon die bei der Herstellung des Papieres zur Verwendung gelangenden Rohmaterialien bedingen seine Zerstörung, denn das Papier ist gleich anderen Substanzen ein Herd mikroskopisch kleiner Pilze und Bakterien, welche sich unter bestimmten Voraussetzungen entwickeln und fortpflanzen können. Diese Bakterien kommen mit den Leim- und Füllstoffen bei der Fabrikation in das Papier und namentlich Stärke und Gelatine, welche an diesen kleinen organischen Lebewesen reich sind, stellen das Hauptkontingent derartiger Bakterien. Ihre zerstörende Wirkung auf das Papier beruht hauptsächlich in der Vernichtung der Leimung, welche sie ihrer Farblosigkeit berauben und in der Auflösung der Füllstoffe, die durch die Existenz der Pilze brüchig werden.



Einband in Lederschnitt mit Relief und Goldmarmor. Untergrund des Leders blau, Ährenkranz wie in Natur gelbgrün und rotbraun. Von W. Collin, Berlin.

Oft liegen die Ursachen des Verfalles in der Beschaffenheit der Rohstoffaser selbst. Papiere aus minderwertigem Fasermaterial sind einem unvergleichlich schnelleren Zerstörungsprozeß ausgesetzt als solche, zu deren Herstel-

lung feine Rohfasern verwendet werden, welche Anspruch auf lange Gebrauchsdauer haben. Zu den letzteren gehören Zellulosepapiere, während holz- oder holzschliffhaltige Papiere, unter welchen wieder zahlreiche bessere und geringere Qualitäten zu unterscheiden sind, eine mangelhafte Festigkeit der Konsistenz aufweisen, welche die erwünschte Dauerhaftigkeit ungünstig beeinflußt.



Einband zu »London« in hellgrün Maroquin mit Lederauflage und Handvergoldung (Dresdner Kunstgewerbeausstellung 1906); von W. Collin, Berlin.

Nebst diesen Umständen kommt noch eine Reihe äußerer Ursachen in hohem Maße in Betracht. Sowohl das Licht, namentlich Sonnenstrahlen, als auch die Feuchtigkeit üben auf den Bestand des Papieres ungünstige Wirkungen aus. Ersteres hat das sogenannte »Vergilben«, letzteres das »Verwittern« des Papieres zur Folge. Das Vergilben ist eine jedermann bekannte Erscheinung. Ältere Bücher, selbst auf gutes Papier gedruckt, sind meist an den Rändern vergilbt, weil diese dem Lichte unmittelbar ausgesetzt sind. Holzstoffhaltige Papiere vergilben schnell, man sieht dies am deutlichsten bei Zeitungen, die kaum auf wenige Monate zurückreichen und bereits den gelbbraunen Vergilbungsstich aufweisen. Den schädlichsten Einfluß auf das Papier hat die Feuchtigkeit; ihre auflösende Kraft wirkt schneller und intensiver als die aller organischen Körper. Sie setzt ihren Zerstörungsprozeß in der Faser des Papieres direkt ein und von gewissen Feuchtigkeitsgraden der Luft an ist ihre Wirkung eine staunenswert rapide.

Aus all diesen Ausführungen geht hervor, daß die Mannigfaltigkeit der die Dauerhaftigkeit des Papieres tangierenden Faktoren keine bestimmte einheitliche Konservierungsmethode zuläßt. Als Schutz gegen äußere Einflüsse können überhaupt nur Vorsichtsmaßregeln genannt werden, diese aber mit besonderem Nachdrucke, denn weit verbreitet ist die Unkenntnis der Verhältnisse, welche die Konsistenz des Papieres in Mitleidenschaft ziehen. Nur allzu häufig bewahrt man Druckpapier in feuchten Kellerräumen auf, in der Meinung, daß eine gute Verpackung, welche eventuell zur Fernhaltung des Staubes genügt, hinreichend Schutz biete. Druckpapiere, die an und für sich einen gewissen Grad von Saugfähigkeit besitzen, ziehen die Nässe leicht an und erleiden nach kurzem Lagern erheblichen Schaden. Das Prinzip der Papierkonservierung ist also zweckdienliche Aufbewahrung: Schutz vor Nässe, aber auch vor unmittelbarer Einwirkung des Sonnenlichtes und heißer, trockener Atmosphäre.

Dagegen haben die eingangs erwähnten schädlichen Bakterien und Pilze zu mannigfachen interessanten Experimenten Anlaß gegeben, um Drucksachen, Manuskripte, Zeichnungen und Bildwerke vor dem Verfall zu bewahren. Die Bedeutung dieser Frage ist nicht zu verkennen und erst als man sich der wahrhaft erstaunlichen Zersetzungsfähigkeit dieser mikroskopisch kleinen Lebewesen bewußt war, wandte man ihnen große Aufmerksamkeit zu. Nun kennt man dieselben genau und hat ihr Entstehen sowie ihre Wirkungen nachgewiesen: Sie erzeugen teilweise schwärzliche, teilweise trübrötliche, sukzessive ins Braune übergehende Schichten und Krusten auf der Oberfläche des Papieres, andere bewirken blaßrote bis glänzendrote Färbung der Oberfläche, wieder andere bringen graue Flecken in die Leimung und Stärke, deren vorteilhafte Eigenschaften dadurch zunichte gemacht werden. Verschiedene Konservierungsmethoden wurden vorgeschlagen, ihr Erfolg blieb jedoch bis auf eine, die in der bereits zitierten Konferenz von deutschen Archivbeamten in Dresden 1899 ausgearbeitete, zweifelhaft. Schon die Tatsache, daß diese Erfindung aus dem engen Milieu einer Zahl Gelehrter stammt, zeigt, daß die



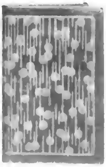
Einband in braun Kapſaffian mit Handvergoldung; von W. Collin, Berlin.

Löſung der Frage trotz ihrer Wichtigkeit einem weiteren Intereſſentenkreis noch ferne ſteht und wenig bekannt iſt. Heißt es doch in einem vor kurzem erſchienenen Buche eines berühmten engliſchen Papiertechnikers, daß es überhaupt noch keine Konſervierung des Papieres gegen den Einfluß der Pilze gebe.

Das betreffende Mittel, mit welchem man Papier auf unbegrenzte Dauer erhalten kann, heißt »Zapon« und iſt eine Löſung von reinem, durchſcheinendem Zelluloid in Amylacetat; der Nachweis ſeiner Wirkung und ſeine Herſtellung würde zu weitgehenden Ausführungen aus der Chemie Anlaß geben und gehört nicht mehr in den Kreis dieſer Betrachtungen. Das »Zapon« iſt eine glaſig helle, dickflüſſige Löſung, welche mittels Pinſels auf dem Papier ausgebreitet werden kann, in das Innere der Poren und ſelbſt der Faſern eindringt und dem Papiere eine erhöhte Feſtigkeit und Widerſtandsfähigkeit verleiht. Unbeſchadet kann ein derart mit Zapon präpariertes Papier bedruckt oder mit Tinte, Paſtell- oder Bleiſtift beſchrieben werden, es hat überhaupt keinerlei nur erdenkliche Nachteile einem gewöhnlichen Papierblatte gegenüber. Bei Herſtellung von zaponierten Papieren empfiehlt es ſich, die Papiere in großen, mit Zapon gefüllten Zinkblechwannen ſo lange der Wirkung dieſer Flüſſigkeit auszuſetzen, bis die Poren vollſtändig mit Zapon getränkt ſind, was ſich darin äußert, daß keine Luft mehr entweicht. Hierauf werden die Papierbogen ungefähr drei Stunden lang getrocknet und können ſofort der Verwendung zugeführt werden.

Die Koſten dieſer Präparierung ſind geringe und ſtehen in keinem Verhältniſſe zu den damit erreichten Vorteilen. Die Wirkung der Lichtſtrahlen, der Feuchtigkeit und der zerſtörenden Pilze wird vollſtändig aufgehoben und das Papier behält dauernden Gebrauchswert.

Bedenkt man nun, welche Unzahl von Druck- und Bildwerken hierauf Anſpruch machen müſſen, ſo wird man die Bedeutung dieſer Konſervierungsmethode nicht unterſchätzen. Ganz abgeſehen von Leiſtungen aus künſtleriſcher Hand, welche gewiß unverändert in den Beſitz ſpäterer Zeiten gelangen ſollen, betrachte man z. B. die den genannten ſchädlichen Einflüſſen in hohem Maße ausgeſetzten Landkarten für Schiffszwecke, ferner Dokumente und Wertpapiere u. v. a., für deren Herſtellung die Präparierung mit Zapon dringendes Bedürfnis wäre, und es möge mit dieſen Zeilen gelungen ſein, dieſe Konſervierungsmethode einer weiteren Kenntnis und Verbreitung zuzuführen.



Collinleder, Brieftaſche farbig gebeizt mit Handvergoldung; von W. Collin, Berlin.

# DER WERT DER TRADITION UND DES HISTORISCHEN STILES IM KUNSTGEWERBE.

Von Direktor BEHR, Mainz.



Es iſt im Geſchäftsleben wie in der Natur: Im Kampf ums Daſein bilden ſich die Fähigkeiten. Die ſchwächeren Organismen, die geringeren Intelligenzen gehen zugrunde, die ſtärkeren und mehr befähigten bleiben und entwickeln ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. So behält das Geſunde, das phyſiſch und moraliſch Stärkere auf die Dauer immer Recht, und dabei bilden gerade die Schwierigkeiten die treibende Kraft zu größerer Entwicklung ebenſowohl in der Natur, im ſozialen Leben, als auch im Geſchäftsleben und in der Induſtrie. Schwierigkeiten bilden das reinigende Prinzip, das alles Ungeſunde, Unnatürliche abſtößt und das Geſunde ſich bewähren und erſtarken läßt.

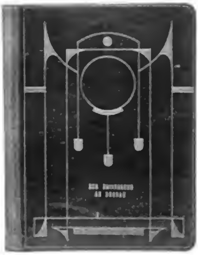
Und mit Schwierigkeiten der weitgehendſten Art hat das deutſche Kunſtgewerbe bei ſeiner Entwicklung in den letzten Jahrzehnten in Deutſchland zu kämpfen gehabt, es tut not, daß das neben allen den Vorwürfen, die ihm ſtändig aus den Kreiſen der Theoretiker gemacht werden, auch einmal betont wird. Der deutſche Wohlſtand iſt noch ſehr jung, er iſt in den letzten 30 Jahren mit der beiſpiellos ſchnell ſich entwickelnden deutſchen Induſtrie gewachſen. Noch vor 40 Jahren war Deutſchland ein armes Land, das dementſprechend auch wenig Luxus entfalten konnte. Kunſtfertigkeit blüht aber nur da, wo ſie verlangt und geübt wird, und wie in den ſiebziger Jahren größere Anforderungen auch an das Kunſtgewerbe geſtellt wurden, da waren außer dem guten Willen und einer ehrlichen Begeiſterung keine größeren Fähigkeiten, jedenfalls war aber nur eine ſehr geringe Übung vorhanden. Es wurde uns damals mit Recht vorgeworfen, daß wir bisher einzig und allein in wenig gewandter Weiſe die Franzoſen nachgeahmt hätten, und um uns nun endlich von dieſem Vorwurf frei zu machen, ſtrebten wir an, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Wir griffen auf die eigene Vergangenheit zurück, und da die letzten Jahrhunderte nur mäßige Ausbeute verſprechen konnten, ſo knüpften wir an die Zeit an, wo auch in Deutſchland die ſchönen Künſte blühten, an die Zeit Albrecht Dürers, an die der deutſchen Renaiſſance.




Dunkelgrüner Saffianband mit Lederauflagen und Handvergoldung von Otto Weiße, Deſſau.

Ob das richtig war, das wollen wir hier nicht unterſuchen. Das Wollen war gut, die Begeiſterung groß, aber die Fähigkeiten wollten erſt erworben werden. – Es hätten Jahrzehnte eifrigen Arbeitens und Studierens dazu gehört, um das zu erreichen, was der anſpruchsvolle Abnehmer verlangen konnte, um Objekte zu ſchaffen, welche nicht nur für die damalige Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft befriedigt hätten. Aber zu dieſer Entwicklung kam es gar nicht. Schon die Beſtrebungen der erſten Jahre wurden von den Theoretikern ſcharf unter die Kritik genommen. Es wurde uns klar gemacht, daß die Kunſt international und daß es falſch ſei, einen einzigen nationalen Stil aus der Vergangenheit herauszugreifen. Es ſei das ein einſeitiges Vorgehen, ein Verzichten auf den größten und ſchönſten Teil der künſtleriſchen Vergangenheit. Die Renaiſſance habe dabei in Frankreich und Italien die ſchönſten Blüten getrieben, nicht aber in Deutſchland, wo ſie immer etwas naiv und ungelenk geblieben ſei. Und die Grazie des Louis XVI. und die Eleganz des Rokoko ſeien nebenbei auch nicht zu verachten. Das klang alles ſehr richtig, und war es wohl auch. Aber dabei darf man nicht vergeſſen, daß es ſehr viel leichter und dankbarer iſt, geiſtreich zu tadeln, als geiſtreich zu loben. Es iſt für den Theo-

retiker auch ſchwer, ſich werktätig in das Detail zu vertiefen, und da das ja auch kaum die Aufgabe der Kritik iſt, ſo tadelte ſie luſtig drauf los, wenn es nur mit Witʒ und Geiſt geſchah. Vielleicht handelte es ſich wohl auch manchmal gar nicht um die Sorge für die Zukunft des Kunſtgewerbes, ſondern mehr darum, die Schärfe des eigenen kritiſchen Witʒes zu zeigen. Und deshalb wurde n i e der eingeſchlagene Weg unterſtütʒt, ſondern es wurden immer wieder andere, neue Wege gewieſen. Und wie verhielt ſich das Publikum dazu? Nun, das glaubte ſich um ſo klüger, je ſchneller es ſich ü b e r z e u g e n laſſe; es verlangte anderes, wie das Gebotene, nicht dieſes in beſſerer Behandlung und Entwicklung, ſondern eben anderes. — Es geht nun dem Kunſthandwerk, wie der Kunſt, die nach Brot geht. Auch das Kunſtgewerbe muß das Angebot der Nachfrage gemäß geſtalten, und ſo wurden wir denn, immer in andere Richtungen, durch alle Zeiten und Stilarten getrieben und die Zeit der Anknüpfung an die deutſche Renaiſſance lag bald als ein großer Irrtum hinter uns. Es war eben die Zeit des Butʒenſcheibenſtils und der Makartbuketts, die unfertige unvergorene Zeit des oberflächlichen mißverſtandenen Nachahmens, an die wir heute mit einem gelinden Schauder zurückdenken müſſen.



Marmoriertes Kalbleder
mit Schiefergrau-Auflage und Handvergoldung
von Otto Weiße, Deſſau.

Leichter ging es dann mit den Rokoko und dem Louis XVI., wir hatten ja ſchon früher etwas darin getan und das Verſtändnis lag uns näher. Aber das Publikum blieb nicht dabei, jeder der die Mittel dazu hatte, wollte etwas ganz Beſonderes haben, nicht den Stil vom vorigen Jahr, auch nicht das, was man bei Bekannten ſchon öfter geſehen. Und ſo verſuchte man ſich ſtetig an anderem. Man griff zurück auf die Tiroler Bauerngotik, auf die italieniſche Renaiſſance, man verſuchte ſich an flämiſcher Renaiſſance und flämiſchem Barock; man probierte die Übergangsſtile und die Abarten im Franzöſiſchen und Engliſchen. In allererſter Linie wurde der eigenartigen Charakteriſtik der engliſchen Auffaſſungen Geſchmack abgewonnen. Und wenn der arme Kunſtgewerbler glaubte, endlich hinter die Geheimniſſe der einen Art gekommen zu ſein, ſo hörte er ſchon wieder von einer neuen Abart, mit der ihm das Publikum oder ein Konkurrent zu imponieren ſuchte. So regnete es von Stilbezeichnungen und Neuerungen: Chippendale und Hippelwhite, Queen Anne und Tudorſtyle, Sheraton und Adams, Geogean und Colonialſtyle, Jacobean und Eliſabethean und wie die Arten und Abarten alle heißen mögen.

Aber wie geſagt, es iſt auch in der Kunſtinduſtrie, wie in der Natur, das Überwinden von Schwierigkeiten entwickelt die Intelligenzen zu immer größerer Vollkommenheit. Indolent durfte der Dekorateur, der Zeichner für Innendekoration nicht ſein, und war er es doch, ſo war er ein verlorener Mann. So wurden wir dann meiſt recht vielſeitig und nach und nach lernten wir uns auch vertiefen; wir lernten die Feinheiten beſſer kennen und ſchätʒen.

Entſprechend dieſen Bedürfniſſen wurde auch der künſtleriſche Nachwuchs gebildet, die Kunſtgewerbeſchulen richteten ihre Lehrkräfte und ihr Lehrmaterial dementſprechend ein und es entwickelte ſich nach und nach ein recht achtbares zeichneriſches Können, dem auch die Konkurrenz im Auslande die Achtung nicht verſagen konnte. Um auf der Höhe zu bleiben, wußte man ſich Kenntnis von der Leiſtungsfähigkeit des Auslandes zu verſchaffen. Es konnte dies am beſten geſchehen, wenn der Zeichner die franzöſiſchen und engliſchen Arten in Frankreich und England ſelbſt ſtudierte. Das geſchah denn auch, die beſſeren Zeichner haben wohl mehr oder weniger alle Studien in Italien und Frankreich, in England und Holland gemacht und machen müſſen und haben dabei auch beobachten können, wo uns der Konkurrent im Auslande überlegen iſt und wo wir ihm. Aber nicht nur das Zeichneriſche wurde geübt, ſondern auch die Technik der Ausführung. Abgüſſe von guten alten Holz-

schnitzereien wurden genommen und danach gearbeitet, immer mit besonderer Berücksichtigung des Holzcharakters; alte gute Möbel und Bronzen wurden angeschafft und eingehend studiert, so daß sie gewissermaßen als Dokumente für die neuen Arbeiten gelten konnten. Holzbemalungen, etwa wie die in Fonteinebleau wurden an Ort und Stelle gründlich kopiert, weniger um sie später nachzuahmen, sondern um sich klar zu sein, wie die Wirkung seiner Zeit erreicht wurde. Und so entwickelte sich manche Fabrik mit der Zeit zu einem Kunstinstitut, welches den Namen Fabrik eigentlich mit Unrecht trägt, oder nur bedingungsweise verdient.

Wenn es nun noch einen Beweis nötig hat dafür, daß eine überschüssige Kraft im deutschen Kunstgewerbe wurzelt und daß ihm ein gewaltiges Kraftbewußtsein zu eigen ist, so wäre er mit der forcierten Entwicklung des Modernen gerade in Deutschland erbracht. Man sollte glauben, daß das, was ich vorher ausführte, genügen dürfte, um die Fähigkeiten der deutschen Kunsthandwerker vollkommen zu erschöpfen, und nun ist es gerade Deutschland, das sich nicht genug tun kann, auch noch im Kultus des Modernen.

Schon im Anfang der 90er Jahre, wohl auch schon vorher, wurde immer mehr der Wunsch nach modernen Arbeiten, nach einem neuen Stil laut. Die Kunstliteraten begannen von neuem die Entwicklung des Kunsthandwerks zu beunruhigen. Früher schon begann man mit dem Hinweis auf das chinesische und japanische Kunsthandwerk. Man betonte mit Recht die unerhörte technische Vollkommenheit dieser Arbeiten, das überaus feine Stilgefühl und empfahl aufs angelegentlichste das Studium derselben und die Anknüpfung daran zur Entwicklung neuer Formen. Man schmähte dann das Nachahmen der historischen Stile und bezeichnete es als unwürdig für unsere Zeit, immer die alten Formen wiederzukauen. Das Schlagwort »Stilmaskerade« ist wohl neueren Datums, aber der eigentliche Sinn, der darin liegt, wurde uns schon damals klargelegt. – Das ist nun allerdings wie so manches, was die Herren von der Feder uns erzählen, sehr einseitig gedacht. Das Gewohnte, das allgemein Übliche kann nie als Maskerade anmuten, immer nur das Ungewohnte, das Fremde. Nun kennt aber das Ausland, insbesondere sind Frankreich und England gemeint, und diese werden uns doch von den Herren Theoretikern immer wieder als Beispiele vor Augen gehalten, kaum etwas anderes, wie seine alten Stile. Für dieses muß also das ganz Ungewohnte, Moderne viel mehr als »Maskerade« wirken, viel mehr als das, was es immer sah, wie es immer einrichtete und ausstattete in einem seiner alten Stilarten. Allerdings stammen wohl die ersten Versuche, modern zu arbeiten, aus Schottland und England. Trotzdem haben diese Bestrebungen dort bei weitem nicht die Rolle gespielt, wie in Deutschland, wenn sie auch zum Teil vorbildlich wirken konnten. Heute ist die Bewegung dort eher im Abnehmen als im Steigen begriffen. In Frankreich kam man bisher über einige schwache Versuche in dieser Richtung überhaupt nicht hinaus. Dann entwickelte sich das Moderne weiter in Belgien, in Österreich und in Deutschland. Daß mehrere deutsche Fürsten die Bestrebungen besonders begünstigten, wie der Großherzog von Hessen und der Prinzregent von Bayern, kommt der Entwicklung natürlich sehr zu statten.



Oberer Band: Karminrot Écrasé mit Handvergoldung.
Unterer Band: Roso Kalbleder mit Handvergoldung, die Schlange grau und schwarz aufgelegt; von Otto Weiße, Dessau.

Ich möchte hier nun ausdrücklich betonen, daß ich von allem Anfang an durchaus kein Feind des Modernen war. Jede Zeit hat ihren Stil gehabt, warum nicht auch die unsere. Dabei gibt es unendlich viele den modernen Bedürfnissen entsprechende Erfindungen, deren Form sich logischerweise kaum anders gestalten

läßt, wie modern; denken wir an das elektrische Licht und wie durch dasselbe ganz andere Formen bedungen sind, wie durch die frühere Kerzenbeleuchtung. Aber es ist nicht allein das Zweckentsprechende und Moderne, was angestrebt werden soll, die Form soll dadurch auch schöner, nicht weniger schön werden. Geben wir alte Formen auf, um neue dafür einzutauschen, und diese neuen sind weniger praktisch und schön wie die alten waren, so ist das kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt. Nicht die Bequemlichkeit der Fabrikanten ist es deshalb auch, wenn sie sich nicht alle sofort entschließen konnten, die alten Formen der historischen Stile definitiv zu verlassen, sondern die Angst, daß sie damit etwas Besseres für etwas Geringeres aufgeben. Die modernen Künstler sind ja zumeist jüngere Leute, viele von ihnen haben die Formen der historischen Stilarten gar nicht oder nicht eingehend genug studiert, um sie sich ganz geläufig gemacht zu haben. Wenn es so ist, handelt es sich für sie ja gar nicht um einen Tausch, sondern einzig um das, was die Herren gelernt haben und können! Die Hauptsache ist aber, daß der Übergang zum Modernen dadurch für das ganze Kunstgewerbe erschwert, ja eigentlich unmöglich gemacht wird, daß es vorläufig noch gar keine einheitliche moderne Formensprache, keinen einheitlichen neuen Stil gibt!!!



Oberer Band: Dunkeloliv Kalbleder mit Ledermosaik und Handvergoldung. Unterer Band: Olivgrün Kalbleder mit hellblauer Einlage, Handvergoldung; von Otto Weiße, Dessau.

Der Stil einer Zeit ist bekanntlich der künstlerische Ausdruck des geistigen Zustandes derselben. Die Zeit der Renaissance ist die der Reformation, die des Rokoko, der üppigen Ungebundenheit zügelloser Sitten. Unsere modernen Künstler huldigen natürlich auch modernen Lebensanschauungen und in diesen spielt der Wert des Persönlichen, etwa wie Nietzsche ihn lehrt, eine große Rolle. Ob der große Philosoph immer ganz dabei verstanden wird, soll dahingestellt bleiben; aber der moderne Künstler hält es für seine Pflicht, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, sich auszuleben in seiner Kunst, und die modernen Künstler wollen deshalb als moderne Kunst, *eine persönliche Kunst*. War die Formensprache in früheren Epochen in der Hauptsache überall dieselbe und kam das Persönliche ungewollt in das Kunstwerk, das als Selbstwerk aufgefaßt wurde, so verachten die Künstler von heute es ebenso, die Formensprache eines ihrer Kollegen zu benützen, wie die einer früheren Stilepoche und eine unausbleibliche Folge ist es, daß der originelle Künstler, und das hofft jeder zu sein, immer seinen Stil ganz für sich hat. Es gibt also eigentlich so viel verschiedene moderne Stilarten, als es originelle Künstler gibt. Nur eines haben sie alle gemein, *anders* muß es sein, was sie schaffen, wie das, was früher war.

Wer die letzte Ausstellung in Dresden besucht hat, wird das bestätigt gefunden haben, es waren so viel verschiedene Stile vertreten, wie Künstler an den ca. 90 Räumen schöpferisch tätig gewesen waren. Daß nun aber die einzelnen Arten gewisse Grundzüge gemeinsam haben, kann man kaum behaupten, vielmehr ist die Verschiedenheit manchmal so groß, wie sie selbst in verschiedenen historischen Stilarten überhaupt nur sein kann. Ich möchte beispielsweise den Raum von Van de Velde und die Arbeiten von Olbrich anführen und einander gegenüberstellen. Mehr verschieden wie die künstlerische Ausdrucksweise dieser beiden Künstler, kann nicht gut etwas sein. Hermann Muthesius nennt das Gesamtresultat dieser Ausstellung der modernen Räume nun eine nationale Tat, die einen nationaldeutschen Stil gezeitigt habe. Er ist begeistert von dem Streben der modernen Raumkünstler und deshalb versucht er, dasselbe in seinen Vorträgen und Besprechungen zu unterstützen. Andere, wie Van de Velde, sind allerdings durchaus

anderer Ansicht. Letzterer hat im Januar d. J. im mitteldeutschen Kunstgewerbe-Verein in Frankfurt a. M. einen Vortrag gehalten, aus dem die Frankfurter Zeitung vom 5. Januar unter anderem folgendes als Auszug bringt:

»So bedeute die letzte Kunstgewerbe-Ausstellung in Dresden, die das große Publikum leider leicht für den jüngsten Gesamtausdruck des neuen Stils halte, einen gefährlichen Rückschritt: mit drei, vier Ausnahmen seien nur »ohnmächtige Kundgebungen« von lauter »Figuranten« zu sehen gewesen, die »mit dem neuen Rezept nur kokettierten« und nach links und rechts Konzessionen machten, die um die Illusionen der alten Formen phantastische Zerrbilder der modernen Ideen schlangen und so beide, die alten Elemente und die neuen Ornamente, verdarben. Das Publikum habe sich mit Recht im allgemeinen auch nicht für sie begeistert; dafür sei aber eine andere Richtung in Mode gekommen, die ebenso leicht unkundigen Leuten als Manifestation moderner Kultur erscheinen könne: die Neo-Biedermeierei, die Anlehnung an die Kunst unserer Großväterzeit. Auch sie sei nur ein Kompromiß schwacher Geister, deren vorsichtig abwägender Natur die Kraft und die Leidenschaft wahrer Erneuerer fehle, zaghafter Mitläufer der neuen Ideale, die nach milderen Formen suchten und nach »Kamillen« oder Fliedertee« verlangten. Diese »verbrauchten, müden Seelen«, die vor dem mächtigen Fluten wahrhaft modernen Lebens in eine sensitive Periode der Vergangenheit flüchten — sei es aus Schwäche, sei es aus Perversität — ist Van de Velde geneigt, als allgemeines Zeitsymptom zu deuten, als Zeichen kraftloser Kompromißsucht, die den neuen Stil bedrohe. Vor ihr könne nur ein Besinnen auf die großen, allgemeinen Ideen bewahren und ehrliches, aufmerksames Studium all der Einzelheiten, in denen sich jene ausprägen. So müßten auch die Künstler voneinander lernen und gegenseitigen geistigen Tauschverkehr gestatten, nicht aber ängstlich persönliche Eigenheiten als unantastbaren Privatbesitz reklamieren, wie in einer allerdings unglaubhaften Anekdote behauptet werde, nach der ein Mitglied einer Künstlerkolonie einen Kollegen vor seinem fürstlichen Mäcen beschuldigte, er habe ihm seinen Stil gestohlen.«

Diese Sätze bestätigen übrigens das, was ich vorhin ausführte: die Angst davor, man könne dem Künstler nachweisen, daß er andere Formen, wie die von ihm selbst erfundenen, seien dieselben nun die eines Kollegen oder die früherer Epochen, verwendet habe und daß man deshalb zu nichts Einheitlichem kommen kann.

Aber, seien es nun hohe künstlerische Leistungen oder nicht, denen wir in Dresden im vergangenen Jahre in den Raumausstattungen begegneten, ein getreues Bild der Leistungsfähigkeit des deutschen Kunstgewerbes von heute gab die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung jedenfalls nicht. Es war vielmehr der Ausdruck künstlerischer Überzeugung einer verhältnismäßig kleinen Gruppe jüngerer Künstler, welche es verstanden hatten, alles andere, was nicht ihren Prinzipien huldigte und alle Kunsthandwerker, die nicht zu ihrer Clique gehörten oder die nicht nach ihren Angaben arbeiten wollten, von der Ausstellung fernzuhalten, d. h. einfach auszuschließen. Denn, wenn es einem oder dem andern gelungen war, doch in Dresden auszustellen, so mußte das abseits von der Hauptausstellung in Nebenräumen geschehen, wo die Ausstellungsobjekte von den Besuchern meist übersehen werden mußten. Es soll hier nicht untersucht werden, welche Mittel zur Anwendung kamen, das zu ermöglichen, aber es war so und deshalb erscheint diese Ausstellung als eine solche einer Gruppe moderner deutscher Raumkünstler, nicht aber als eine Ausstellung des ganzen deutschen Kunstgewerbes, wie der Name es doch angab und versprach.

(Schluß folgt.)



Naturell Kalbleder mit braun und blau. Handvergoldung; von Otto Weiße, Dessau.

## ARBEITEN VON OTTO WEISSE, DESSAU.

Von obengenannter Firma liegen eine Anzahl von Arbeiten moderner Art vor, deren Abbildungen in diesem Hefte enthalten sind und zu denen wir die nachfolgenden Notizen geben:

Stammbuch des Kinderheims: Dunkelolivgrün Saffian, Ledermosaik in Karminrot, rehbraun, die Blattformen hellblau; Handvergoldung.

Erinnerung an Dessau: Marmoriert Kalbleder mit schieferblauer Lederauflage, Handvergoldung.

Viebig, Das Weiberdorf: Karminrot Écrasé-Saffian mit Wein- und Traubenornament; Handvergoldung.

Ompteda, Die Sünde: Rosa Kalbleder mit gerade gestreckter Schlange, in grau und schwarz marmoriertem Leder in einer Gloriole; Handvergoldung.

v. Zobeltitz, Tagebuch einer Hofdame: Dunkelolivgrün Kalbleder mit Ledermosaik, hellbraun in den Vierecken, hellblau in dem herzförmigen Mittelstücke.

Lagerlof, Christuslegenden: Hell olivgrün Kalbleder, der Vergißmeinnichtkranz ist hellblau eingelegt; Handvergoldung.

Böcklin: Naturell Kalbleder mit braun und blauer Auflage.

Die Schnitte der Bücher sind entsprechend dem Einbandleder gefärbt. — — —

## BERICHTIGUNG.

Seitens des Deutschen Buchgewerbemuseums in Leipzig geht uns folgendes Schreiben zu:

An die
Redaktion des »Archivs für Buchbinderei.«

Sehr geehrter Herr!

Im Maiheft der Zeitschrift finde ich auf S. 30 und 32 einen Irrtum. Wenn ich mich recht erinnere, teilte ich Ihnen seinerzeit mit, daß sich der betr. Einband nicht bei uns befinde, und daß bei Ihnen vermutlich eine Verwechselung unseres Instituts mit der Bibliothek des Börsenvereins Deutscher Buchhändler vorliege. Diese Verwechselung kommt ja sehr oft vor, zumal unser Museum früher im Buchhändlerhause untergebracht war. Der Herr Meyer, den Sie nennen, war dort Bibliothekar; und der jetzige Bibliothekar Herr Berger sagt mir, daß sich der Einband dort befindet. Wollen Sie die Sache daher bitte berichtigen.

Hochachtungsvoll
Dr. Erich Willrich.

## LITERATUR.

Tarif für Buchbinderarbeiten, München. Wir leben in der Zeit der erhöhten Preise, nicht allein in der Buchbinderei, sondern auf allen gewerblichen Gebieten. Neue Zölle, Arbeitnehmerstreiks, Ringe der Fabrikanten und Großhändler tun das ihrige dazu, solche Zustände zu schaffen. So sind auch die Buchbinder genötigt, nicht allein ihre Preise zu erhöhen, sondern bei der Gelegenheit auch nachzukalkulieren, ob denn auch die bisherigen Preise überhaupt den Aufwendungen an Zeit und Material entsprachen. Daß man in allen Ecken damit jetzt vorgeht, ist eigentlich ein erfreuliches Zeichen. Wir haben auf dem Verbandstage in Hannover erfahren, daß man soweit gehen möchte, für ganz Deutschland einen gemeinsamen Tarif zu schaffen, wenn auch die Aussichtslosigkeit dieser Forderung schon daraus hervorgeht, daß man für eine Gartenlaube in Halbleinen mit Titel in Düsseldorf und Umgegend 4,80 Mk. verlangt (laut Tarif) und dieselbe Arbeitsleistung vom Tarif für Glatz-Habelschwerdt-Neurode mit 2,50 Mk. notiert ist, daß in Düsseldorf ein Gesetzblatt von 60 Bogen steif broschiert 1,60 Mk., in Glatz und Umgegend 30 Pfennige kostet. Solche Unterschiede in den Preisen lassen sich nicht durch Preisfestsetzungen überbrücken.

Der neueste uns vorliegende Münchener Tarif, datiert vom Jahre 1907 und ausgegeben im Juni hat uns ebenfalls zu Vergleichen genötigt. Offen heraus gesagt: Wie man in Mün-

chen bei solchen Preisen bestehen kann, ist uns recht schleierhaft, denn man lebt an der Isar doch nicht billiger, wie am Rhein, im Gegenteil, man arbeitet weniger, weil es dort mehr Feiertage und besseres Bier gibt. So kostet in Düsseldorf ein Halbleinenband Lexikonformat 30 Bogen stark ohne Titel 1,50 Mk., in München 90 Pfg. Auffallenderweise ist der Unterschied bei den besseren Bänden relativ geringer. So kostet der eben bezeichnete Band in einfach Halbfranz 3,30 bezw. 2,35 Mk., der elegante 4,75 bezw. 3,20 Mk.

Dagegen kostet auch die Gartenlaube in München nur 2,80 Mk. Vergleicht man damit das Einbinden des Studio in derselben Weise zum Preise von 2,40 Mk. und Kunst und Handwerk mit 2,50 Mk. und die Jugend mit 2,80 Mk., so kann man nicht umhin, einen Unterschied festzustellen, der nicht auf ein Durchkalkulieren der einzelnen Positionen schließen läßt.

Unsere Münchener Kollegen haben auf Grund des früheren Tarifes eine »Umtaxierung«, nicht aber eine »Neukalkulation« vorgenommen; aber das werden sie am eigenen Körper verspüren, zumal die Preise nicht den neuesten Aufschlägen für Kaliko, Leder und Werkzeuge entsprechen. m.

* * *

Im Kampf ums Dasein. Praktische Bibliothek. Band III. Geschäftskniffe (Geschäftsklugheit) oder der moderne, intelligente Kaufmann in der richtigen Beurteilung und Ausnützung unserer neuzeitlichen geschäftlichen Verhältnisse und Gründungen. Nebst einem Anhang: Über Geschäfts- und Fabrikationsgeheimnisse. Ein Ratgeber von Johannes Obst. Verlag von Hermann Schneider Nachf., Pößneck (S.-M.). Preis broschiert 1 Mark. Dieses inhaltlich wirklich gediegene, nützliche Büchlein sollte jeder selbständige Geschäftsmann sich zulegen; aber auch vielen jungen Leuten, die als Gehilfen in irgend einer Branche tätig sind, wird das Buch zur besten Belehrung dienen.

* * *

Breviarium des Papier- und Buchgewerbes. Von Franz Kravany, Direktor der Papierunion, Wien. Verlag von Kladufka und Tenger, Wien.

Ein Nachschlagewerk im weitgehendsten Sinne für die allerverschiedensten Berechnungen liegt in diesem umfassenden Werke vor, das in 14 Abteilungen alles umfaßt, was man in bezug auf praktische Papierverarbeitung überhaupt nur zu berechnen hat. Eigentlich stellt jede dieser Abteilungen ein kleines Sonderwerk dar; mit welcher Umsicht und umfassenden Kenntnis von Verhältnissen und Material hier gearbeitet ist, geht schon aus dem Inhalt der ersten Abteilung hervor, die über Papiersorten, Formate und Gewichtstabellen handelt und nicht allein die Länder des Kontinents, sondern Ägypten, Japan, Java, Ostindien, China, Persien, Afrika usw. mit einbezogen hat. Die Grammgewichtstabellen berechnen die allerverschiedensten Formate per 1000, 500, 380, 400 und 480 Bogen sowohl aufs Kilo wie auch auf die Grammzahl für die kleinsten Einheiten.

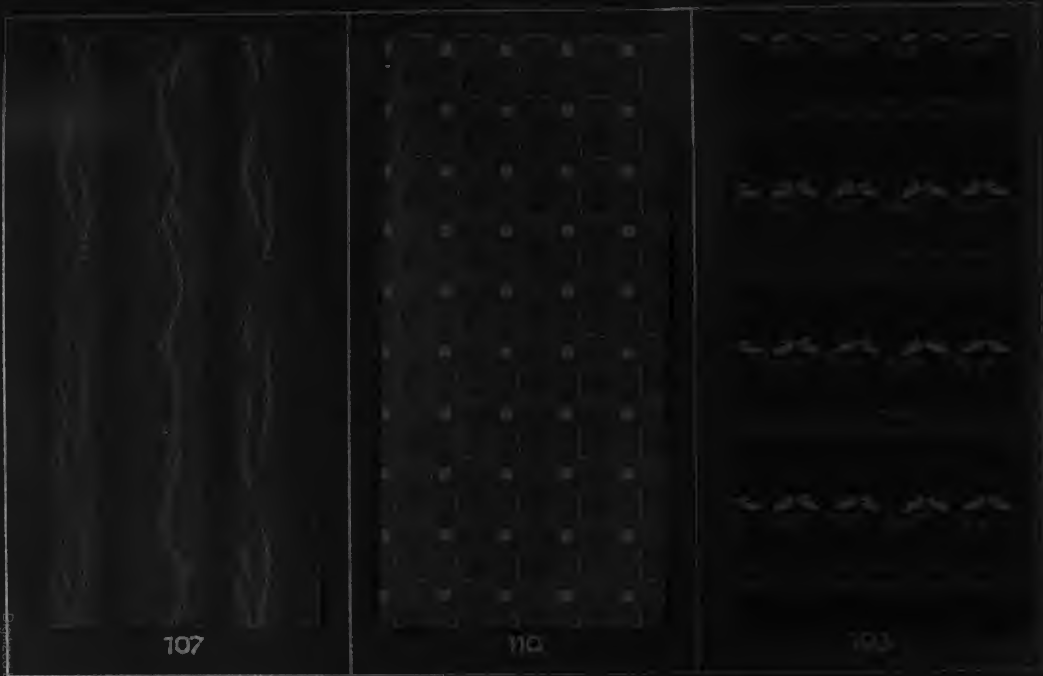
Vergleichungstabellen der verschiedenen Gewichts-, Maß-, Münz- und Währungstabellen, Verkaufsbedingungen, Papierberechnungen, Bezeichnungen und Prüfung, Einfuhrzölle sämtlicher importierender Staaten, statistische Tabellen, Hafenplätze, Frachtsätze, Papiertechnische Ausdrücke, Farbenbezeichnungen mit Musterabschnitten (76 Töne), und diese gleich in drei Sprachen, machen dieses Werk für den Produzenten wie für den Konsumenten zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerke. Eine Reihe von praktischen Vorschriften für Untersuchung der physischen und besonders chemischen Eigenschaften der Papiere ist eine wertvolle Beigabe.

Die Ausstattung ist vorzüglich. Ein kräftiges, holzfreies Papier, guter Druck, ein einfacher aber haltbarer Kalikoeinband zeigt, daß hier ein Werk vorliegt, welches — ohne Rücksicht auf die Herstellungskosten — der Allgemeinheit der Papierindustriellen eine wirkliche Hilfe an die Hand geben will. Wer dieses umfassende Tabellen- und Zahlenmaterial auf über 300 Quartseiten nur einmal zu Rate zog, der wird es nicht mehr entbehren wollen.

## NOTIZ.

Eine Fachausstellung der Papier- und Lederwaren-Industrie, Buchbinderei und verwandte Berufe, verbunden mit einer Maschinen- und Material-Ausstellung, wird von der Berliner Buchbinder-Innung in den Gesamträumen der Philharmonie vom 2. bis inkl. 17. Mai 1908 veranstaltet. Alle Zuschriften sind an das ständige Bureau, Philharmonie, Bernburgerstraße, zu richten.

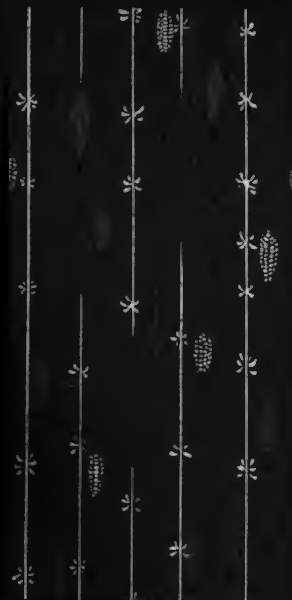
Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.




JAPAN

· F. Reichhold ·





106



105

JAPAN-VORSATZ

KUNSTANSTALT · MÜNCHEN ·

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI
ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

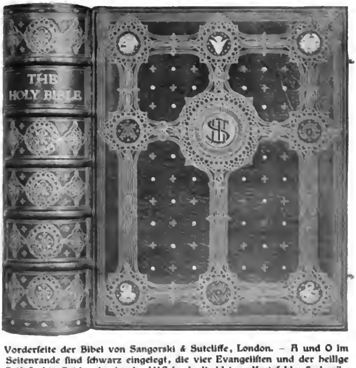
VII. Jahrgang September 1907 Heft 6.

## HANNOVER.

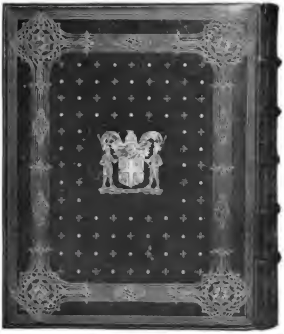
II.

Wir haben im vorigen Hefte eine allgemeine Überficht über den Verbandstag Hannover, befonders über die Ausftellung gegeben, ohne in Einzelheiten einzugehen. Auch in bezug auf die Verhandlungen wollen wir es nicht tun. Erftlich, weil eingehender Bericht im wefentlichen für die Mitgliedsvereine ein Intereffe hat, und zweitens, weil fehr einfchneidende Punkte nicht zur Sprache kamen. Was durch die Berichte der Bevollmächtigten fich wie ein roter Faden hindurchzieht ift die Klage, daß die Werbetätigkeit zur Bildung neuer Innungen und Vereine in den meiften Fällen nur mangelhafte Refultate gibt. Der hoffnungsvollfte Bericht wurde von dem Bevollmächtigten aus Düffeldorf gegeben; allerdings hat man da in allen den Vereinigungen von vornherein auf die Innung verzichtet, man hat wirtfchaftliche Vereine gebildet, die offen heraus erklären: Wir wollen die finanzielle Hebung unferer Mitglieder anftreben und alle einfeitigen, rückftändigen und zünftlerifchen Eigenbrödeleien völlig beifeite fetzen. Diefe ganze Art ift die Zukunft unferes Handwerks, alles übrige, auch die beftehenden Innungs- und Gewerbegefetze werden in abfehbarer Zeit über Bord geworfen werden, und ein frifches, fröhliches Gefchäftsleben wird fich unter der wirtfchaftlichen Mitarbeit der Handwerkskammern entwickeln. Wir kommen auf diefen Punkt noch bei fpäterer Gelegenheit zurück.

Wichtig ift, daß das Verbandsblatt in andere redaktionelle Hände übergeht: Obermeifter Unrafch-Dresden, einer der Beften unferes Gewerbes und eine der Stützen unferer Zukunft in wirtfchaftlicher Beziehung, hat die Führung der nach allen Richtungen hin zu verjüngenden Verbandsblattes übernommen, während Behrens-Hannover im Auftrage des Bundes Verlag und Vertrieb beforgen wird. Es wäre undankbar, dem bisherigen Leiter, der 23 Jahre lang mit eigenen Opfern und zum größten Teile ohne jeden Zufchuß feitens des Bundes die Mitteilungen des Bundes geführt hat, die verdiente Anerkennung zu verfagen. Auch die Verfammlung hat das dadurch zum Ausdruck gebracht, daß Kollege Nagler-München zum Ehrenmitgliede des Bundes ernannt worden ift. Trotzdem hatte man die Überzeugung gewonnen, daß neuer Wind in die Segel diefes Schiffleins blafen müffe. Lediglich mit der Papierfchere wird heute kein Organ eines größeren Verbandes redigiert, und lediglich auf Grund der Anfchauungen aus den Kreifen des Handwerkerbundes erft recht nicht. Modern! das ift heute Trumpf nach allen Richtungen hin. Was morfch und gebrechlich, das muß ftürzen und Neuem,




Vorderfeite der Bibel von Sangorski & Sutcliffe, London. – A und O im Seitenrande find fchwarz eingelegt, die vier Evangeliften und der heilige Geift find in Gold gedruckt, das IHS fowie die kleinen Kreisfelder find grün.



Rückseite der Bibel mit dem Wappen von Virginien in Golddruck.

Besserem den Platz räumen und die ältere Generation muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß den Jüngeren die Zukunft gehört. Wer sich nicht in das Neue hineinfinden oder nicht hineinwachsen kann, wer nicht mit fortschreitet, sondern sich eigensinnig auf dem Fortbestehen des Bisherigen, des »langjährig Bewährten« versteift, der verkennt eben das hereinbrechende Licht einer neuen Zeit gerade so, wie diejenigen, welche wir ablösten, da wir jung waren, es auch taten. Der eine wird eben früher alt als andere, wenn es auch welche gibt, die eben nicht veralten und wieder andere, die die Gelegenheit nicht wahrnehmen, jung zu sein.

Wir erwähnten schon, daß der wichtigste Punkt der Tagesordnung, der gar nicht auf dem Programm stand, sondern in besonderer Sitzung verhandelt wurde, die Verhandlung über die Bildung eines Arbeitgeberschutzverbandes war. Damit ist aber auch der Bund in ein rein wirtschaftliches Fahrwasser hineingekommen. Es wurde seitens des Vorsitzenden am Vormittage und nochmals von dem provisorischen Leiter der Nachmittagsverhandlungen betont, daß die Regierung es ausdrücklich als unstatthaft erachtet hat, daß der Bund als solcher und unter dem gleichen Vorsitzenden sich mit der Frage des Arbeitgeberschutzverbandes befasse.

Das mag im ersten Augenblicke verblüffen; die Regierung steht auf dem Standpunkte, daß die Innungen die Gesamtheit des Gewerbes umfassen einschließlich der Gehilfen und Lehrlinge; ein Arbeitgeberverband vertritt aber doch Sonderinteressen nur eines Teiles dieser Gesamtheit und steht in gewissem Gegensatz zu dem anderen Teile eben dieser Gesamtheit zu den Arbeitnehmern. Diese Ansicht wird ja auch die richtige sein.

Als wir im vorigen Hefte auf das Sonderbare einer Absonderung dieses Punktes hinwiesen, kannten wir den Einspruch der Regierung, den wir eben anführten, nicht. Jetzt, da wir es wissen, auch den Grund dafür, müssen wir um so mehr darauf hinweisen, daß die Regierung mit diesem Verbot eine ganz bestimmte Richtung in das Gewerbe hineinträgt, daß sie die wirtschaftliche Scheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wahren will und daß sie damit bereits auf eine Zertrümmerung der Form des heutigen Innungswesens hinarbeitet, bewußt oder unbewußt. — Aber da sind wir abermals an dem Punkte der wirtschaftlichen Zukunft des Gewerbes angelangt, den wir hier gar nicht erörtern wollen, sondern für später vorbehalten.

Für heute noch einiges über die Ausstellungen von Facharbeiten. Das meiste Interesse nahmen die Arbeiten und das Meisterstück von Franz Namendorf in Anspruch; ein tadelloser Buchkörper, äußerst glückliche, moderne Zeichnung und eine mustergültige Handvergoldung sind die Vorzüge der Arbeiten des jungen Meisters. Wir werden in der Lage sein, Abbildungen dieser wirklichen Meisterstücke vorzuführen und kommen dann nochmals darauf zurück.

Von den Gesellenstücken sind eine ganze Reihe sehr braver Arbeiten vorhanden, wir möchten nur die Arbeit des Bruno Scheer, der ja auch die Berliner Schule besuchte und von dem wir in Heft 10 eine Anzahl Arbeiten brachten, die er dort ausführte, besonders hervorheben. Wir haben unwillkürlich bedauert, daß die Arbeit nur als Gesellenstück anzurechnen war.

Auch diese Arbeit werden wir im Bilde vorführen. — Auffällig war, wie wenig die fiskalischen Schulen das Ausstellen verstehen; ohne

Ausnahme haben die von Praktikern geleiteten Schulen das Vorhandene viel beſſer und glücklicher ausgeſtellt, vor allem viel beſſere Ausleſe gehalten. Es iſt gewiß nicht zu beſtreiten, daß überall auch ſolche Arbeiten gelegentlich entſtehen, die der Schulleiter als minderwertig bezeichnen muß, die er aber dann auch fürſorglich daheim läßt. Daß aber Arbeiten wie der Rahmen der Hildesheimer Schule den Weg nach Hannover gefunden haben, iſt doch im Intereſſe dieſer Anſtalt recht bedauerlich. Nur zu leicht wird vom Einzelnen aufs Ganze geſchloſſen.



Vorderer Spiegel in Maroquin mit dem Wappen des Königs in Goldprägung auf eingelegtem Nigerleder.

Daß die vielen Arbeiten der Hannoverſchen Fachklaſſe zum größten Teile nur Atrappen mit einem Vorderdeckel waren, ſchlägt allem ins Geſicht, was die Herren der Theorie immer als erſte Bedingung guter Arbeit hinſtellen, ſchreibt doch Prof. Richard Meyer in ſeinem neueſten Jahresberichte: Aus ehrlicher Geſinnung heraus ſoll aller Schein und hohler Prunk vermieden werden. Sind die Hannoverſchen Weiſen anderer Meinung? — Am meiſten waren die Hannoveraner Kollegen verblüfft, daß gerade die Fachklaſſe der heimiſchen Lehranſtalt auf ſolchen abſonderlichen Irrweg geraten mußte.

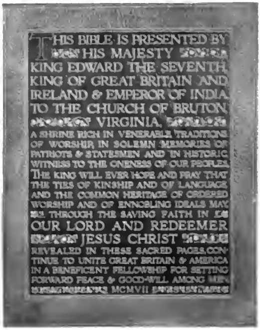
Warum war es denn übrigens nicht möglich, einen Fachmann als Lehrer an dieſe Stelle zu bringen? Der junge Namendorf — um nur einen Namen zu nennen — hätte doch einen ſolchen Nonſens nicht verbrochen. Kann die Schulmeiſterei bei uns gar kein Ende finden?

Altona hat für eine konventionelle Richtung kein Intereſſe und die Moderne iſt völlig vorbeigelungen, noch mehr aber die Farbenzuſammenſtellungen; dieſes müßte man doch wenigſtens lehren können. Die Arbeiten nahmen ſich neben den ſehr ſchönen Geraer Bänden der Bauerſchen Schule wenig gut aus. Auch Bauer hatte ſeine Ausſtellung in einer Glasvitrine. Das iſt ja ſehr im Sinne der guten Erhaltung der Ausſtellungsſtücke, nicht aber im Sinne der Fachleute, die ſolche Arbeiten auch von innen ſehen wollen. Da aber von früheren Gelegenheiten bekannt iſt, daß bei Bauer auch auf den Buchkörper voller Wert gelegt wird, ſo dürfen wir annehmen, daß auch diesmal hier keine Anſtände zu rügen ſind. — Offen ausgelegt haben die Berliner Innungsſchulen und die Adamſche Fachſchule. Beide haben wenig günſtige Plätze gehabt, wie überhaupt dieſer Teil der Ausſtellung denkbar unglücklich untergebracht war. Der Raum war ſo dunkel, daß man den ganzen Tag über Licht brennen mußte, und ſo eng, daß er für die Hälfte der Sachen gerade noch ausgereicht hätte. Die Lehrlingsarbeiten und Geſellenſtücke lagen übereinander gehäuft, die Arbeiten der Düſſeldorfer Schule ſtanden aufrecht ſo dicht hintereinander, daß eins das andere verdeckte, etwa 50 Stück auf einem Quadratmeter. Die Berliner hatten wenigſtens noch ausgiebigen Raum, wenn auch in einer dunklen Ecke. Es iſt kaum notwendig, über dieſe beiden Schulen ein Wort zu ſagen, da wir ſowohl im Julihefte Abbildungen der Berliner Leiſtungen brachten, wie auch von den Adamſchen Schülerarbeiten eine Anzahl bringen werden.

Verwunderlicherweiſe ſind Handmarmorpapiere an den Berliner Arbeiten nur ſehr wenig in Anwendung gekommen, dagegen ſind die Düſſeldorfer Bände ſämtlich mit Handmarmorvorſätzen bezw. Überzügen ausgeſtattet.

Hamburg hat nur ein Bild unter Glas und Rahmen geſchickt. Photographien von dem Inneren der Fachklaſſe. Weiſe, der ja an der Elberfelder Schule nach langem Dilettantieren eine gute und gangbare Technik in die

Wege geleitet hat, wird wohl auch in Hamburg ſeine Schuldigkeit als gewandter Techniker tun. Mittlerweile haben ſich ja auch die Leiter dieſer Art Schulen die Köpfe derart angeſtoßen, daß der Fachmann heute doch einen weſentlich anderen Einfluß hat als noch vor 2 Jahren. Wie Weiſe in Elberfeld gewirkt, das zeigte ſich deutlich in dem verſchloſſenen Schranke der Elberfelder Schule. Die Batiklappen waren – endlich – hier völlig verſchwunden, dagegen deſto ſtärker in Köln vertreten, wo ſie lebhaften Widerſpruch erweckten. Aber eine ſehr ſchöne weiße Saffiandecke aus der Zeit Weiſes, ſowie eine gute Arbeit in Schweinslederblinddruck von A t z e r t, der nach vorheriger Lehrzeit – ſoviel wir wiſſen, in Vohwinkel bei Elberfeld – volle 3 Jahre in Elberfeld war, lag aus – daß daneben die plumpen Vergoldungen auf den Lederbänden aus früherer Zeit lagen, die ſchon vor mehreren Jahren in Eſſen ausgeſtellt waren, war nicht ſehr geſchickt, wenn nicht vielleicht die Abſicht vorlag, den guten Arbeiten als Folie zu dienen. Vermißt haben wir die ſchönen Arbeiten des taubſtummen Schülers v. T ö r e k aus Budapeſt, der 2 Jahre lang die Schule beſucht hat. — Mit dem hätte man doch einmal Ehre vor den Fachleuten einlegen können. – Jedenfalls war die Elberfelder Ausſtellung diesmal beſſer denn früher, da man die ganzen dilettantiſchen Minderwertigkeiten verbannt hat. – Man ſieht – es


THIS BIBLE IS PRESENTED BY
HIS MAJESTY
KING EDWARD THE SEVENTH
KING OF GREAT BRITAIN AND
IRELAND & EMPEROR OF INDIA
TO THE CHURCH OF BRUTON
VIRGINIA,
A SHRINE RICH IN VENERABLE TRADITIONS
OF WORSHIP, IN SOLEMN MEMORIES OF
PATRIOTS & STATESMEN AND IN HISTORIC
WITNESS TO THE ONENESS OF OUR PEOPLES.
THE KING WILL EVER HOPE AND PRAY THAT
THE TIES OF KINSHIP AND OF LANGUAGE
AND THE COMMON HERITAGE OF ORDERED
WORSHIP AND OF ENNOBLING IDEALS MAY
THROUGH THE SAVING FAITH IN
OUR LORD AND REDEEMER
JESUS CHRIST
REVEALED IN THESE SACRED PAGES, CON-
TINUE TO UNITE GREAT BRITAIN & AMERICA
IN A BENEFICENT FELLOWSHIP FOR SETTING
FORWARD PEACE & GOOD-WILL AMONG MEN
MCMVII

Inſchrift auf dem vorderen fliegenden Blatte in Golddruck auf eingelegtem Nigerleder, Rand Maroquin.

iſt doch gut, – wenn die Fachpreſſe dann und wann einmal mit der Lupe vorgeht.

Die Hüttichſche Schule hat diesmal auf eine Ausſtellung verzichtet; das war wohl nicht richtig, weil gerade in Hannover einmal alles nebeneinander ſtand, was als Fachſchule in Betracht kommt, und es iſt nicht vorauszuſehen, wann die gleiche Gelegenheit wiederkommen wird.

(Fortſetzung folgt.)

## DIE BUNTPAPIER-AUSSTELLUNG IM KÖNIGLICHEN KUNSTGEWERBE-MUSEUM IN BERLIN.

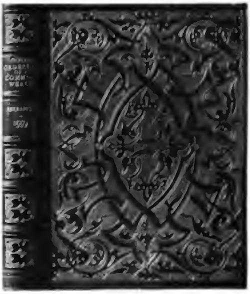
Während der Monate Juni, Juli und Auguſt fand im Lichthofe des Kunſtgewerbe-Muſeums in Berlin eine umfangreiche Ausſtellung alter und neuer Buntpapiere ſtatt, die ein ungemein reges Intereſſe bei allen Beſuchern erregte. Der rührige Direktor der Bibliothek des Kgl. Kunſtgewerbemuſeums Dr. P e t e r J e ſ ſ e n hatte aus den Beſtänden ſeiner Anſtalt eine alle Macharten umfaſſenden, und nach den Techniken in Gruppen geordnete Kollektion von Buntpapieren, die durch Leihgaben einiger Sammler bereichert wurden, zuſammengeſtellt.

Wenn wir uns bei dem Beſuche nach dem von Herrn Dr. Jeſſen herausgegebenen gedruckten Führer, der ſich in einem marmorierten Umſchlag ſchön präſentiert, richten, ſo gelangen wir zur erſten Gruppe, der alten mit Blattmetall geprägten Papiere, die vorzugsweiſe in Augsburg und Nürnberg und in Italien im 17. Jahrhundert hergeſtellt wurden.

Es finden ſich darunter hervorragend ſchöne mit Gold, teils auf einfarbig geſtrichenen, teils auf vorher mittels Schablone in mehreren Farben kolorierte geprägte Papiere, größtenteils mit Ranken- und Blütenwerk im Stil der Re-

naissance gehaltene Ornamente. – Die zweite Gruppe, der im ganzen 13 Gruppen von Buntpapieren umfassenden Ausstellung, zeigt alte einfarbige, gestrichene und gesprengte Papiere, wie solche vor Entstehung der fabrikmäßigen Buntpapiererzeugung die Buchbinder sich selber anfertigten.

Die nächsten drei Gruppen bilden die sogenannten echten, auf Schleimgrund mit Gallfarben hergestellten Marmorpapiere, die seit einigen Jahren auch Tunkpapiere genannt werden und mit diesem Namen auch im Führer verzeichnet sind. Die ältesten Sorten davon sind alle ohne jenen den Fabrikpapieren anhaftenden Glanz und wirken ohne diesen viel vornehmer. Ganz besonders hervorzuheben ist bei diesen Papieren der vorwiegend vorzügliche Farbengeschmack, den die Verfertiger dieser größtenteils aus dem 17. Jahrhundert stammenden Papiere besaßen. Auch die Lichtbeständigkeit dieser ca. vier Jahrhundert alten Papiere ist zu bewundern, die teilweise eine Farbenfrische zeigen, als wären sie erst gestern gefertigt. Der Ursprung dieser Marmorpapiere, die in früheren Zeiten fast nur unter dem Namen »türkische Papiere« bekannt waren, welche Benennung sich für eine bestimmte Gruppe, den kleinflockigen Marmor, bis auf die heutige Zeit erhalten hat, ist bis heute noch nicht sicher nachzuweisen. Im 2. Jahrgang des »Archiv« Seite 28 und 29 schrieb ich, daß die Franzosen die Erfindung der türkischen Papiere und zugleich damit die Erfindung des Marmorierens den Deutschen zuschrieben, wie Desmarest in der großen französischen Encyclopédie 1788 mitteilt, und der Alchymist Kunkel schrieb 1674 in seinem Buch über Glasmacherkunst ebenfalls die Erfindung den Deutschen zu, ohne aber Beweise dafür zu erbringen.



Einband von Rivière & Sons, London.

Die bisher früheste bekannten Papiere dieser Art schrieb man der Mitte des 17. Jahrhunderts zu, nun befindet sich auf dieser Ausstellung ein altes Stammbuch aus dem Jahre 1600/1601, in welchem abwechselnd mit anderen Papieren solche türkische Marmorpapiere mitgebunden worden sind. Das wäre das bisher bei uns nachweisbare früheste Datum türkischer Papiere, nun aber teilte mir Anker Kyster-Kopenhagen mit, daß im Kopenhagener Kunstindustriemuseum sich ein Buch mit türkischem Papier aus dem Jahre 1576 befände, dies wäre also zur Zeit das am frühesten nachweisbare marmorierte Papier.

Die 4. Gruppe umfaßt die Marmorpapiere des 19. Jahrhunderts, die fast ausnahmslos Industrieerzeugnisse einiger Aschaffenburger Buntpapierfabriken sind.

Unter Gruppe 5, welche neuere Marmorpapiere umfaßt, findet man die Schöpfungen von Otto Eckmann und von Anker Kyster-Kopenhagen, die beide fast zu gleicher Zeit, aber unabhängig voneinander jene im Jahre 1896 zuerst bekannt gewordenen Mamorpapiere mit blumenartigen Gebilden erfunden haben sollten, wie man bisher glaubte. Heute wissen wir, und Ben Akiba hat wieder einmal recht, es ist schon einmal dagewesen, daß Marmorpapier mit genau solchen blumenartigen Ornamenten schon im 17. Jahrhundert gemacht worden sind, wie zwei arabische Bücher auf dieser Ausstellung beweisen, an welchen man solche Blumenmarmors als Vorsatzpapiere angewandt findet.

In dieser Gruppe sind weiterhin vertreten der Amateurmarmorierer, Buchdruckereibesitzer Ernst Poeschel-Leipzig, Ed. Gabelsberger-Diesen i. Bayern, Ochmann-Leipzig, der die Farbenzusammenstellungen der alten Marmors versucht, Fr. Weise-Hamburg, Hausmann-Konstanz mit seinem Ölfarbenmarmor auf Wassergrund und die Wiener Werkstätten mit ihren zwar eigenartigen, für den Fachmann aber ziemlich wertlosen künstlerischen Marmorierspielereien, bestehend aus

marmorierten Papieren, auf welchen Fische, Eidechsen, Vögel u. dergl. mühevoll geformt worden sind. Ihr einziger Nutzen besteht darin, daß sie hübsche Vorbilder für guten Farbengeschmack darbieten und dem Praktiker eine Fülle technischer Anregungen geben, und dazu sind sie uns willkommen.

Mit Gruppe 6 gelangen wir zu den auf der Maschine hergestellten einfarbigen, gestrichenen und gesprengten Papieren, als Kiebitz-, Achat-, Gustavmarmor. Die Papiere dieser Gruppe wurden früher nur mittels Handarbeit hergestellt.

Die nächste Gruppe umfaßt eine Anzahl moderner mittels des Aufspritzverfahrens hergestellter Papiere von Beitel-Wien, Poeschel-Leipzig, Niebler-Regensburg, Svoboda-Prag, Kersten-Berlin und der Kunstklasse der Berliner Buchbinderfachschule. Eine ganze Menge neuartiger Ideen von trefflicher Wirkung sind bei diesen Papieren angewandt, unsere Buntpapierfabrikanten sollten sich die ideenreichen Fortschritte bei dieser Art von Papieren zum Vorbild nehmen.

Die folgenden drei Gruppen enthalten die Kleisterpapiere und zwar Gruppe 8 alte Papiere aus dem 18. Jahrhundert mit ihren ebenfalls farbig-frischen Mustern; Gruppe 9 enthält neue Kleisterpapiere von Willi Behrens, W. Rauch, Anker Kyster, dem Künstlerehepaar Chr. Ferd. u. Gertrud Morane, Kersten und der Kunstklasse der Berliner Buchbinderfachschule. Die Papiere von Anker Kyster weisen so großzügige Muster auf, daß sie für Bücher gewöhnlichen Formats leider schwerlich zu gebrauchen sind. Rauch hat teilweise sehr schöne Kleisterpapiere ausgestellt, mit denen er aber gewissermaßen über die eigentliche Buntpapiertechnik hinaus und mehr auf das rein malerische Gebiet gegangen ist. Er hat diese Papiere unter seinem rückwärts zu lesenden Namen Chuari schützen lassen und verkauft den Bogen zu 3 Mk. Meiner Ansicht nach ist ein solcher Schutz ganz wirkungslos, wie kann denn z. B. ein Buntpapier, das auf graugrünem wolkigem oder streifigem Grund links unten und rechts oben einen kleinen Tannenzweig aufgemustert trägt, geschützt sein? Ich bezweifle, daß ein solcher Schutz aufrechtzuhalten ist, derartige Muster, wie Nadelholz-



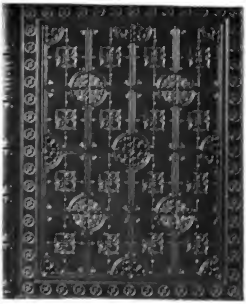
Einband von Rivière & Sons, London.

zweige, Kastanienblätter, Kornblumen, Blätterknospen usw. sind alte Kleisterpapiermotive und schon immerzu angewandt worden.

Gruppe 10 umfaßt die fabrikmäßig hergestellten Maschinenkleisterpapiere, während Gruppe 11 aus den mit Holzmodeln mittels der Hand gedruckten Papieren besteht. Unter diesen befindet sich eine Kollektion italienischer Papiere der Firma Rizzi Giuseppe in Varese, die dieselbe von den alten Originalstöcken hat neu drucken lassen. Auch die von Gebrüder Naager-München vor einigen Jahren in den Handel gebrachten nach alten venetianischen Druckstöcken mittels Steindruck hergestellten Papiere sind vorhanden.

Gruppe 12 enthält eine Anzahl Walzendruckpapiere der Aschaffenburger Buntpapier-Akt.-Ges. In der letzten Gruppe finden wir von Künstlern für bestimmte Bücher entworfene, mittels Steindruck hergestellte lithographierte Vorsatzpapiere, vertreten sind: E. R. Weiß, T. T. Heine, Sattler, Tippel, Kleukens, Morawe, Wieynk, Otto Hupp; von Engländern: Walter Crane, Bradley, Gleeson White, R. A. Bell; von Holländern: H. P. Berlage, C. Lemmen, A. der Kinderer; die Dänen: Rasmussen, Tegnèr, Hellmann und die Künstler der Wiener Werkstätten.

Weitere lithographierte Vorsatzpapiere für alle möglichen Zwecke sind von E. Hochdanz-



Einband von Rivière & Sons, London.

Stuttgart und Busch du Fallois Söhne-Krefeld ausgestellt.

An Entwürfen zu Vorsatzpapieren in verschiedenen Techniken hergestellt, sind einige Mitglieder des Karlsruher Künstlerbundes mit Steinzeichnungen vertreten, die Magdeburger Handwerkerschule mit Mustern in Linoleumschnitt; mit schablonierten Mustern sind vertreten: Frl. Uchatius-Wien, Loeber-Elberfeld, die Werkstatt für angewandte Kunst-München und eine Anzahl Schülqr von Professor Orlik-Berlin.

In verschiedenen Glasschränken sind ferner eine große Zahl alter und neuer Bucheinbände untergebracht, bei welchen die verschiedensten Buntpapiertechniken praktisch angewendet sind.

Höchst interessant ist auch eine große Anzahl alter Aktendeckel, die unter alten Akten der königl. Regierung zu Frankfurt a. O. aufgefunden wurden. Dieselben stammen alle aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Wir finden merkwürdigerweise drei verschiedene Buntpapiertechniken bei denselben angewandt: das Kleisterverfahren, den Modeldruck und das Marmorier-(Tunk-)Verfahren. Es ist merkwürdig, daß sonst nirgends solche oder ähnliche Aktendeckel aufgefunden worden sind, anscheinend muß in Frankfurt a. O. oder in der Nähe ein Hersteller von Buntpapieren existiert haben; leider ist darüber nichts zu erfahren gewesen, und kein Name nennt den Erzeuger dieser so wunderbar erhaltenen, in ihren Farben so kräftig leuchtenden, in ihren Dessins teilweise wirklich herrlichen Papiere.

Was die von Jahr zu Jahr mehr Fortschritte machende maschinelle Herstellung einiger Sorten von Buntpapieren betrifft, die früher nur mittels der Handfabrikation hergestellt wurden, Sorten, von denen man es früher kaum für möglich hielt, es auch oft viele Versuche kostete, ehe gebrauchsfähige Ware erzeugt wurde, ich erinnere nur an die Maserpapiere, den oben erwähnten Gustav-Marmor, den Tipper-, Achat-, Karrara-, Leopard-, Tiger-Marmor usw., so bleibt eine solche auf dem Gebiet des echten Marmors auf Schleimgrund ausgeschlossen, und das ist gut so. Der Kenner sieht es dem Papier sofort an, ob es Hand- oder Maschinenarbeit ist; die Maschine tötet auch hier den Geist der Lebendigkeit, der Beweglichkeit, der alle Handpapiere auszeichnet, während die Maschinenpapiere eine wohl mehr gleichmäßige, aber eben deshalb starre eintönige Regelmäßigkeit zeigen, die kalt läßt.

Nicht die Farbe allein, auch die Technik, die Handtechnik, macht das Papier zu einem individuellen Erzeugnis. Natürlich sollen die Farben in ihren Nüancen harmonisch abgestimmt sein, man soll wieder kräftige ungebrochene Töne anwenden lernen und auch anwenden bezüglich der Verwendung des Überzugs- und Vorsatzpapiers zu dem Leinen- und Ledermaterial bei Einbänden.

Die deutschen Buchbinder haben seit etwa 60 Jahren den Sinn für Farbenfreudigkeit (heute ist es ja schon besser darin geworden) verloren; daran schuld sind die Buntpapierfabrikanten gewesen, die seit zwei Menschenaltern ihre Erzeugnisse in matten, gebrochenen Farbtönen auf den Markt brachten und den Buchbindern, denen kaum andere Papiere als solche vor Augen kamen, nach und nach den farbenfrohen Geschmack unbewußt aber sicher verdarben. Gerade an farbenfreudigen Papieren zeigt die Ausstellung schöne Beispiele.

Auch das Aufbringen von zu viel Glanz, das unnötige Glätten oder gar das Friktionieren der Papiere sollte gemäßigte Anwendung finden; daß besonders bei den sog. Tunkpapieren ein mattes Aussehen weit schöner wirkt, beweisen die ausgestellten alten Marmorpapiere. Auch ein haltbareres Rohpapier wäre den Fabrikanten



Einband von Rivière & Sons, London.

zur Verwendung zu empfehlen, es braucht nicht so ungemein glatt zu sein, ein gutes zähes Tauenpackpapier wäre hierfür sehr geeignet; Überzug- und Vorsatzpapiere können nicht haltbar genug sein.

Was die Verwendung der einzelnen Buntpapiersorten betrifft, so wende man die Marmor-(Tunk-)Papiere vorwiegend zu Vorsatz für Ganzlederbände und als Vorsatz und Überzug für Halbfranzbände an. Auch einige der mittels des Aufspritzverfahrens hergestellten Papiere eignen sich besonders gut für beide Einbandarten. Auch einige Muster der Kleisterhandpapiere kämen ebenfalls für obige beide Einbandarten in Betracht, aber auch noch für bessere Halbleinenbände eignen sich letztere Papiere sehr gut. Für Ganzleinenbände sind die lithographierten Dessinvorsatzpapiere, wie solche die Ausstellung von Hochdanz und Busch du Fallois-Söhne zeigen, immer noch das beste. Zu einzelnen Pappbänden eignen sich die selbsthergestellten Kleisterpapiere besonders gut. Die Maschinen-, Kleister-, Achat- und Gustav-Marmors sind für einfache Halbleinenbände das Empfehlenswerteste.

Ein ungemein großes Interesse bei dem Publikum erweckten die während der Dauer der Ausstellung an zwei Wochentagen stattfindenden praktischen Vorführungen in der Herstellung von Marmorpapier und in der Kleisterpapiertechnik. Ersteres wurde vom Buchbindermeister Trepplin, Lehrer an der Berliner Fachschule, vorgeführt, letzteres vom Schüler der »Kunstklasse« Herrn F. Nitsch aus Danzig.

Man sieht, eine Menge von Eindrücken machte sich beim Besuche dieser Ausstellung bemerkbar, möge jeder recht viele Nutzanwendungen und Anregungen daraus geschöpft haben, dann hat die Ausstellung ihre Schuldigkeit getan.

P. Kersten.

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Die Illustrationen dieses Heftes stellen englische, französische und deutsche Arbeiten nebeneinander dar, und der Fachmann, der die Erzeugnisse der Neuzeit aufmerksam verfolgt, wird ohne weiteres auf das Ursprungsland der einzelnen Bände schließen, ohne erst nach der Unterschrift zu sehen. Die Ansicht, die schon wiederholt ausgesprochen wurde, daß es keine englische, keine französische, italienische, amerikanische oder deutsche Richtung gebe, ist längst widerlegt. Verschiedene Volksstämme, die auch verschiedene Erzeugungs- und Gebrauchsbedingungen haben, müssen in ihrem Äußeren durchaus verschieden sein. Ja selbst wenn mit Absicht eine Imitation angestrebt wird, läßt sich in den seltensten Fällen die Nationalität des Urhebers verleugnen.

An unseren heutigen Darstellungen ist dies ohne weiteres klar. Die ersten vier Abbildungen stellen eine Bibel dar, die König Eduard nach Virginien schenkte. Der Band ist von Sangorski & Sutcliffe in London ausgeführt, und zwar in der dieser Firma so geläufigen Manier des Geriemsels. Wir verweisen auf die Unterschriften. Gebunden ist das Werk in Nigerleder, Spiegel und fliegendes Blatt in Levant-Marocco; die Schließen sind Gold.

Die nächsten vier Bände sind von Rivière

& Sons London; Notizen über die Ausführung stehen uns nicht zur Verfügung. Auffallend ist die Ähnlichkeit des auf Seite 85 abgebildeten Bandes mit deutschen Originalen des sächsischen Meisters Krüger und des auf Seite 88 abgebildeten mit Heidelberger Bänden aus dem 17. Jahrhundert; bei letzterem allerdings nur in der Art der Anordnung.

Anschließend hieran sind drei französische Einbände von Blanchetière in Paris abgebildet, die ebenfalls stark voneinander abweichende Richtung zeigen. Es will uns scheinen, als ob die hier gezeigten Bände dem sonst üblichen französischen Geschmacke, der mehr nach der leichten, duftigen Ornamentform hinneigt, etwas entfremdet wären. Unter den französischen Arbeiten finden sich selten so wuchtige Zierformen, wie sie Blanchebière hier zeigt.

H. Blanchetière in Paris hat das im Jahre 1883 von seinem Schwager J. Bretault gegründete Geschäft übernommen. Schon 1884 hatte dieser auf der Pariser Ausstellung, wie später (1897) in Brüssel, die silberne Medaille erworben, ebenso erteilte ihm die Jury des Circle de la Librairie die goldene Medaille. Bretault starb mitten im vollsten Schaffen im Jahre 1903. Der jetzige Inhaber übernahm die Firma 1905, und seine Arbeiten waren bereits im vorigen Jahre in Frankfurt a. M. mit ausgestellt.

Die Notizen über die Ausstattung der Bände sind den Abbildungen ebenfalls beigefügt.

Das Missale auf Seite 92 von Franz Heizmann in Donaueschingen zeigt eine heute wenig gangbare Technik, die Reliefauflage. Da auch



Notre Dame de Paris. — Maroquinband in fliederblau mit Ledermosaik und Handvergoldung; Blanchetière, Paris.

die Stempel aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen und die ganze Arbeit eine ruhige Einheitlichkeit zeigt, auch die Verzierungsweise jener vergangenen Zeit sehr glücklich getroffen ist, geben wir den Band hier wieder.

Die weiteren Bände von Paul Kersten-Berlin sind eine Fortsetzung der bereits früher begonnenen Reihe desselben Autors und in den Unterschriften genügend erklärt.

# DER WERT DER TRADITION UND DES HISTORISCHEN STILES IM KUNSTGEWERBE.

Von Direktor BEHR, Mainz.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Abgesehen davon, daß andere Künstler nicht zu Worte kamen, war es auch bei der manchmal recht asketisch wirkenden Einfachheit der ausgeführten Räume nicht möglich, den ganzen Reichtum der technischen Fertigkeiten unseres Kunsthandwerks zu veranschaulichen. Viele Techniken, wie beispielsweise die der Holzbildhauerei, die fast in allen Epochen des Kunsthandwerks eine so große Rolle spielte, bleibt bei diesen Modernen fast ganz ausgeschlossen; vielleicht schon deshalb, weil diese Techniken von den nur zeichnenden modernen Raumkünstlern nicht kultiviert werden können. Nun liegt es aber schon im Wort Kunsthandwerk, daß dasselbe nicht nur zeichnerisch behandelt werden kann, daß es vielmehr von

innen heraus, aus der technischen Kunstfertigkeit entstehen muß und daß die zeichnerische Disposition nur die letzte und höchste Vollendung des Betriebes sein kann und darf. Die Kunsthandwerker der alten Schule waren nun auch entweder aus dem Handwerk hervorgegangen oder sie hatten sich einem Unternehmen, einer Fabrik angeschlossen und nicht nur das Zeichnerische, die Komposition wurde geübt und kultiviert, sondern in erster Linie die technische Herstellung der Objekte, so auch die Bildhauerei und Malerei.



Daphnis et Cloë. — Rotviolett Maroquin mit Auflagen und Handvergoldung nach griechischen Motiven; Blanchetière, Paris.

Die modernen Zeichner für Innendekoration, oder wie sie sich auch wohl nennen »die Raumkünstler« sind zum größten Teil Maler, zum Teil auch Bildhauer und Architekten. Sie streben danach, sich die praktisch arbeitenden Fabriken und Institute dienstbar zu machen; sie wollen ihnen die eigene Initiative nehmen und die ihrige dafür voransetzen. Das war früher nur so weit geschehen, als der das Haus bauende Architekt Einfluß auf das Innere haben mußte, sonst aber vertrugen sich Architekt und Fabrikant sehr gut. Ersterer gab der Richtung der Arbeiten das, was er für seinen Bau brauchte. Letzterer gab gern seine Erfahrungen in Behandlung der kunstgewerblichen Objekte, so daß ein gemeinsames ersprießliches Wirken möglich war, ohne daß einer der beiden etwas von seinen Rechten oder seinem künstlerischen Ehrgeiz einbüßte.

Jetzt wird beispielsweise für Ausstellungen angestrebt, und in Dresden war es ja auch erreicht worden, daß als der eigentliche Aussteller der Raumkünstler auftrete. Dann wird in zweiter Linie der Ausführende genannt, der nebenbei aber die Hauptlast, d. h. die Kosten der Ausführung zu tragen hat.

Das Publikum interessiert sich begreiflicherweise nun aber am meisten für die künstlerische Leistung, für den Entwerfer, den Raumkünstler, — die gute Ausführung ist ja etwas handwerksmäßig Selbstverständliches, und so hätte der Raumkünstler die Ehre und die Reklame für sich, der frühere Kunsthandwerker, jetzt schlechthin der Fabrikant, nur eigentlich die Kosten. Es ist begreiflich, daß das den Kunsthandwerkern nicht behagt, und deshalb hat sich in letzter Zeit auch ein recht gespanntes Verhältnis zwischen beiden Teilen entwickelt.

Es ist nicht der moderne Stil, gegen den sich die Fabrikanten auflehnen, sondern die Vormundschaft, welche durch die »Künstler« auf sie ausgeübt werden soll und welche sich ebensowenig mit dem künstlerischen Können der betreffenden Institute, wie mit deren Einrichtungen und Zusammensetzungen vereinbaren läßt. Es müßte ja, weil die Zeichnungen fertig geliefert werden, bei der Einfachheit der Ausführungen aus dem Kunsthandwerker ein einfacher Handwerker, etwa ein Schreiner oder ein Stukkateur werden und dagegen sträubt sich begreiflicherweise der Kunstgewerbler mit allen Mitteln. Es handelt sich hier gar nicht um den neuen Stil, der wird überall als ein erfrischender Zug, der auf die Dauer auch Gutes im Gefolge haben wird, angesehen; es handelt sich hier vielmehr um eine Machtfrage, die von den Künstlern angestrebt wird. Diese kommt nun bei Geschäftsabschlüssen für Gebrauchsobjekte viel weniger zum Ausdruck, als bei Ausstellungen. In einzelnen Fällen hatte der Fabrikant auch schon früher, auf Wunsch, nach fremden Zeichnungen gearbeitet — das war eben Geschäft —, aber bei Ausstellungen ist das anders. In diesen will er zeigen, was er kann, nicht nur in technischer, sondern auch in künstlerischer, in geschmacklicher Hinsicht. Die Art, wie sie die Raumkünstler anstreben, muß aber mit der Zeit den Fabrikanten, den früheren Kunsthandwerker von den Ausstellungen ganz ausschließen; kann er doch seine Rechnung da-

bei nicht mehr finden. Dazu kommt noch, daß faſt alle älteren Geſchäfte ſchon ohne das gründlich ausſteilungsmüde ſind. Die großen Anſtrengungen und die gewaltigen Koſten ſtehen in keinem Verhältnis zu den ſich aus den Ausſteilungen im beſten Falle ergebenden Vorteilen.

Es wirft ſich nun die Frage auf, wie ſich das Publikum zum modernen Stil verhält, denn der Fabrikant kann doch auf die Dauer nur das produzieren, wofür er einen Abnehmer findet, wenn er ſein Unternehmen nicht ruinieren will.

Nun, das geſchäftliche Ergebnis in Dresden ſpricht eigentlich ſchon allein dafür, welche Stellung das Publikum zur modernen Frage einnimmt. So viel mir bekannt wurde, war das Reſultat für die größere Zahl der Ausſteller ein ſehr geringes inſofern, daß außerordentlich wenig verkauft und ſehr wenig nach den ausgeſtellten Objekten beſtellt wurde.



Havannabraun Maroquin mit naturaliſtiſchen Motiven in Ledermoſaik und Handvergoldung: Blanchetière, Paris.

Auch wird der Dekorateur, der Möbelfabrikant und der Kunſthandwerker wohl längſt konſtatiert haben, daß unſere wohlhabenden Klaſſen ſich, in letzter Zeit mehr noch wie früher, ſehr ablehnend gegen das Moderne verhalten. Im allgemeinen iſt man in Kundenkreiſen der Anſicht, daß das Moderne ſich noch fortwährend ſchnell ändere, daß man vielleicht bald wieder ganz davon abkommen werde und daß man ſich einrichten wolle, nicht als ein Parvenü, der nur das Neueſte, nicht aber das Schönſte wolle, ſondern als ein konſervativer Menſch, der ſein Leben lang Freude an ſeinem Heim haben müſſe und der deshalb nichts Modernes wähle, was wahrſcheinlich doch in nächſter Saiſon wieder unmodern ſein würde. Eine Stilart aber, die ſich bereits durch Jahrhunderte bewährt, habe wohl auch Ausſicht auf längeren Beſtand, wie das moderne Ergebnis der letzten Saiſon. Gewiß ſei es recht intereſſant geweſen, die Dresdner Ausſtellung zu ſehen, aber ſelber in ſolchen Räumen zu wohnen, dazu ſei ihnen das Ganze zu fremd, zu ungewohnt und zu gewollt. Wenn man heute das Nationalmuſeum in München beſuche oder gar den Louvre in Paris, dann dürfe es einem nicht ſchwer werden, auf das Moderne zu verzichten. Gewiß ſeien ein paar ſchöne Räume in Dresden ausgeſtellt geweſen, aber ein alter Louis XVI.-Raum in Trianon erſcheine ihnen doch noch viel vornehmer und natürlicher.

Leider haben auch mehrere unſerer zahlungsfähigſten Kunden nun in neueſter Zeit wieder zu der Manier früherer Jahrzehnte zurückgegriffen und in wenig patriotiſcher Weiſe die vornehmſten Räume ihrer Neubauten im Auslande beſtellt. Nicht wohl, weil ſie die Einrichtung dort beſſer und geſchmackvoller bekommen, ſondern weil ſie glauben, daß dort ihre Ausſtattungen echter im Stil behandelt werden, wie bei uns in Deutſchland, wo alle Durchführungen unter modernen Beſtrebungen zu leiden hätten. Wenn nun ein Berliner Profeſſor in ſeinen Vorträgen ſagt, daß das deutſche Kunſthandwerk unfähiger ſei, wie das des Auslandes, ſo wird er dadurch dieſe Manier, die uns die beſten Aufgaben entzieht und außer Landes bringt, leider ſehr unterſtützen und damit der deutſchen Kunſtinduſtrie einen ſehr ſchlechten Dienſt erweiſen. Das iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, als dieſe Auslaſſungen durchaus unrichtig ſind. Kunſtinduſtrielle, die nicht an die Scholle gebunden ſind und öfter mit dem Auslande konkurriert haben, werden bezeugen können, wie hoch die Achtung iſt, die wir heute bei unſeren Konkurrenten im Auslande genießen. Haben wir dieſe Konkurrenz doch ſchon ſo oft im In- und Auslande beſiegt und

neben die Arbeiten unserer französischen und englischen Kollegen die unseren gestellt und auch dann noch den Sieg davongetragen. Richtig ist es allerdings, daß Raumausstattungen von Deutschen selten nach England und Frankreich geliefert wurden. Das liegt daran, daß beide Völker zu patriotisch fühlen, um den deutschen Konkurrenten ins eigene Land zu rufen. Leider ist es dem deutschen Volkscharakter aber eigen, immer das Fremde höher bewerten zu wollen, wie das Einheimische. Es ist das eine eigentümliche Eitelkeit, mit der Kenntnis des Fremden brillieren zu wollen. Wie der Deutsche das Fremdwort dem deutschen Ausdruck vorzieht, vielleicht weil er glaubt, sich dadurch einen gebildeteren Anstrich zu geben, so schmeichelt es auch seiner Eitelkeit, wenn er fremde Erzeugnisse, am liebsten, wenn sie recht fremd und echt Englisch oder Französisch wirken, den deutschen vorzieht. Patriotisch ist das nicht. Richtig ist ferner, daß der Franzose immer mehr im französischen Charakter, der Engländer immer mehr englisch arbeiten wird, als der Deutsche, wer will uns Deutschen aber daraus einen Vorwurf machen? Der Vorwurf gebührt dem Deutschen, der sein Deutschtum verleugnen wollte.



Meßbuch in juchtenrot Saffian mit dunkelgrüner Ledermosaik, von Heizmann, Donaueschingen.

Ganz gewiß haben nun die Absichten der Abnehmer, welche die in historischen Stilen gehaltenen Arbeiten dem Modernen vorziehen, ihre Berechtigung. Aber es darf nicht verkannt werden, daß sie nur eine Seite der Frage begreifen. Die eminent wichtige Frage muß aber auch noch anders ins Auge gefaßt werden. Stillstand ist Rückschritt; wir müssen immer zweckentsprechender arbeiten, wir dürfen aber dabei nicht bewußt etwas weniger Schönes wie früher leisten, nur deshalb weil es neuer ist. Andererseits wird aber auch kein vernünftiger Mensch dem Rad der Zeit in die Speichen fallen und sich einer gesunden Entwicklung entgegenstellen wollen.

Ich bemerkte vorhin, wie die ersten Bestrebungen in der modernen Bewegung an die Dekorationsweise der Chinesen und der Japaner anschlossen oder anschließen wollten. Schon früher in der Rokokozeit waren durch die Holländer Anregungen aus diesen Ländern in das Kunsthandwerk des Okzidents hineingetragen worden und es lag auf der Hand, daß man sich auch jetzt auf die Dauer der Überzeugung von dem hohen dekorativen Wert dieser Arbeiten nicht verschließen konnte. Dabei mußte das feine Stilgefühl und die bis zum höchsten gesteigerte Fertigkeit in technischer und künstlerischer Beziehung bei eingehendem Studium unfehlbar eine gewisse Begeisterung auslösen.

Es wäre aber doch wohl ganz unrichtig, wollte man in dieser Begeisterung anfangen, diese Arbeiten einfach zu kopieren, zuerst sollte wohl untersucht werden, wie solche Entwicklung bei diesen Völkern möglich war. Die größere Veranlagung kann nicht ohne weiteres zugegeben werden, denn in der Kunst selbst bewiesen sie immer etwas sehr Ungelenkes, standen sie jedenfalls weit hinter den europäischen Völkern, wie den Griechen und Römern, sowie den Italienern und Franzosen der Renaissance zurück. Wie war es also möglich, daß sie im Kunstgewerbe eine solche Höhe erreichen konnten?

Da drängt sich uns nur zuerst folgendes als Tatsache auf: Der eigentliche Stil aller dieser Arbeiten ist seit vielen Jahrhunderten immer derselbe geblieben. Ein besserer Kenner des Chinesischen und Japanischen kann wohl auch hier die verschiedenen Epochen unterscheiden und deshalb wissen, aus welcher Zeit das Objekt stammt. Aber für den Kunsthandwerker des Okzidents, der ohne eingehendes



Kersten: Hirschfeld, Ein Requiem; Einband in dunkelviolett Ecrasé.

Studium die Arbeiten verschiedener Jahrhunderte nebeneinander legt, ist der Unterschied der Objekte verschiedener Zeiten ein sehr geringer. Daraus ergibt sich, daß die Völker durch viele Jahrhunderte ihre Eigenart ausbilden und entwickeln konnten. Die künstlerischen Fertigkeiten und Errungenschaften wurden immer wieder vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel vererbt. Jede Generation konnte ein wenig zu dem Guten von früher hinzutun. Das eminente Können war nicht ein Ergebnis eines kurzen Menschenlebens oder weniger Jahre, es ist die Summe angestrengter, eingehender und liebevoller Arbeit durch viele Jahrhunderte hindurch. Diese Völker hatten das Glück, sich künstlerisch entwickeln zu können, ihnen wurde nicht immer wieder von der Sucht nach neuem und von den professionellen Besserwissern der Boden unter den Füßen weggezogen. Hier kommt denn auch der Wert des Persönlichen zum Ausdruck. Nicht etwa in den Werken jedes einzelnen Künstlers, wohl aber der persönliche Charakter des ganzen Volkes. Der chinesische Stil läßt sich nicht von seinem Lande und seinem Volke trennen, er bildet einen integrierenden Teil von Volk und Land, Architektur, Kleidung, Geräte, Weberei, Malerei und Schmuck, alles gehört zusammen und ist ebenso chinesisch wie der Chinese selbst.

Wollte man uns diesen Stil aufoktroieren, so wäre das allerdings eine »Stilmaskerade«, wie sie schlimmer nicht gedacht werden könnte. Aber der Chinese würde es wohl kaum verstehen, wollte man ihm als Maskerade bezeichnen, daß er noch heute ähnlich stilisiert wie vor Jahrhunderten.

Dies Beispiel sollte dem Kunstliteraten zu denken geben, es enthält eine große Lehre, mehr noch für den Theoretiker als für den praktischen Kunsthandwerker; dieselbe dürfte kurz gefaßt lauten: Der künstlerische Stil eines Volkes entwickelt sich aus seinem Charakter, er wird sich um so besser und vollkommener entwickeln, je mehr dieser Charakter dabei zum Ausdruck kommt und je mehr ihm Zeit zu seiner ruhigen Entwicklung gelassen wird.

Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, wie viel konservativer diese Asiaten fühlen, wie wir schnellebigen modernen Europäer.

Natura artis magistra. — In der Entwicklung der Welten, der Lebewesen und der Arten geschah in der Natur nie etwas Plötzliches, immer nur in langsamer Entwicklung durch Anpassung und Vererbung. Auch die historischen Stilarten des Okzidents entwickelten sich auseinander heraus. Wohl griff man auf einen früheren Stil zurück, wenn man sich, wie das wohl vorkommen konnte, festgefahren hatte und wenn man sich darüber klar geworden war, daß die Entwicklung eine Entartung geworden. Aber es war doch immer der Stil, welcher der Zeit entsprach. Renaissance und Empire, wie verschieden sind wohl die beiden Arten und doch sind sie im Grunde nichts als ein Zurückgreifen auf das Römische. In beiden Epochen bildete man sich ein, die römische Zeit genau kopiert zu haben und wie verschieden sind die beiden Ausdrucksweisen, wie sehr entsprechen sie jedesmal wieder ihrer Zeit. Urplötzlich ist nie ein Stil entstanden, der sich auf die Dauer gehalten hätte; der Stil, den die Zeit akzeptierte, wurde immer aus etwas Bestehendem entwickelt. Aber, vielleicht kann das, was nie vorher geschah, heute möglich werden, ich möchte durchaus nicht prophezeien, daß das unmöglich sei, aber ich glaube, daß es nur dann geschehen kann, wenn die Künstler selbstlos genug sind, eine gemeinsame Formensprache anzustreben und zu akzeptieren.

Vielleicht dadurch, daß das Beſte des Errungenen Gemeingut wird und daß ſich d a r a u s etwas Einheitliches entwickelt. Beſteht aber jeder auf das Recht ſeiner Perſönlichkeit, oder faßt er dasſelbe ſo auf, daß er ſeine Formenſprache für ſich will, ſo dürfte es gehen wie in der Natur: Ein Tier mit hundert Köpfen iſt nicht lebensfähig!! Arbeitet jeder für ſich, ſo wird es immer bei mehr oder weniger glücklichen Verſuchen bleiben, nicht aber zu einem S t i l kommen können, in dem ſich das künſtleriſche Empfinden der ganzen Zeit ausſprechen und entwickeln kann. Es wird ſich die ſelbſtgefällige Art der einzelnen Perſonen in den einzelnen Kunſtwerken zeigen, dieſe haben aber kein gemeinſames Fundament, auf dem ſich ihr Stil weiter entwickeln könnte, ſie haben untereinander keinen Zuſammenhang und behalten deshalb keinen bleibenden Wert.

Vergegenwärtigen wir uns doch die Ausſtellung in Darmſtadt im Jahre 1901, denken wir an die damaligen Reklamen und Anpreiſungen, an die Schlagworte: »Ein Dokument deutſcher Kunſt«; denken wir an die pomphafte Eröffnungsfeier und an unſere erſte Verblüffung im Anſchauen des Gebotenen, Ungewohnten, und ſehen wir uns ernüchtert heute einmal die Häuſer auf der Mathildenhöhe in Darmſtadt an. Sie ſtehen wohl noch alle; alle dieſe Muſterhäuſer ſind unbewohnt und unbehaglich, ſie paſſen kaum in die Landſchaft und in die ganze Umgebung. Will heute der Jünger des Kunſthandwerks, der Architektur und der Baukunſt Studien machen, ſo wird es ihm ſchwerlich gelingen, beim Anſehen dieſer Häuſer und Wohnungen ſich das zu eigen zu machen, was ſein Beruf von ihm verlangt. Vielleicht wird es uns mit dem Modernen, was uns von der Dresdner Ausſtellung bleiben wird, auch nicht viel anders gehen; wer will beurteilen, wie ſelbſt das Beſte auf uns wirken wird nach einigen Jahren? Das Studienmaterial wird wohl immer zum größten Teil in den Kunſtwerken vergangener Zeiten liegen, und die geiſtreichen Redensarten von »Stilmaskerade« und dem »ſtaubigen Prunk früherer Jahrhunderte« ſollten richtiggeſtellt und ſo bewertet werden, wie ſie es verdienen!! Es iſt im Grunde mit der Kunſt ebenſo wie mit der Wiſſenſchaft, wir müſſen auf den Errungenſchaften der Vergangenheit weiter bauen.



[illegible]: Arno Holz, Dafnis; Einband in rot Maroquin, die zwei Rechtecke hellblau.

Wir ſelbſt, unſer Wiſſen und unſere Kunſt ſind doch ein Reſultat der Vergangenheit, und wir können uns deshalb von ihr auch nicht l o s machen. Allerdings könnte ja wohl auch manches in unſerer Schulbildung als veraltet verworfen werden, es iſt entbehrlich und wohl durch Wichtigeres zu erſetzen; aber das Wertvollſte und Wichtigſte müſſen wir beibehalten, ſo lange nichts Beſſeres an ſeine Stelle geſetzt werden kann. So werden wir beiſpielsweiſe wohl immer und zu allen Zeiten mit dem Lehrſatze des alten Pythagoras rechnen, trotzdem er aus dem grauen Altertum ſtammt. Denn ſo lange ſie wahr bleibt, bleibt eine Lehre auch jung. Die Venus von Milo bleibt trotz ihres Alters immer das größte Kunſtwerk aller Zeiten, und es tut ihm keinerlei Eintrag, daß man von der Perſönlichkeit ihres Schöpfers nichts mehr weiß, nicht einmal mehr ſeinen Namen. — Und wenn ein kunſtverſtändiger Menſch heute die kunſtgewerblichen Schätze des Louvre genießt, und ihm ſoll zugemutet werden: Das alles ſollſt Du aufgeben, für das, was Du in Dresden im Jahre 1906 geſehen, ſo ſcheint uns das wohl eine harte Zumutung, die auch nicht durch Schlagworte vom verſtaubten Ballaſt alter Zeiten, wofür der friſche Zug jungen Wollens eingetauſcht werden ſolle, akzeptabler gemacht werden kann. Der Sohn ſoll nicht ſein wie der Vater, er ſoll beſſer ſein!! Das iſt ein ſtolzes Wort im Streben des Fortſchritts, aber iſt es denn ein Fortſchritt nach jeder Richtung, was uns die modernen Künſtler zumuten?

Wie ſich der Stil der Zukunft entwickeln

wird, wer will das voraussagen? Ob die modernen Bestrebungen zu einem einheitlichen Ganzen sich entwickeln werden, der als Fortschritt aufgefaßt werden kann und der nicht nur einer Gruppe von Künstlern, sondern der ganzen Zeit genügt, das wird die Zukunft zu entscheiden haben. Das eine ist gewiß: Jedes Geschehen hat seine Folgen, und das Moderne von heute, so verschieden es unter sich sein mag, hat sich doch zu weit entwickelt, als daß man die Spur von seinen Erdentagen nicht in dem Stil kommender Generationen müßte feststellen können. Aber die Schönheit der Werke unserer Väter wird dagegen auch kaum verblassen, und auch seine Formen und Motive werden nicht plötzlich verschwinden, auch sie werden weiter leben und sich weiter entwickeln im Stil der Zukunft.



Kersten: Kahlenberg, Nixchen; Einband in dunkelviolett Écrasé, Kreise heliotropfarbig.

Was wir der Zukunft wünschen wollen, ist eine Schar von Künstlern, welche, mehr selbstlos, ihre Person der Sache opfern, welche aufgehen in dem gemeinsamen Streben ihrer Zeit. Denen die Kunst selbst, nicht ihre Person die Hauptsache ist, und die sich einig sind in begeistertem Streben, die Schönheit überall ins Leben zu tragen. Sie werden dann auch zu einer einheitlichen Formensprache kommen, in der sich die schönsten Motive der Besten der Gegenwart und der Vergangenheit entwickeln und in der dennoch die Persönlichkeit des Künstlers zum Ausdruck kommen kann. Schließlich handelt es sich in letzter Potenz ja nicht um die Formensprache selbst, sondern um das, was damit zum Ausdruck gebracht werden soll.

## AUSSTELLUNGEN.

Die Ausstellung für christliche Kunst zu Aachen wurde am 15. August durch den Protektor derselben, Kardinal und Erzbischof Fischer von Cöln, eröffnet. Die Ausstellung steht unter der Leitung der Herren Professor Dr. Schmid und Museumsdirektor Dr. Schweitzer, sowie des Herrn Pfarrers Dr. Kaufmann. Sie ist durch die Teilnahme, die sie in Belgien wie in Holland gefunden, über die ursprünglichen Grenzen weit hinausgewachsen. Das gilt in erster Linie von der älteren kirchlichen Kunst. Durch das Entgegenkommen der Bischöfe von Lüttich und Roermond konnten eine große Anzahl wertvoller mittelalterlicher Stücke noch im letzten Augenblick gewonnen werden, vorwiegend Gold- und Silberschmiedearbeiten. So das kostbare bisher nirgends ausgestellte Kopfreliquiar des heiligen Servatius aus dem Münsterschatz zu Maestricht, aus dem auch ein frühromanisches Kreuz und die zwei, schon auf der Lütticher Ausstellung gezeigten Reliefs stehender Engel mit Rauchfässern (XII. Jahrhundert) hergeliehen wurden. St. Croix zu Lüttich gab das vortreffliche romanische Triptychonreliquiar mit der Heiligkreuzpartikel, Eichenholz mit getriebenen vergoldeten Kupferplatten bedeckt, aus der Mitte des XII. Jahrhunderts. Dem XIII. Jahrhundert gehört der Reliquienschrein der Heiligen Otto und Georg an, aus der Kirche zu Amay. Aus Aachen und Umgegend sind besonders Goldschmiedearbeiten der Spätgotik und Renaissance in großer Zahl zusammengestellt, durch deren Bearbeitung die Geschichte der Aachener Goldschmiedekunst wesentlich gefördert werden dürfte, da sie eine Reihe unbekannter Beschauzeichen

und wichtiger Datierungen enthalten. Fast vollständig konnten die reichen Kirchenschätze von St. Johann zu Burtscheid und von Cornelymünster vorgeführt werden. Von den großen Bronzegüssen sei das interessante Adlerpult der Pfarrkirche zu Erkelenz aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts erwähnt, dann der monumentale Barock-Silberaltar der Pfarrkirche St. Michael zu Aachen. In der Abteilung der Paramente sind neben der bekannten Burgunderkasel der Pfarrkirche zu Erkelenz noch hervorragende Chormäntel und Kaseln ausgestellt. Von Holzschnitzereien ist ein Flandrischer Altar aus der Kirche zu Elmpt zu erwähnen, ferner einige Hauptwerke der Sammlung Moest, die bekanntlich durch Direktor Dr. Schweitzer kürzlich für das Aachener Museum erworben ist. Darunter die Figur des Mohrenkönigs aus einer süddeutschen Königsanbetung, die heilige Elisabeth in der Art des Veit Stoß, eine gut bewegte Heiligenfigur der Schule von Calcur u. a. m.

Die moderne Kunst gliedert sich in zwei räumlich getrennte Teile, deren einer vorwiegend dem heutigen Aachener kirchlichen Kunsthandwerk und verwandten Schöpfungen aus Düsseldorf, Kevelaer usw. vorbehalten ist und teilweise einen mehr retrospektiven Charakter hat. Die Haupträume sind der modernen kirchlichen Kunst gewidmet. Neben den bekannten Arbeiten der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst zu München sehen wir zwei monumentale Entwürfe von Thorn Pricker, eine kleine Gruppe von Werken des Berliner Melchior Lechter, einen hl. Georg von Lederer, vortreffliche Studien Eduard von Gebhardts, dekorative Gemälde von Maurice Denis aus der Kirche zu Vezinet, Arbeiten von Toorop, Minen und Molkenboer. Von Architekten seien Joseph Cuypers, Bentley, Schilling und Gräbner, Peter Behrens, Fritz Schumacher, Pützer u. a. erwähnt. Eine große Zahl von Arbeiten von Wilson, Richmond, Ashbee, werden noch erwartet, so daß die englische Abteilung wohl die glänzendste wird. Besonders beachtenswert ist neben der Sonderausstellung des Bildhauers Moest diejenige der Beuroner-Schule, die nicht nur bekannte ältere Entwürfe und Kartons, sondern auch vorzügliche neue kirchliche Geräte und Stickereien darbietet. Ihren Raum hat Pater Willibrord höchst stimmungsvoll in Weiß und Gold gehalten. In der großen Galerie haben die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule des Professors Behrens und die Crefelder unter Leitung von Direktor Wolbrandt in Sonderräumen ihr Können auf dem Gebiete kirchlicher Kunst gezeigt.

## VERSCHIEDENES.

Das Winterhalbjahr an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule Elberfeld, Fachabteilung mit Lehrwerkstätten für Buchausstattung und Buchbinderei, beginnt am 30. September d. J.; Anmeldungen zur Teilnahme werden baldmöglichst erbeten.

Zwei neue Kataloge von Gebrüder Brehmer, Leipzig-Plagwitz. Wer hätte vor 30 Jahren gedacht, daß man Falz- und Heftmaschinen in solchen Mengen und in so vielseitiger Weise produzieren könnte. Wie sind die ersten Maschinen dieser Art angestaunt und bewundert worden, und heute könnte man fast sagen: Wie kann es nur einen Menschen geben, der nicht mit der Maschine falzt und heftet!

Es liegen uns von der Firma Gebr. Brehmer gleich zwei neue Kataloge vor, da jede Gattung der Maschinen, für Heftung und für das Falzen, in gesonderter Weise katalogisiert ist. Wie werden doch heute solche Kataloge, die in bezug auf Druck und Illustration ohne jede Rücksicht auf die Kosten hergestellt werden, mit einer früher nie gekannten Sorgfalt hergerichtet. Welche Aufmerksamkeit wird einer guten und verständlichen Wiedergabe gewidmet.

Die Brehmerschen Kataloge entsprechen diesen weitgehenden Ansprüchen vollauf, aber noch anregender ist der Inhalt für die Interessenten, und deren sind heute nicht wenige. Dem Kataloge für Falzmaschinen ist eine Übersichtstafel der Walzenlagen beigefügt, wie auch bei jeder einzelnen Maschine gleich eine entsprechende Detailzeichnung vorhanden ist. Es dürfte wenige Maschinenfabriken geben, welche nur einen kleinen Kreis von besten Spezialmaschinen pflegen und dabei so stetig und zielbewußt vorgehen wie die Firma Gebr. Brehmer, welche einen Ruf hat, nur beste Ware auf den Markt zu bringen.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang Oktober 1907 Heft 7.



Einband aus dem XV. Jahrhundert.

## ELSASS-LOTHRINGISCHE EINBAND-AUSSTELLUNG.

Die Buchausstellungen in Frankfurt und in Wien haben die Einleitung gegeben zu dem großen Interesse, welches man heute in den Kreisen aller Gebildeten dem Buche und dem Bucheinbande entgegenbringt. Noch nie ist in Deutschland der Anteil des deutschen bücherliebhabenden Publikums so angeregt gewesen, wie in den letzten Jahren. Was war für eine geringe Anzahl von Leuten vorhanden, welche sich um das Wohl und Wehe ihrer eigenen Literaturschätze kümmerte, als im Jahre 1882 Prof. Luthmer in Frankfurt, der gerade erst zum Direktor des Museums und zum Leiter der Kunstgewerbeschule ernannt war, die allererste Buchkunstausstellung einrichtete. Es war eine Handvoll Bücher, die damals zur Ausstellung kamen, und eigentlich nur Buchbinder, die ihre Einbände ausstellten. Wer hatte denn überhaupt Interesse an den Einbänden? Wen interessierten denn alte Einbände? Kein Mensch kümmerte sich darum, und Majoli, Grolier und Le Gascon – von den sächsischen Meistern gar nicht zu reden – waren unbekannte Größen oder doch nur einigen Wenigen bekannt, am meisten noch den wenigen Buchbindern, welche sich für die Geschichte ihres Faches begeistert hatten; an den Fingern konnte man sie herzählen.

Wir mußten erst die französischen Schriften, besonders die Gazette des beaux arts, den Guillaume Libri und Brunet – um nur einige zu nennen – in die Hände bekommen, um Kunde von der Kunstfertigkeit französischer und englischer Meister zu erlangen.

Das waren damals aber auch die einzigen Quellen, aus denen man schöpfen konnte, und das einzige deutsche Werk des alten Sammlers Lempertz in Köln, das allerdings hervorragend instruktiv, war nur ganz Wenigen bekannt oder zugänglich.

Dann kam Stockbauer mit seinem vorzüglichen Werke und gleich danach Zimmermann, der damals Bibliothekar an der kgl. Bibliotkek in Dresden war. Nun erst wurde es allmählich auch in den Kreisen der Sammler, der Museumsdirektoren und einiger Liebhaber lebendig und man sorgte, daß man »Bücher ins Haus« bekam. Dr. Franz Bock, einer unserer tätigsten und am meisten unterrichteten Sammler und Kunstkenner, hatte große Sammlungen für das Düsseldorfer Museum zusammengebracht, und es war ein hoch anzuschlagendes Verdienst Direktors Frauberger, daß er es verstanden hatte, den Sammeleifer des genannten, nunmehr verstorbenen Dr. Bock in die rechten Wege zu leiten. Aber gleichzeitig kaufte man in Krefeld für die neu entstehende Sammlung, in Hannover für das Kestner-Museum, in Frankfurt ebenfalls, und wenn auch in Krefeld die Bücher heute unter der Überschätzung der Moderne leiden, in verborgenen Kisten ein beschauliches Leben führen und niemandem zugäng-



Spätgotischer Band mit getriebenen Kupferbeschlägen.

lich sind, weil dort die »Moderne« allein Triumphe feiert, und wenn ferner auch im Kestner-Museum die alten Kostbarkeiten ebenfalls in Schränken unsichtbar verschlossen sind und man ihnen keinen Wert beilegt, so sind dagegen doch in einzelnen Bibliotheken, so der Universitätsbibliothek in Bonn, in der Stadtbibliothek in Breslau, in der kgl. Bibliothek in Dresden die Kostbarkeiten, welche in bezug auf den Einband vorhanden sind, in besonderen Vitrinen untergebracht und jedem zugänglich, der ein Interesse daran hat, während in der Bibliothek zu Kassel die große Reihe der prächtigen Kunstbände aus Kurfürstlicher Zeit besonders gehegt und gepflegt werden.

Bis dahin hatte eigentlich das regste Interesse nur in Buchbinderkreisen vorgewaltet, und die »Monatsschrift für Buchbinderei« war lange Zeit die einzige Stelle gewesen, die gute Abbildungen alter Bände und die entsprechenden Erläuterungen dazu brachte; sie waren hier etwas eingehender als sonst üblich, weil sie vom Fachmanne ausgingen, der auf Grund der Entwickelung der Technik auf viele kleine, ebenso unscheinbare als zuverlässige Zeichen achtend, die Feststellung und Klassifikation viel sicherer in der Hand hält, als es auf anderem Wege möglich ist.

Unser »Archiv«, das von vornherein bestimmt ist, dem Kunstgewerbe und Buchhandwerk unserer Zeit zu dienen, hat bisher in den 6 Jahren seines Bestehens selten Gelegenheit genommen, auch die älteren Arbeiten einer Behandlung zu unterziehen. War doch die von Fedor v. Zobeltitz so vorzüglich geleitete Zeitschrift für Bücherfreunde der Platz, wo das Historische eine gute Stelle fand, und in neuester Zeit doch auch in der hervorragenden Arbeit von Prof. Dr. Loubier endlich einmal alles versammelt, was über den historischen Einband bekannt und weniger bekannt ist. Es konnte unser »Archiv«, dessen Leser im allgemeinen Neues und Neuestes, lieber den Stil von übermorgen als von vorgestern genießen wollen, deshalb auch einmal nach dieser Richtung hin ruhig zurückstehen, trotzdem der Schriftleiter mit besonderer Achtung noch heute auf unsere alten Meister zeigt, wie zu der Zeit, da er die eingegangene »Monatsschrift« herausgab.

Neuerdings ist die »Einbandkunst« zu einem integrierenden Gliede der »Buchkunst« geworden; welche großen Mittel man heute an die Ausgestaltung des inneren Buches, an Satz, Druck und Buchschmuck wendet, das weiß selbst der weniger Gebildete, und es soll doch gewiß noch besser werden.

Aber alles dieses haben wir doch nur auf Grund des Verflossenen erringen und erzwingen können; die kleine Gruppe der Neuerer, welche Vergangenes bedingungslos verwirft, wenn man daraus nicht heimlicherweise einen neuen »persönlichen« Stil entnehmen kann, würde kaum Gelegenheit haben, kleine Vignetten zu zeichnen, die dann der Verleger auf einer ganzen Oktavseite als eine weltbewegende Tat preist, wenn nicht in unseren Sammlungen ein Schatz von Geistes- und Künstlerarbeit aufgehäuft wäre, der noch lange nicht zu erschöpfen sein wird.

Daß man dies neuerdings anerkennt, darauf deuten doch auch noch andere Zeichen; man denke nur an die verschiedenen Buchkunst-

ausſtellungen, unter denen doch für die Neueſten die Ausſtellung in Darmſtadt auf der Mathildenhöhe, die große Ausſtellung von Holzſchnitten und Entwürfen im Düſſeldorfer Muſeum, ſowie die Ausſtellung alter Druckwerke von Frau Guido Schöller in Düren, die geradezu einen Erfolg bedeutete, genannt werden, um nur einige heranzuziehen. Welche Schätze liegen heute im Germaniſchen Muſeum in Nürnberg zutage.

Öſterreich iſt bereits mit zwei großen Ausſtellungen vorangegangen, in Prag und in Wien, und Prag hat eine ganz bedeutende Publikation über die beſten Werke, die vertreten waren, herausgegeben; im übrigen wird für nächſtes Jahr dort abermals eine große Buchausſtellung geplant, und ſollen die Vorbereitungen dazu bereits im Gange ſein; neuerdings hat auch in Kopenhagen eine ſolche Ausſtellung ſtattgefunden.

Und nun kommt Straßburg und bringt ebenfalls eine Ausſtellung von im weſentlichen älteren Einbänden und Druckwerken und — wie von vornherein geſagt werden ſoll — von Koſtbarkeiten erſten Ranges. Wie wir hoffen und wünſchen, wird dieſes Heft bei Eröffnung der Ausſtellung am 6. Oktober bereits aufliegen, wenn auch die Friſt bis dahin ſehr kurz iſt, wenn auch die Arbeit des Miniſterialreferenten für die Kunſtangelegenheiten, Herrn Geheimrats Böhmer, im Verein mit den Herren des Komitees, insbeſondere den Muſeumsbeamten, eine nahezu ungeheure iſt.

* * *

Heute morgen war Ihr Berichterſtatter in den zukünftigen Ausſtellungsräumen, im alten Rohanſchen Schloſſe. Wunderbare Räume, die leider bisher in ſchlimmſter Weiſe vernachläſſigt ſind, aber nunmehr von Staat und Stadt einer umfaſſenden ſachverſtändigen Reparatur unterzogen werden ſollen.

Große helle Säle in aller der Pracht, welche ein ſpätes Rokoko aufzuweiſen hat; das Weiß der lackierten großen Flügeltüren iſt getrübt, die Decken durch große Schraubenköpfe, die von obenher durchgetrieben ſind, um Tragbalken zu befeſtigen, verunſtaltet. Freilich, ein Bibliotheksdirektor, der die ſchönſten Einbände von den Büchern reißen ließ, um einige Mark dafür



Kalblederband mit Eichelmotiv, Stockdruck.

für die Bibliothek mehr zu erlangen, machte auch keinen Halt vor ſolcher Pracht. — Wenigſtens ſind aber ſo die Einbanddecken noch dem Muſeum erhalten geblieben.

Trotzdem die Räume groß und hell ſind, wird es Mühe koſten, alle dieſe ſchönen Sachen unterzubringen; über 1500 Stück ſind bereits vorhanden, aber noch ſind Sendungen voll unterwegs, darunter eine, deren Wert mit — ſoviel uns erinnerlich — über einhunderttauſend Mark verſichert iſt. Die Stadt Metz, Colmar, Schlettſtadt, Bern ſind unter anderen neben Straßburg ſelbſt vertreten; außerdem eine Reihe von Leihgaben aus Privatbeſitz von Prof. Curtius, einige Arbeiten vom älteren Zaehnsdorf fielen uns gerade in die Hand.

Erfreulich iſt, daß aus den Kreiſen der beſitzenden altelſäſſiſchen Familien wahre Schätze älterer und neuerer Werke franzöſiſcher Meiſter mit zur Ausſtellung kommen konnten.

Dr. Forrer bringt einiges aus ſeiner Sammlung von Seltenheiten, darunter den älteſten be-

kannten Einband, ein römisches Diptychon nebst der alten Siegelkapsel und den Wachsinschriften. Die Gruppe, die dicht an Padeloupe anschließt wie dieser selbst sind vertreten, Majoli- und Grolierrichtung, Le Gascon, Simier, Dérome, alles das kam uns heute nur so nebenbei in die Hand, ohne daß wir Zeit fanden, es eingehend anzusehen, denn gerade zeigt uns Herr Direktor Polaczek einige kostbare Silberbände, und der Einband eines Korans in Kupfer getrieben mit Lackemail zieht die Aufmerksamkeit nach anderer Seite.

Alte Zierschnitte sind beinahe in Serien zu registrieren, so zahlreich sind sie, und noch jetzt ist sich Ihr Berichterstatter nicht klar, wie er nach und nach dieses ungeahnte Material bewältigen wird, um es den Lesern des »Archiv« in entsprechender Weise zur Ansicht zu bringen.

Noch ist alles geschichtet, zum Teil nur gesichtet; doch unter der Hand der rastlos arbeitenden Beamten wird bald Ordnung in die Massen kommen.

* * *

Ich habe die Einbandphotographien der alten Städte Metz und Straßburg zuerst erlangt; sie scheinen für die Ausstellung mit am wichtigsten, weil sie reichlich Ergänzungen des bekannten Materials und viele Parallelen bringen. Wir fühlen die Verpflichtung, einmal gründlich nachzuholen, was wir auf historischem Gebiete versäumt haben, und was wir unsern Lesern, die nach dieser Richtung hin Ansprüche zu erheben haben, bisher schuldig geblieben sind.

Da liegt von Metz als scheinbar ältester Band ein altes Rituale auf Pergament geschrieben vor mit kräftigen Kupferbeschlägen. Wir zeigen das Buch mit den Schnittseiten, um die Anordnung der Kirschknöpfe wiederzugeben, welche am Ober- und Vorderschnitte als Signa eingeflochten sind; der Einband datiert aus dem XV. Jahrhundert. Derselben Zeit angehörend ist ein großer Band mit getriebenen Beschlägen, die den Doppeladler zeigen, als Mittelfeld die bekannte Stempelmusterung, die aus der Raute hervorging und den Übergang von der Gotik zur Renaissance kennzeichnet. Das Ornament ist Blinddruck auf Schweinsleder, die Klausuren deuten schon auf ein im Handel erschienenes Erzeugnis. Titel: Balbus de J. Summa



Italienischer Einband, Richtung Majoli.

quae vocat. Einen sehr gut erhaltenen und scharf geprägten Kalblederband, der früher wenig bekannt, heute eine Richtung bedeutet, zeigt der Band mit dem Eichelmotiv, das zuerst von Lempertz publiziert, dort den Namen Hans v. Collen trägt. Parallelen dazu sind an den verschiedensten Orten, u. a. im Düsseldorfer Museum.

Ganz ausgesprochenen Majoli-Charakter und mit Anlehnung an ähnliche, besonders in der Teilung des Bandwerkes, hat der folgende Band Ludowicus Caelius Rhodiginus; er ähnelt ganz dem in der Bonner Universitätsbibliothek vorhandenen, mit dem Namen des Majoli bezeichneten Exemplar. Auch von Ludwig XIII. ist ein sehr schöner Band mit Streumuster (L mit der Krone abwechselnd mit der bourbonischen Lilie) mit dem Wappen des Besitzers vom Jahre 1624.

Wahrscheinlich pfälzische Arbeit ist der Kartuschendruck in der Mitte nebst Rollendruck im Rande von 1605.

Für Franz v. Lothringen ist einer der so reichen Bände aus der Dentelle- und Eventailzeit in sehr guter Ausführung.

Damit beschließen wir hier einstweilen die Reihe der Metzer Bände. Sehr viel mehr schöne Arbeiten sind noch vorhanden, doch ist es einstweilen nicht möglich, alles nebeneinander zu haben, bis ein Einreihen in die Vitrinen, Schränke oder in anderer Weise stattgefunden hat.

Wir wenden uns den Straßburger Bänden zu und beginnen auch hier mit den ältesten. Daß bei einer solchen, im wesentlichen retrospektiven Ausstellung die neuen und neuesten Ereignisse unserer Buchkunst abweichend von der letzten Frankfurter Ausstellung in den Hintergrund treten und nur soweit erscheinen, als sie zur Darstellung der historischen Entwickelung, als Vertreter einer bestimmten Zeit oder einer bestimmten Richtung erforderlich sind, wird man begreiflich finden.

Einen so frühen Band, wie wir unter der Metzer Kollektion zeigten, bringen wir von den Straßburgern nicht, sondern beginnen gleich mit der Zeit des Majoli. Es ist die Richtung seines Buchbinders, aber nicht seine geschickte Hand; leider wissen wir immer noch nicht, wer alle die schönen Arbeiten auf der Grenze des cinquecento geschaffen hat, die sich in den Händen der italienischen und französischen Notabeln jener Zeit befanden. Obgleich wir heute doch nur die Reste sammeln, sind es doch schon eine ganz erkleckliche Anzahl und immer finden sich wieder noch neue. Welch fleißiger und begehrter Meister muß doch dieser Mann gewesen sein!

Unser vorliegender Band vom Jahre 1560 ist nicht von seiner Hand, aber es muß einer aus seiner Schule gewesen sein, der ihn machte; es ist ein Julius Caesar, und abweichend von den ersten Majoli-Bänden ist der ganze Grund auspunktiert, um das Bandwerk mit dem Ornament herauszuheben. Der Band ist A. M. P. gezeichnet und trägt hinten die Jahreszahl des Einbandes.

Sehr schön ist eine Decke, mit echten Grolierstempeln hergestellt, jedoch nicht gezeichnet; das Wappen in der Mitte, ein Löwe mit blauem Bande um den Hals, ist etwas später eingemalt. Die Ornamente selbst waren zum Teil mit Lackfarben ausgemalt, von denen noch Reste vorhanden sind. Irrtümlich sind einige Bände beim Photographieren auf den Kopf gestellt und geben vollen Eindruck erst, wenn man sie umkehrt, was auch bei diesem Bande der Fall ist.

Eine ebenfalls sehr schöne Decke mit dem Porträt und Umschrift: Henricus II Galliarum rex invictissimus trägt die bekannten Lilien als Streumuster und auf dem Rücken eine charakteristische Zusammenstellung aus zwei Stempeln, welche zusammen eine Kartusche ergeben, die fast an moderne Arbeit erinnert.

Ein Straßburgisches Evangelienbüchlein, getriebenes Silber auf schwarzem Sammt, zeigt das volle Können und die Pracht des Überganges zum Barockstyl; der Band ist nur ein Exemplar aus den vielen Silberbänden der Straßburger Sammlung. Leider ist ein Goldschmiedezeichen daran bis jetzt nicht aufgefunden, wenigstens äußerlich nicht sichtbar. Wir behalten uns vor, von den anderen Silberbänden noch einige zu bringen.

Ein ganz eigenartiger Vertreter der Rollendruckbände ist der Band des P. Royzius, ein Band der von dem Buchbinder-Buchhändler auf einer der Messen, auf denen die Leute



Einband für Ludwig XIII.



Kalblederband vom Jahre 1604, wahrscheinlich pfälzisch.

herumzogen, erstanden und erst später mit dem Eigentumszeichen versehen wurde, unter dem man im Bilde — viel weniger am Originale — die ursprüngliche Anordnung des Mittelfeldes mit eingesetzten kleinen Ecken erkennen kann. Merkwürdig ist, daß die Rolle die vier Evangelisten zeigt, jeder mit seinem Namen bezeichnet, aber die alten Herren tragen ganz unverkennbar die Kleidung der streitbaren Reformationskämpfer jener Zeit; soviel erkennbar ist Luther als Lucas, Melanchthon als Marcus, Friedr. d. Weise als Matthäus und Hutten als Johannes dargestellt. Die Bilderrolle trägt bei Marcus die Jahreszahl 1540.

Auch das Ammeister-Büchlin, das dem Hans Hammerer, Alt-Amtmeister zugehörte, ist nur noch in der Decke und trägt auf Hammelspergament Schwarzdruck, mitten eine charakteristische Kartusche, Eckstücken und eine Stempelumrandung, wie sie der jetzt in München-Schleißheim ansässige Düsseldorfer Hupp bei seinen Kalenderserien mit Vorliebe noch anwandte.

Ein scheinbar Cölnischer Band ist der nächste mit ausgemaltem Mittelfelde, sehr schönen Ecken und Mittelkartusche in Hochrenaissance. Leider hat der Buchkünstler mit dieser vornehmen Verzierung nicht genug gehabt, sondern noch das viereckige Mittelfeld mit Stempeln der Übergangszeit zum Barock verunstaltet. Es macht ganz den Eindruck, als wäre diese Ergänzung später eingesetzt, denn auch der Golddruck ist mangelhafter. Den sehr schönen Schnitt geben wir ebenfalls wieder.

Auf einem handgeschriebenen Gebetbuche ist die ganze Pracht der Fächerdekoration, der Eventails, gezeigt zwischen den geistreich angeordneten Bandornamenten, die sich aus der Kartusche in Mitte des 17. Jahrhunderts so glücklich zurückentwickelt hatten; die frühitalischen Majoli- und Grolier-Bände zeigen die ähnliche Anordnung vor der Entwickelung der Kartusche.

Ähnlich in der Anordnung ist Luthers Bibel, aber mit einer bisher nicht bekannten Gruppierung von Pointillékreisen im Rande. Beide Bände sind Arbeiten aus der Gegend von Straßburg oder Heidelberg, wo diese Richtung scheinbar besonders gepflegt wurde.

Auch von den Emailbänden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Richtung der »Großen Blume«, die ums Jahr 1660 so gangbar war und in dieser Form mit Vorliebe für Brautgeschenke verwandt wurde, bringen wir einen Band — mehrere sind vorhanden —. Die Bände sind auf jetzt gelb gewordenes Pergament recht tief gedruckt und mit Lackfarben dick ausgemalt. Sie bilden ein ganz ausgesprochenes Seitenstück zu den Bauernmöbeln und der Bauernmajolika. Wunderbarerweise finden sich dieselben Stempel niemals in anderer Weise verwandt. — Sollte es nicht vielleicht die Handelsware eines Spezialisten gewesen sein? Hunderte von diesen Bänden — fast immer protestantische Gebetbücher oder Katechismen, meist mit einem rot ausgemaltem Herz auf der Vorderseite, sind heute bekannt.

Die Arbeit deutet auf Colmar oder Straßburg. Einen Band aus derselben Zeit, mit dem charakteristischen lang gezogenen Vierpaß mit Pointillés, deren Blattformen mit einer Silberpaste ausgefüllt sind, zeigt unser nächster Band vom Jahre 1701; er entstammt dem Hohenlohe-Museum und ist ein in Pergament gebundener Folioband.

Zum Schluß dieser Gruppe noch einer der besten Bände späterer französischer Zeit, einen Band von Simier: Voyage de Néarque. Er zeigt in den Formen bereits das Néogreque und die tadellose Technik, von der wir Deutschen so vieles gelernt haben, und die selbst heute von vielen noch nicht erreicht ist. –

Schließlich sei bemerkt, daß über die ganze Ausstellung im Verlage des »Archiv für Buchbinderei« eine Sonderpublikation erscheinen und in eingehendster Weise alles behandeln und bildlich vorführen wird, was als interessant und neu zu erachten ist. Es ist so vieles bisher nicht Bekanntes auf allen Gebieten vorhanden – auch von modernen Arbeiten –, daß eine solche Sonderpublikation außerhalb des Archiv als ein Bedürfnis erscheint. – Nachdem Prof. Löbler mit seiner vorzüglichen Arbeit einmal alles Bekannte und Erreichbare in so glücklicher Weise zusammengestellt hat, muß jede Gelegenheit ergriffen werden, um neu Auftauchendes als weitere Bausteine für eine Geschichte der Einbandkunst zusammen zu tragen.

Es bedarf kaum der Mitteilung, daß unser Archiv selbst weitere Abhandlungen und bildliche Vorführungen über denselben Gegenstand noch bringen wird.



Einband für Franz v. Lothringen, mit Eventail-Stempeln.

## DIE ÜBERSETZUNG VON COCKERELLS BUCH: »DER BUCHEINBAND«.

Verlag von Herm. Seemann Nchflg., Leipzig.

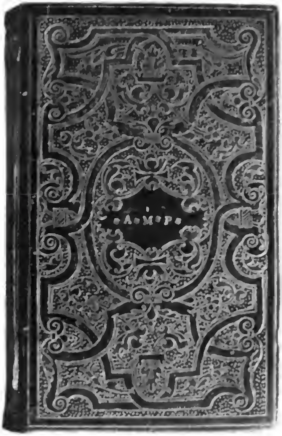
Ein kritischer Kommentar an der Hand der englischen Originalausgabe.

Von P. KERSTEN.

Es ist ein Verdienst von Douglas Cockerell, dem englischen Kunstbuchbinder, Schüler von Cobden Sanderson, dieses ganz vortreffliche Werk geschaffen zu haben, es ist ein weiteres Verdienst des Verlages, die Übersetzung dieses Buch ins Deutsche veranlaßt zu haben, aber um so bedauerlicher ist es, daß die Übersetzung des Buches eine so außerordentlich schlechte ist. Sie ist stellenweise ganz unverständlich, irreführend und falsch; auch ist die Überwachung des Korrektors der Druckerei seitens des Übersetzers eine ganz lässige gewesen, sonst könnten nicht eine ganze Anzahl der Klischees verkehrt oder gar auf dem Kopfe stehen, wie ich weiter unten anführen werde.

Eine Unmenge von Laienausdrücken statt Fachausdrücken machen sich breit. Ein Hauptmangel ist das Weglassen des Glossariums und des Index, die in der englischen Originalausgabe vorhanden, bei der deutschen Übersetzung aber weggelassen wurden, und beide sind wirklich sehr notwendig, auch für den deutschen Leser.

Ein weiterer Fehler ist die Angabe der englischen Maßeinheiten Zoll und Fahrenheit, was sollen denn in einem deutschen Buche



Einband vom Jahre 1560, Majoli-Richtung.



Einband mit Stempeln des Buchbinders, der für Grolier band. Wappen später eingemalt, z. T. mit Lack ausgemalt.



Einband für Heinrich II., mit Porträt des Besitzers.

diese vielfach angegebenen englischen Zoll, es wäre doch eine geringe Mühe gewesen, dafür cm und Celsius zu berechnen.

Auch die Angabe der Bogensignaturen nach Buchstaben statt nach Ziffern, wie es in Deutschland Sitte ist, wäre zu rügen.

In folgendem will ich versuchen, wenigstens die gröbsten Fehler der Übersetzung zu verbessern:

Seite 13 Zeile 5 von oben ist übersetzt: »welche die Spannung des vom Brette genommenen Buches usw.«, heißen müßte es: »des aus dem Bücherregal oder vom Bücherbrette genommenen Buches usw.«



Straßburger Evangelienbüchlein, getriebenes Silber auf schwarzem Sammt. (Im Besitze des Pfarrers Nandreß zu Brumat.)

Seite 38 Zeile 1 ist übersetzt: »daß Kopf und Schwanz angeschnitten sind«, heißen müßte es: »eingeschnitten«. Im englischen Original lautet der ganze Satz: In cased books, sewn by machinery, the head and tail of the sheets will often be found to be split up as far as the »kettle« stitches. Also to split heißt wörtlich übersetzt: gespalten; gemeint ist, daß die Bogen am Kopf und Schwanze gespalten sind, was durch das Schlitzmesser der Fadenheftmaschine geschieht, die oben und unten die Bogen behufs Führung des Heftfadens bis zum Fitzbund einschneidet, wie zu übersetzen gewesen wäre. Auf derselben Seite Zeile 16 ist übersetzt: »Leinwandbuchbinder« statt »Fabrikbuchbinder«.

Seite 41 unter Überschrift: Herausklopfen des Falzes, Zeile 5 ist übersetzt: »Ausschlageisen« (!), nun, unter Ausschlageisen verstehen wir ein Werkzeug zur Schaffung von Löchern meist runder oder halbrunder Form. Cockerell meint aber eine »Eisenplatte«, die als feste Unterlage beim Klopfen dienen soll; im Original steht: »Knocking-down iron«, ein Ausschlageisen aber heißt im Englischen: »puncheon«.

Auf Seite 42 sind die Figurnummern bei den beiden Abbildungen verwechselt, statt Fig. 8 muß stehen Fig. 9 und bei der zweiten statt Fig. 9 Fig. 8.

Seite 51 Zeile 3 ist übersetzt: Es (das Papier) wird dann in die Presse geklemmt statt es wird eingepreßt.



Kalbleder mit Rollendruck, die vier Evangelisten im Kleide der Vorkämpfer der Reformation. Das Eigentumszeichen ist später aufgedruckt.

Seite 59 Zeile 16 ist übersetzt: und trocknet es vor dem Feuer statt an dem Feuer.

Seite 62 Zeile 3 ist übersetzt: »weiche Seife«, gemeint ist »Schmierseife«.

Seite 65 Zeile 3 ist übersetzt: Glasplatten, deren Ecken und Kanten abgerieben sind, es soll heißen: abgerundet oder abgeschliffen.

Seite 66 Zeile 2 ist übersetzt: Die moderne und weit weniger wirksame Praxis ist, die ersten und letzten Lagen zu »überziehen«. Dieser Satz ist nun ganz unverständlich übersetzt. Es müßte heißen: »Die moderne und weit weniger gute Praxis ist, das Vorsatz an die erste und letzte Lage anzukleben und umzubrechen.« Ebenfalls auf Seite 66 Zeile 7 von unten ist übersetzt: »Wenn das Buch ‚angeschmiert' wird«, es soll heißen »angepappt« wird.

Seite 69 Zeile 3 ist übersetzt: wenn es (das Pergament) sich zusammenzieht, zieht es an den Deckeln des Buches, es soll heißen: »zieht es die Deckel des Buches krumm«. Selbe Seite Zeile 14 von unten ist übersetzt: der Klebstoff des Goldschnittes statt »Schnitteiweiß«.

Seite 70, bei dem Abschnitt »Lederfälze«, Zeile 3 ist übersetzt: Lederfälze sind Stücke dünnen Leders, die benutzt werden, die Fälze auf der inneren Seite zu bedecken, es muß heißen: auf der inneren Seite der Deckel zu bedecken.

Seite 75 in Kapitel VI ist ein ganzes Konglomerat von Unverständlichkeiten und schlechtem Satzbau. Die meisten deutschen Buchbinder werden dem ganzen folgenden Abschnitt auf dieser Seite, der bis auf Seite 76 übergreift, überhaupt verständnislos gegenüberstehen, es bleibt mir nichts anderes übrig, als den ganzen Abschnitt in der Übersetzung hier anzuführen und dann denselben verbessert folgen zu lassen. Der Übersetzer schreibt:

»Wiegendrucke und Manuskripte dürfen auf keinen Fall (?) überhaupt beschnitten werden, und wertvolle moderne Bücher sollten nur ganz leicht beschnitten und vor dem Heften vergoldet werden. Aber bei Nachschlagebüchern, die eines guten Einbandes bedürfen, da sie viel benutzt werden, ist das Beschneiden in den Deckeln besser, da die dadurch erzielte weiche Schnittfläche das Blättern erleichtert. (—) Wenn die Ränder unbeschnitten bleiben oder in den Deckeln mit dem Hobel beschnitten werden, ist das Buch zum »Vorzeichnen« (?) fertig, sobald es aus der Presse (?) kommt; soll es aber vor dem Heften vergoldet (?) werden, so muß man es erst beschneiden.«



Pergamentband mit Schwarzdruck.

Dieser Abschnitt muß lauten: Wiegendrucke und Manuskripte dürfen überhaupt nicht beschnitten werden und wertvolle moderne Bücher sollten nur ganz wenig beschnitten und vor dem Heften mit Goldschnitt versehen werden. Aber bei Nachschlagebüchern, die eines guten Einbandes bedürfen, da sie viel benutzt werden, ist das Beschneiden nach dem Heften (in den Deckeln) besser, da die dadurch erzielte ebene Schnittfläche das Blättern erleichtert. (—) Wenn die Ränder unbeschnitten blei-



Kalblederband, wahrscheinlich Kölnisch mit später eingedruckten Rollen- und Eckverzierungen.

ben oder nach dem Heften (in den Deckeln) mit dem Hobel beschnitten werden, ist das Buch zur Einteilung für die Heftbünde zum Einsägen fertig, sobald es aus der Stockpresse kommt; soll aber vor dem Heften Goldschnitt daran kommen, so muß man es erst beschneiden. – Hierzu bedarf es für die deutschen Buchbinder noch eines weiteren Kommentars über den Ausdruck »in den Deckeln beschneiden«. Der Engländer, auch der Franzose, setzt bei Büchern, die ringsherum in der Maschine beschnitten werden, die Deckel mit durchzogenen, aber nicht festgeklebten Bünden vor dem Beschneiden gleich nach dem Abpressen an und beschneidet dann erst, und zwar erst unten, nachdem er die Deckel um die doppelte Kantenbreite nach oben geschoben hat, dann oben, nachdem er den Deckel in gleicher Art nach unten geschoben hat, dann schlägt er beide Deckel nach hinten, zieht sich am Ober- und Unterschnitt, an der Stelle, wo der Vorderschnitt erfolgen soll, Bleistiftlinien, genau im Winkel, legt hinten und vorn eine Beschneidspalte an, die vordere muß ganz gerade sein und genau an der Stelle aufliegen, wo das Messer auftreffen wird. Er hält dann mit beiden Händen die Spalten fest, drückt das Buch mit dem Rücken, indem er es hin und her wiegt, auf den Tisch unter Beobachtung der am Ober- und Unterschnitt gezogenen Bleistiftlinien, die jetzt die nötige Rundung anzeichnen. Ist die Rundung an beiden Seiten gleichmäßig, wird das Buch in die Maschine respektiv in die wagerecht liegende Beschneidpresse gesetzt und das Buch beschnitten. Diese Beschneideart wird französisch »tranche bercé« = gewiegter (von bercer = wiegen) Schnitt genannt. Es ist eine ziemlich umständliche Art des Beschneidens und nicht nachzuempfehlen.



Schnitt zu nebenstehendem Bande.

Seite 78 Zeile 3 ist übersetzt: müssen die unaufgeschnittenen Blätter noch mit dem Falzbein geöffnet werden, es soll heißen: »aufgeschnitten« werden.

Seite 82 Zeile 10 muß es heißen: Dieser (der Fitzbund) kann leicht eingesägt werden. Auf derselben Seite Zeile 14 muß es heißen: auf doppelte Bindfaden.

Seite 85 Zeile 12 ist übersetzt: Wenn die Heftlade fertig ist, die Stricke gespannt und ausgeglichen –, es soll heißen: Wenn die Heftlade bereit ist, die Bindfaden gespannt und gerichtet sind —.

Seite 94 Zeile 4 von unten muß es statt »Überlegung« »Erfahrung« heißen, im Original steht: experience, was mit Erfahrung zu übersetzen ist, Überlegung heißt: consideration.

Seite 96 steht das Klischee direkt auf dem Kopf.

Seite 100 Zeile 2 von unten muß es statt »verknüpft« »verbunden« heißen, man kann wohl den Deckel mit dem Buche verbinden, aber nicht verknüpfen.

Seite 105 ist das Klischee wiederum verkehrt, auf den Kopf gestellt.

Auf Seite 106 findet sich das Merkwürdigste der ganzen Übersetzung, Zeile 15 und 16 liest man: Der von der Schraube und dem Griff gehaltene »Pflug«, es soll natürlich Hobel heißen.

Seite 112 ist das Klischee verkehrt gestellt.

Seite 115 neuer Abschnitt Zeile 4 muß es statt Zinnblech »Weißblech« heißen, Zeile 10 ist übersetzt: Während das Buch in der Presse ist, muß der Rücken mit Kleister eingerieben werden und einige Minuten ziehen. Heißen muß es: Während das Buch in der Presse sitzt, muß der Rücken mit Kleister überfahren werden und einige Minuten weichen. Auf derselben Seite Zeile 6 von unten ist ganz falsch »Stockpresse« übersetzt, im Original steht: Lying press, was nur mit Handpresse (gemeint ist die englische liegende Tischpresse) zu übersetzen ist, Stockpresse heißt Standing press.

Auf Seite 118 ist das Klischee verkehrt gestellt.

Seite 122 Zeile 10 ist übersetzt: — »es sei denn, man wünscht in der Rundung zu vergolden, ein Verfahren, durch welches der tadelnswerte solide (?) metallische Schnitt erzeugt wird«. Es soll heißen: »es sei denn, man will einen Hohlgoldschnitt machen«. Dieses Verfahren, die Anfertigung eines solchen Schnittes ist vom Übersetzer mit tadelnswert solide übersetzt worden, ein Widerspruch, der eins oder das andere ausschließt. Im Original steht: objectionable solide, welch ersteres Wort mit: »nicht einwandfrei« oder besser »zu verwerfende«, letztes Wort aber mit »massiv« zu übersetzen wäre. Cockerell ist kein Freund von zu glänzenden Goldschnitten, in der Übersetzung müßte es also heißen: ein Verfahren, durch welches der zu verwerfende massive, einer Metallfläche ähnelnde Schnitt erzeugt wird.



Handgeschriebenes Gebetbuch aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Seite 129 ist das Klischee Fig. 58 verkehrt gestellt.

Seite 141 Zeile 1 von unten muß es heißen: Die Kopfhauben (gemeint ist das überstehende Lederkapital) müssen geformt werden, nicht »fixiert« werden; im Original steht: must now be set.

Seite 164 Zeile 2 ist übersetzt »Polierer«, es muß heißen: »Glättkolben«, im Original steht »Polisher«, was nur mit Glättkolben zu übersetzen ist.

Seite 165 ist wieder ein Klischee seitlich verkehrt gestellt.

Seite 166 desgleichen. Auf derselben Seite Zeile 8 muß es statt »gekleistert« geklebt heißen. Man klebt das Papiermuster auf das Leder, man sagt nicht man »kleistert« es auf das Leder.

Seite 170 Zeile 4 ist übersetzt: Nachdem das Kleisterwasser eingetrocknet ist, muß das Leder mit Leim gewaschen werden. Im Original steht: to be washed with size, was zu übersetzen ist: muß das Leder mit Eiweiß überfahren (grundiert) werden; size ist Vergoldeiweiß.

Seite 174 Zeile 12 von unten muß es statt »angepreßt« heißen »angedrückt«, beim Goldauftragen drückt man das Gold mit dem Wattebausch fest an, man preßt es aber nicht. Auf derselben Seite ist weiter übersetzt: Nun muß das Muster mit den heißen Stempeln durch das Gold hindurch »nachgearbeitet« werden, es soll heißen »nachgedruckt« werden.

Seite 176 Zeile 4 bis 6 ist übersetzt: worauf man ihn (den Stempel) leicht von rechts nach links und von oben nach unten »rüttelt«, es müßte heißen: »worauf man ihn unter von

allen Seiten erfolgendem Hin- und Herwiegen druckt.

Seite 177 Zeile 11 von unten ist statt »Filete« »Linienrolle« zu übersetzen, wie schon die beigefügte Abbildung Fig. 88 zeigt, der Engländer bezeichnet eine Vergolderolle mit »roll« oder »fillet«, eine »Filete« dagegen mit »pallet«. — Ja, ja, übersetzen ist nicht so leicht, man hätte einen wirklichen Fachmann zu Rate ziehen sollen. — Auf gleicher Seite Zeile 3 von unten ist derselbe Fehler, statt Rolle abkühlen, ist wieder Filete gesetzt.

Auf Seite 178 ist übersetzt: »Nachdem die Filete (es soll wiederum »Rolle« heißen) abgekühlt ist, muß die äußere Kante abgerieben und die Spitze genau mit dem Winkel der zu ziehenden Linien eingerichtet werden.« Es muß aber lauten: »Nachdem die Rolle abgekühlt ist, d. h. die richtige Hitze hat, muß sie blank geputzt und mit der Gehrung genau an den Anfang der zu druckenden, vorgezeichneten Linie angesetzt werden.« In den nun folgenden beiden Sätzen muß es statt Filete immer wieder »Rolle« heißen.



Luthers Bibel, wahrscheinlich Straßburger oder Pfälzer Arbeit.

Seite 184 Zeile 2 könnte es besser »glatte« Oberfläche statt »harte« heißen.

Seite 186 Kapitel XV Zeile 3 bis 5 ist übersetzt: — oder mit Typen, die in einen Rahmen gesetzt und wie Vergoldestempel über den Rücken gearbeitet werden. Dieser Satz ist ganz leichtfertig übersetzt, er muß lauten: »— oder mit Typen, die in einem »Schriftkasten« (im Original steht auch: typeholder) gesetzt und wie eine »Filete« (im Original steht auch pallet = Filete) über den Rücken gedruckt werden.

Seite 193 Zeile 10 von unten muß es statt »Stempel« »Filete« heißen.

Seite 195 ist das Klischee Fig. 98 seitlich verkehrt gestellt.

Seite 215 Zeile 8 muß statt »kleiner Filete« »kleine Rolle« übersetzt werden. Auf derselben Seite Zeile 18 ist wiederum ein Satz, der ganz unverständlich klingt, es ist übersetzt: Man muß daran denken, daß eine Rollen- oder Filetenlinie sehr dünn ist und schwach aussieht, wenn sie ohne Unterstützung sehr weit geht (?). Der Satz wäre folgendermaßen besser: »Man muß bedenken, daß etwas längere, vielleicht über den ganzen Deckel sich ausbreitende, einzelnstehende Linien keinen besonders guten Eindruck machen, wenn sie nicht von anderen, nebenherlaufenden oder sich berührenden Linien unterstützt werden.

Seite 225 Zeile 7 muß es heißen »von hinten« statt vom Rücken.

Seite 229 Zeile 1 bis 3 ist ebenfalls ganz unverständlich, da ein Zwischensatz vollständig fehlt, es ist übersetzt: sie (Bindebänder) sind oft im Wege, wenn das Buch gelesen wird, und da sich kaum jemals jemand die Mühe nimmt, (?) sind sie gewöhnlich zwecklos. Es soll heißen: »sie sind oft im Wege, wenn das Buch gelesen wird, und da sich kaum jemals jemand die Mühe nimmt, sie wieder zuzubinden, sind sie gewöhnlich zwecklos.

Ich bin zu Ende mit meinen Ausführungen, ohne behaupten zu wollen, daß sie erschöpfend sein sollen, und daß nicht noch mehr Fehler in dem Buche vorhanden sind, zu wünschen ist, daß der Verleger bei der zweiten Auflage des Buches darauf Rücksicht nimmt. Wenn

nun der Überſetzer im Vorwort des Buches ſchreibt, er glaubt bejahen zu müſſen, daß die wörtliche Überſetzung die geeignetſte ſei, ſo muß hier ausgeſprochen werden, daß vor allem eine fachmänniſch verſtändnisvolle Überſetzung die Hauptſache iſt, und daß direkt widerſinnige und falſch gebrauchte Überſetzungen überhaupt nicht vorkommen dürfen.

# HANNOVER.

## III.

Laſſen Sie uns heute die Ausſtellung anſehen, die für den Fachmann teils ein Begehren nach dem Beſitz hervorruft, teils eine Quelle des Studiums und des Vergleichens bildet. So mancher iſt von weit hergekommen, um Neues zu ſehen und Notwendiges zu erſtehen; unſer Fachgenoſſe Glingler aus Rom hat allein den Ankauf von vier Maſchinen eingeleitet, und nicht umſonſt werden von den Ausſtellern, beſonders von denen der Maſchinenbranche, die nicht unweſentlichen Koſten aufgewendet worden ſein.

Ehe wir zu den Maſchinen übergehen, wollen wir uns den erhöhten Raum für die Bedarfsartikel und Rohmaterialien anſehen.

Wenn wir unſeren Leſern über das Geſehene einen Bericht erſtatten, ſo wiſſen wir ſehr wohl, daß das eine recht undankbare Aufgabe iſt. Das öde Aufzählen von Materialien befriedigt niemanden: den Leſer nicht, der ſo etwas gern ganz überſchlägt, die Ausſteller nicht, denn die ſind beſtimmt niemals nach Gebühr gelobt worden, trotzdem jeder einzelne die Überzeugung in ſich trägt, daß gerade ausgerechnet er doch am beſten, intereſſanteſten und geſchickteſten ausgeſtellt hat. Am wenigſten iſt der Berichterſtatter ſelbſt befriedigt; er möchte doch gern jedem der Ausſteller ein »Liebeswort« ſagen. Aber das läßt ſich nicht im verſchwiegenen Winkel zuflüſtern, das ſoll coram publico gedruckt als eine Art Dokument erſcheinen. Da ſitzt denn der arme Jammermann da und klügelt aus, wie er wohl den einen loben kann, ohne daß der Nachbar gehörig aufmuckt und zu »Repreſſalien« greift, d. h. ohne daß er dem Verleger das Inſerat abbeſtellt, das ſoeben erſt erneuert worden iſt.

Glücklicherweiſe braucht ein ſolcher Berichterſtatter ſeine »Impreſſionen« nicht auf der Stelle druckfertig zu machen, ſondern er hat daheim in ſeinen vier Pfählen Gelegenheit, ſich alles zu ordnen, zu ſichten und abzuwägen. Da iſt denn die heilloſe Konfuſion ausgeſchaltet, in die man gerät, wenn man mit Papier und Bleiſtift herumgeht und von jedem angerempelt wird: »bitte ſehen Sie dieſes Mikroſkop — 6000malige Vergrößerung — das da iſt feuchtes Mehl — können Sie die Bewegung der Maden ſehen«? — — — Aber liebſter Herr — Sie haben doch ſoeben an meinen Schriften geſtanden, wollten Sie denn nicht meine Liniengarnitur und meine Biedermeiergarnitur und meine — den Schluß höre ich ſchon gar nicht mehr; der Mann, der die Tip-top mit ſelbſttätigem Transporteur vertritt, hat mich am Ärmel gefaßt — s' iſt mein neueſter Braten-



Pergamentband mit Lackmalerei, Colmar oder Straßburg.



Pergamentband aus dem Hohenlohe-Museum mit ausgefärbtem Bandwerk, vom Jahre 1701.

rock, dem er zugehört — und schleppt mich Noblenz-Cobienz zur anderen Ecke, wo ich dann andächtig zusehe, wie Tip-top mit selbsttätigem Transporteur ein angeleimtes Blatt nach dem andern auf die weitesten Entfernungen — des beschränkten Raumes wegen ist's diesmal bei 60 cm geblieben — transportiert und wie Tip-top — Zwerg mit selbsttätigem Transporteur — die allerlei möglichsten, d. h. größten und kleinsten Etiketten anschmiert, und gleichzeitig sehe ich auch, daß Kaiser & König — so heißt nämlich die Tip-top-Firma aus Konsdorf im Bergischen Lande — Schachtelüberziehmaschinen und Einfaßmaschinen ebenfalls herstellt. Eben sehe ich sehnsüchtig nach dem Büfett, denn ich habe einen kannibalischen Hunger, da hat mich schon ein biederer Dresdener gefaßt: »Sind Sie verheiratet?« Jawohl — kräftig — Großvater, von einem prächtigen Jungen — »Nu sähn se, das dacht ich gleich; hier sind meine Möhren- und Kartoffelschäler; und die Büchsenöffner in zwei verschiedenen Ausstattungen — die müssen se extra erwähnen — ich vertrete Estreicher in Dräsden« — die Hannoveraner haben es zu verantworten, daß ich den Mann im Kataloge nicht finden kann. Glücklicherweise steht gerade über den Gang weg der Mann mit den Kleisterpapieren — Thömsgen aus Leipzig. Ich konnte hier wenigstens mich darauf beschränken, zuzuhören — der gute Kollege sagte alles, und die Papiere sprachen für sich selber — Ihr Berichterstatter konnte also schweigen, schreibt aber dafür hierher: famos. — Daneben hatte Valentin Kleisterpapiere ausgestellt, auch sogenannte Japanpapiere; wie diese zu dem Titel kommen, ist bis heute nicht aufgeklärt, und unter dem Papier viel Absonderliches, aber nichts Originelles, keinesfalls in der Kunstbinderei Verwendbares. — Die Abziehpapiere, d. h. Papiere zum Abziehen auf Schnitten, würden ja brauchbar sein, wenn sich der Fabrikant einmal darüber unterrichten wollte, welche Farben für solche Zwecke verwendbar sind. In der angewandten Form sind sie brutal.

Die Genthiner Kartonfabrik hat ihre Öserfolien ausgestellt; die gute Ware ist zu bekannt, als daß noch etwas hinzuzufügen wäre. Als seinerzeit diese Neuerung aufkam, konnte man nicht voraussehen, welchen Umfang die Verwendungsfähigkeit nehmen würde. Jeder Fachmann kennt, liebt sie auch und würde sie lieben in Ewigkeit, wenn sie — — nur etwas billiger wären. (Fortsetzung folgt.)

Verzeichnis der auf der Ausstellung in Hannover gelegentlich des Verbandstages prämiierten Gesellenstücke und Lehrlingsarbeiten.

Vorzüglich: Bruno Scheer-Berlin.

Recht gut: Herm. Gans, Franz Plantz, Georg Stein, Erich Pettelkau, Bruno Schuhmacher, Otto Teglow, Albert Menzel, Franz Jaburek, T. Appel sämtlich Berlin; Artur Fal-



Kalblederband von Simier.

let-Dresden; Walter Hoppe-Duisburg; Willi Peterſen, Thies Wilkens in Flensburg; Th. Koopmann-Hamburg; Karl Heſſe, Friedr. Habenicht, Heinr. Führing, Franz Paſche, Herm. Schindler, Wilh. Führing, Heinr. Wieſe, Julius Hundertmark, Theodor Ebeling, Wilh. Schreyer ſämtlich Hannover; Joh. Ebeling-Hermannsburg.

Gut: Alex Llowinski, Max Klimſchmayer, Karl Riedel, Willi Kruſe, Rudolf Eiſenhuber, Fritz Eckebrecht, Joh. Kutſchke, Fritz Traxel, Joh. Teske ſämtlich Berlin; Joh. F. Zwang, Fr. Junghändel, J. P. Schröter in Dresden; Gg. Goldbach, Theodor Witte in Hamburg; Wilh. Both, Henry Harſtrick, Hans Freisdorf, Rich. Oppermann, Wilh. Howind, Johſ. Hamann, Aug. Schrader, Fritz Lippe, Adolf Korff, Georg Kirk, Herm. Cerſiius ſämtlich Hannover; Guſt. Spree, Werner Braſch.

Genügend: Harry Abel, Henry Wieke, Heinr. Piepho in Hannover.

## VERSCHIEDENES.

Fedor v. Zobeltitz, der gewandte und vielbeleſene Leiter der Zeitſchrift der Bücherfreunde, den wir auch zu unſeren Mitarbeitern zählen dürfen, und der in bezug auf das Innere wie das Äußere des Buches mit zu den beſten Kennern gehört, feierte am 5. Oktober ſeinen 50. Geburtstag. Er iſt im Jahre 1857 auf dem väterlichen Gut Spiegelberg in der Neumark geboren. Im Kadettenkorps erzogen, trat er dann, der Überlieferung ſeiner Familie folgend, in ein Kavallerieregiment ein, bis ihn die Verwaltung der väterlichen Güter zur Landwirtſchaft zurückrief. Wie er ſelbſt ſagt, war ſein agrariſches Intereſſe nicht übermäßig ſtark. Er verpachtete ſein Gut und begab ſich auf Reiſen. Damit erwachte dann ſeine große ſchriftſtelleriſche Begabung. Zunächſt war er jahrelang Chefredakteur der »Illuſtrierten Frauenzeitung«, dann verwertete er als Schriftſteller die reichen Beobachtungen ſeiner Reiſen in einer Reihe feſſelnder Romane, die ihren Schauplatz bald im Orient, in Italien, in den Balkanſtaaten und bald wieder in der märkiſchen Heimat, in der Reichshauptſtadt Berlin haben. Das Weſen aller dieſer Romane iſt die Behandlung der Gegenwart in einer leicht flüſſigen Schreibweiſe, die den Problemen faſt alle Schwere zu nehmen ſcheint. Ein weiteres Kennzeichen des Dichters iſt ſein ſchöner befreiender Humor. An die Ereigniſſe der Zeit hat Zobeltitz mehrfach angeknüpft, ohne je in das unkünſtleriſche Gebiet des Schlüſſelromans zu geraten. Und immer gibt er aus dem reichen Schatz ſeiner Welt- und Menſchenkenntnis eine Fülle feiner Beobachtungen, kleiner luſtiger Züge und menſchlicher Schwächen, vorgetragen von einem freien und heiteren Geiſt, der mit ſeiner ſchönen Vorliebe für des Lebens ganze Fülle über den einzelnen Parteien ſteht. Sein neueſter Roman »Eva, wo biſt Du?« wird gerade an ſeinem fünfzigſten Geburtstage zu erſcheinen beginnen (in dem bekannten Familienblatt »Welt und Haus«). Für uns iſt von Zobeltitz einer der wertvollſten Stützen der Buchkunſt; das Geſchick und die Vielſeitigkeit, mit der er die Zeitſchrift der Bücherfreunde leitete vom erſten Tage an, die Gründlichkeit, mit der er alle die einſchlägigen Fragen zu erledigen und wie er ſeiner Zeitſchrift eine große Vielſeitigkeit zu geben weiß, haben ihm die Anerkennung derer zugewandt, die als Bücherfreunde oder als Buchkünſtler auf irgend einem Gebiete tätig ſind. – Hoffen wir, daß noch recht lange ſeine Kraft dieſer ſegensreichen Tätigkeit erhalten bleiben möge.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düſſeldorf. – Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waiſenhauſes in Halle a. S.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang November 1907 Heft 8.



Schweinslederband mit Riemenverschluß und Schnürung.

## ELSASS-LOTHRINGISCHE EINBAND-AUSSTELLUNG IN STRASSBURG.

II.

Wir konnten in dem vorigen Hefte unseres Archiv über die Ausstellung berichten, noch ehe sie eröffnet war, also gewissermaßen einen Vorbericht geben. Wir mußten dies tun, ehe wir einen Gesamteindruck, ja ehe wir eine annähernde Vorstellung von der Reichhaltigkeit der eingegangenen älteren und neueren Arbeiten und Ausstellungsgegenstände hatten.

So können wir auch heute erst über die Eröffnung berichten.

Die, durch die Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen veranstaltete, von langer Hand vorbereitete Ausstellung von Bucheinbänden wurde am 6. Oktober in den, für diesen Zweck fürstlich dekorierten Sälen des alten Rohanschen Schlosses eröffnet. Die Herren des Komitees versammelten sich gegen 11 Uhr in den Ausstellungsräumen, um dort die Ankunft des Kaiserlichen Statthalters, Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, zu erwarten.

Namens des geschäftsführenden Ausschusses empfing und begrüßte Geh. Regierungsrat Dr. Böhmer die zur Eröffnungsfeier erschienenen Herren am Eingang der Ausstellung.

Bald nach 11 Uhr traf der Fürst-Statthalter, begleitet vom Regierungsrat Pauli, in der Ausstellung ein.

Zur Begrüßung ergriff zuerst Unterstaatssekretär Mandel das Wort:

»Hochgebietender Fürst! verehrte Herren! Der Gedanke eine Bucheinbandausstellung in Straßburg zu veranstalten, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Von allen Seiten sind uns Bücher im vornehmen und schlichten Gewande, aber immer sehens- und bemerkenswert, aus alter und neuer Zeit zugegangen, so daß die Ausstellung ein ziemlich umfassendes Bild der Kulturgeschichte des Bucheinbandes und der modernen Leistungen der Buchbinderkunst in Elsaß-Lothringen bietet. Wir verfolgen mit unserer bescheidenen Ausstellung den Zweck, dem Kunsthandwerk in Elsaß-Lothringen klassische Muster vorzuführen und die Käufer und Besitzer von Büchern dazu anzuregen, für ihre Lieblinge künftig ein schmuckes Kleid zu be-

ſtellen. In der Tat, meine Herren, die Bücher, die für ſo viele in der Welt die treueſten Freunde, ſind es vor allem wert, daß die Kunſt ſich auch um ihr Äußeres bemüht, und daß ſie durch einen gediegenen Einband verſchönt, geſchützt und erhalten werden. Und ſo danken wir allen, die zum Gelingen unſeres Werkes beigetragen haben, von Herzen, den Ausſtellern und insbeſondere den Herren vom geſchäftsführenden Ausſchuß und ihren Gehilfen, die in den letzten Wochen unermüdlich tätig waren. Eure Durchlaucht aber, den hohen Förderer der Kunſt und des Kunſtgewerbes im Lande, deſſen Erſcheinen wir mit ehrerbietiger Freude begrüßen, bitte ich, mich zur Eröffnung der Ausſtellung geneigteſt ermächtigen zu wollen.«



Kalblederband in Groliermanier (1566).

Nach dieſer Anſprache wandte ſich der Fürſt-Statthalter mit etwa folgenden Worten an die Verſammlung:

»Ich freue mich, daß ſich mir Gelegenheit bietet, zum erſtenmal in Straßburg eine in überſichtlicher Anordnung gebotene Ausſtellung ſchöner Bucheinbände ſehen zu können. Bis vor kurzer Zeit pflegte man bei uns – wie es wohl im deutſchen Charakter begründet erſcheinen mag – bei Büchern das Intereſſe ausſchließlich ihrem Inhalte zuzuwenden, ohne dem äußeren Schmuck des guten Buches die ihm doch auch gebührende Beachtung zu ſchenken. Jeder wohl, der ſich am Inhalt eines wertvollen Buches ergötzt, wird einen erhöht freudigen Eindruck erhalten, wenn dieſes Geiſteswerk ihm ſchön und richtig gebunden geboten wird, wie wir dies hier an Erzeugniſſen des Buchbinderhandwerks aus vergangener und jetziger Zeit ſehen werden. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß es damals mit dem kunſtgewerblichen Schmuck des Bucheinbandes nicht zum Beſten beſtellt war. Man hatte wohl den Sinn für den äſthetiſchen Genuß an der ſchönen Form, in der ſich ein gutes Buch darbietet, allzuſehr verkümmern laſſen. Hoffentlich wirkt das in Straßburg gegebene Beiſpiel nicht nur in Elſaß-Lothringen, ſondern auch in weiteren Kreiſen anregend, und wird dadurch ein wichtiger Zweig des Kunſtgewerbes gefördert und das Buchbindergewerbe einer gedeihlichen Weiterentwicklung zur Freude aller entgegengeführt.«

Alsdann wurde auf die Aufforderung des Fürſten Statthalters die Ausſtellung durch Unterſtaatsſekretär Mandel eröffnet und Seine Durchlaucht ſowie die übrigen erſchienenen Herren begannen den Rundgang. Zunächſt übernahm Profeſſor Dr. Polaczek, ſpäter Handelskammerſekretär Dr. Haug die Führung. Die einzelnen Gruppen und Gegenſtände wurden vom Fürſten einer eingehenden Beſichtigung unterzogen. Seine Durchlaucht gaben ſeiner Befriedigung über die geſchickte und geſchmackvolle Anordnung der ausgeſtellten Gegenſtände wie ſeinem Intereſſe für die wertvollen Bucheinbände wiederholt lebhaften Ausdruck.

Während des Rundganges wurden dem Fürſten Statthalter der Profeſſor Dr. Loubier, Direktorialaſſiſtent der Bibliothek des Berliner Kunſtgewerbemuſeums, der im Anſchluß an die Ausſtellung eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über die Kunſt des Bucheinbandes zu halten übernommen hatte, ſowie der Buchbindermeiſter Adam aus Düſſeldorf, welcher im Auftrag des Miniſteriums zur Zeit einen Meiſterkurſus für Buchbinder abhielt, vorgeſtellt und von Seiner Durchlaucht in liebenswürdigſter Weiſe ins Geſpräch gezogen. Der Straßburger Buchbindermeiſter Baczynski hatte die Ehre, ſeine ſelbſtgebundenen Bucheinbände dem Fürſten perſönlich vorführen zu dürfen.

Wiederholt ſeiner Befriedigung Ausdruck gebend, verließ der Kaiſerliche Statthalter erſt gegen halb ein Uhr die Ausſtellung.

Für die Anordnung der Ausſtellungsgegenſtände iſt der Gedanke maßgebend geweſen, durch die Gruppierung und räumliche Einteilung ein überſichtliches Bild der Entwicklung des Buchbindergewerbes vom Mittelalter bis zur Gegenwart zu bieten. Dadurch, daß öffentliche Bibliotheken, zahlreiche Bücherfreunde

nicht nur des Landes, sondern auch von außerhalb der Bitte um Überlassung von kulturgeschichtlich oder technisch bemerkenswerten alten und neuen Bucheinbänden im ausgedehntesten Maße nachgekommen sind, insbesondere auch dadurch, daß das Hohenlohe-Museum mit seiner kunstgewerblichen Sammlung das Unternehmen bereitwilligst gefördert hat, ist der Ausstellungsleitung ein derartig umfangreiches Material zur Verfügung gestellt worden, daß sich dieser Gedanke, ein übersichtliches Bild von der Entwicklung der Technick und des Geschmackes auf dem Gebiet des Bucheinbands, insbesondere im Bereiche Elsaß-Lothringens, zur Anschauung zu bringen, tatsächlich hat durchführen lassen.

* * *

Nachdem wir so den Bericht über die Eröffnung nachgeholt haben, wenden wir uns wieder den Einbänden selbst zu.

Nicht allzu häufig mehr sind heute die Geschäftsbücher unserer Vorfahren; das damalige Geschäftsbuch sah völlig anders aus, als unsere heutigen Kontobücher mit Sprungrücken. Jedenfalls aber waren sie damals charakteristischer, als die späteren aus dem 19. Jahrhundert. Das Auffallende für die damaligen Kaufmannsbücher war die Art der Gesamtbehandlung. Wie man heute ebenfalls eine Form hat, die von der des gewöhnlichen Buches recht sehr abweicht, so auch schon damals. Auch der damalige Durchschnittsband mit dem festen Rücken, den sehr schweren und unhandlichen Deckeln war für den Gebrauch in der Schreibstube wenig geeignet. Man griff für diese Art Bücher auf eine frühere Zeit zurück, auf den weichen Band in Schweinsleder oder Pergament, wie er im 14. und 15. Jahrhundert im Gebrauch war.

Deshalb hielt sich bei diesen Bänden noch sehr lange die überschlagende Klappe, teils auch Riemen zum Binden oder Verschnüren. Die Abbildung auf der ersten Seite des vorliegenden Heftes zeigt einen sehr schönen Band dieser Art, gleichzeitig aber auch das eigenartige Geriemsel und Schnürwerk, welches bei dem gewöhnlichen Buche damaliger Zeit nicht vorkam. Bemerkenswert ist, daß die Bücher aus sehr dicken Lagen bestanden, und daß sie nicht geleimt wurden. Die ganze Art der Behandlung solcher Bücher legt die Vermutung nahe, daß der damalige Kaufmann seine Bücher selbst heftete, wie auf vielen Schreibstuben in unseren Verwaltungen die Beamten noch heute ihre Akten selbst heften, ja es ist eine offenbare Ähnlichkeit zwischen dem heutigen Aktenstücke und dem damaligen Geschäftsbuche vorhanden.



Pergamentband mit Plattenprägung (1611).

Der hier vorgeführte Band ist ein sehr schönes Beispiel aus jener Zeit; er stammt etwa aus der Zeit um 1520, zeigt einen weißen Schweinslederumschlag mit Rollendruck und breite Bünde von weißgegerbtem Rindleder. Die Verlängerungen dieser Bundriemen sind mit Kreuznähten angeflochten. Die Verlängerung des Leders der Rückseite dient als Verschlußklappe; das Stadtarchiv in Straßburg ist der derzeitige Besitzer.

Nur um wenig später ist das kleine Bändchen in Kalbleder, wie sie auf den Leydener Bänden des Sebastian Greif so häufig sind. Bandwerk mit durchschlungenen, spiraligen Ranken erinnern noch an die Vorbilder von Grolier und Majoli. Er entstand um 1568 und gehört dem Priestenseminar zu Straßburg.

Gehörte der vorgehende Band der italienisch-französischen Zeit an, so der folgende der deutschen, welche diese Richtung imitierte, also etwa vierzig Jahre später. Man hatte bereits die gravierten »Stöcke« eingeführt, man druckte sie mit Vorliebe auf Pergament und auf Kalbleder. Hier zeigt das Muster bereits das aus der Vereinfachung der Cartouche hervorgegangene Rollwerk, das bandartig den ganzen Deckel wie ein Flechtwerk bedeckt; die eingefügten Masquerons deuten auf deutsche Arbeit; Besitzerin ist die Stadtbibliothek zu Schlettstadt.

Abermals vierzig Jahre später. – Das Roll-

und Bandwerk ist verschwunden, die Dentelle und die kleinen Schneckenstempel sind an ihre Stellegetreten. Es ist ein Kalblederband, den wir auf Seite 116 zeigen; die ganze goldreiche Pracht jener Zeit, nicht ganz korrekt in der Technik, reichlich viel Ornament, aber sonst ein richtiges Kind seiner Zeit.

Sehr schön ist der Band auf Seite 117 mit der eigenartigen Felderung und den vierpaßartigen Bändern, wie sie der Band auf Seite 111 des vorigen Heftes ebenfalls aufweist. Der hier gezeigte ist wenig später und das Erzeugnis eines Meisters, der sehr viele ähnliche geschaffen hat. Ein Seitenstück dazu ist im Museum zu Düsseldorf. Es sind nicht allein die eigenartigen, großblumigen Füllungen in den Feldern, sondern die Gewohnheit, wechselweise mit diesen spitzenartige Muster, aus Schneckenstempeln zusammengesetzt, zu gebrauchen. Bezeichnend ist auch die Spitzenrolle des Randes sowie die gegossenen Barockschließen, die sich übrigens auch bei sehr vielen anderen Bänden jener Zeit vorfinden. Bei den Bänden dieses Meisters – wahrscheinlich war es ein Heidelberger oder aus der Gegend von Straßburg – sind diese Schließen jedesmal über das Ornament hinweggesetzt; ein Verfahren, welches wir heute nicht billigen können, weil es unkünstlerisch ist.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts zeigen wir mehrere Bände französischer Herkunft. Es war um diese Zeit eine ganz bestimmte Richtung entstanden, zu der vielleicht der geniale Dérome den Anlaß gegeben, oder den er doch stark beeinflußt hat. Die Dentelle des 18. Jahrhunderts war verschwunden und aus der Punktschnecke des Le Gascon entwickelte sich, selbst verschiedene Formen der Entwicklung durchlaufend, gegen Ende desselben Jahrhunderts eine etwas gedrungere, kräftigere neue Form. Es ist eigentümlich, daß diese Entwicklung die auffallende Neigung zeigt, sich aus einer rein spiraligen zu einer mehr und mehr gestreckten Form zu entwickeln oder umzuformen. Gleichzeitig werden die Einzelheiten der Motive voller, kräftiger, auch naturalistischer. Außerdem zeigt sich das Bestreben, die größeren und zusammengesetzteren Formen in kleinere aufzulösen. Dies war denn auch die Zeit, in der man die kleinen Punkte, Ringe, Sternchen und kleinen Rosettchen als besondere Teile eindruckte, also die Zeit der »petites fers«.



Kalblederband mit Spitzen- und Schneckenstempeln (um 1650).

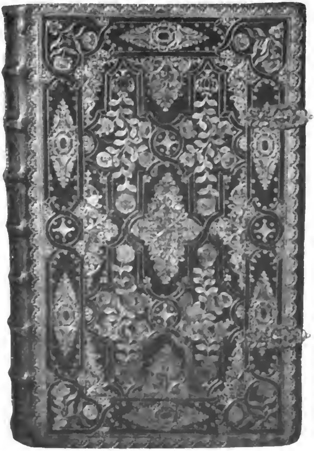
Alle diese Kennzeichen tragen die Bände, deren Abbildungen auf S. 118 und 119 wiedergegeben sind; bei dem ersteren zeigt sich bereits die Muschel des Rokoko, aber auch noch Formen aus dem Anfange des Jahrhunderts. So steht auf dem Rücken die Mittelblume, die noch von 1670 oder kurz nach dieser Zeit datiert, und daneben das zierliche Dentelleteilchen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dennoch gehen die Motive zusammen und stören sich nicht gegenseitig. – Der Überzug des Bandes ist rotes Maroquinleder mit der charakteristischen Langnarbung der damaligen Zeit.

Nicht weniger interessant ist der andere Band auf grünem Maroquin und mit roten Einlagen in den kleinen Medaillons. Auch hier sind die Stempel mehrerer Perioden zusammen

verwandt. Neu ist bei diesem Bande die Verwendung von punktierten Füllungen des Randes, durch die die vielen kleinen Stempelformen besser zu Gruppen zusammengefaßt werden und ein sehr ruhiges Bild geben.

Der letztere Band ist aus dem Besitze des Unterstaatssekretärs Freiherrn Zorn von Bulach auf Osthausen, der vorhergehende gehört dem Priesterseminar zu Straßburg.

Drei sehr interessante Bände ein und desselben Werkes von ein und demselben Meister, doch jeder in anderer Ausstattung waren ausgestellt; den reichsten davon zeigen wir auf Seite 120. Es ist ein Band des bekannten Meisters Padeloup aus dem Jahre 1744. Der einfachste der drei Bände zeigt nur das Mittelwappen auf handmarmoriertem Leder, während auf dem zweiten eine breite Rollenbordure hinzugefügt ist. Es ist ein sehr großes Tafelwerk, welches in dieser verschiedenen Weise gebunden wurde, und jeder der drei Bände ist in anderem Besitz. In Straßburg hatten sie sich zusammengefunden. Die reichen Verzierungen, noch völlig im Charakter der Zeit, sind mit der Presse gedruckt.



Dunkelbrauner Kalblederband mit ausgebeiztem Bandwerk (um 1700).

Fast an unsere heutige Richtung anklingend ist die Decke von Seite 121, auch aus dem Besitze des Freiherrn Zorn v. Bulach. Der rote Maroquinband mit der einfachen Vergoldung ist im Anfange des verflossenen Jahrhunderts entstanden, etwa um 1810. Die Technik ist die einwandfreie französische. Damit sind wir der heutigen Zeit schon näher gerückt; was wir heute von weiteren Bänden zeigen, sind Erzeugnisse der neueren Zeit, wenn auch die Verfertiger selbst bereits verstorben sind. Zähnsdorf und Trautz, ersterer in London, der andere in Paris, waren beide Deutsche, aber beide haben im Auslande ihrem Gewerbe zur vollen Ehre gereicht; beide haben die gute Tradition einer früheren Zeit übernommen und durch die Zeit eines technischen Verfalles herüber gerettet in unsere Zeit. Vieles, was wir Deutschen heute können, haben wir diesen beiden Meistern zu verdanken. Von Zähnsdorf ist der Einband von Seite 122; dunkelbrauner Saffian mit viel Blinddruck und nur wenigen Goldlinien. Das für den Fachmann Wertvollste ist bei diesem und den beiden folgenden Bänden die vollendete Behandlung des Buchkörpers und des Leders. Niemals vorher hat man technisch so vollendete Arbeiten hergestellt; von der Zeit dieser beiden Meister ab datiert erst die neueste Handwerkskunst am Buche.

Auch der Band von Trautz aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist gleich einfach gehalten: Blinddruck und wenig Vergoldung. Besitzer dieses schönen Stückes ist Herr Ch. Oulmont in Mülhausen i. E.; das vorhergehende wie auch das nachfolgende sind aus der Bibliothek der Familie Curtius in Straßburg. Die Wirkung der so einfach aussehenden Achtlinienrolleiste ebenso einfach als vornehm, die Ausführung ebenso sauber, als schwierig. Damit wollen wir, – einstweilen – die Reihe der alten Bände beschließen, um uns demnächst den modernen zuzuwenden; davon im nächsten Hefte.

# HANNOVER.

## IV.

Wir wenden uns zu Lasch & Co., Leipzig, der Perforier- und Ösenmaschinen, letztere mit selbsttätiger Zuführung und Fußbetrieb, erstere auch mit teilweiser Ausschaltung der Kämme baut, außerdem aber auch Loch- und Ösenmaschinen, Kartonagenflachhefter- und Eckenklammermaschinen (385 Mk. notierte ich besonders dazu), ebenso kleine Broschürenhandhefter für Bureaus, die für den Preis von Mk. 17,50 zu haben sind.

Eine besondere, äußerst anziehende Ausstellung hatte Thiele & Co. aus Berlin. Er fabriziert nur eine Spezialität, aber in einer Vollendung, die vielleicht nicht wieder erreicht wird: Ziffernwerke für Handnumerierung und für Fußbetrieb, zum Einsetzen in Schnellpressen, wo gleichzeitig 10 Ziffernwerke Einer, Zehner, Zwanziger usw. drucken. Biermann, Hannover, führt Papiere und Pappen aller Art; er hat den Rest der seligentschlaffenen Genossenschaft der niedersächsischen Buchbinder übernommen, die jahrelang als eine segensreiche Einrichtung gegolten hat. Daß Behrens diese Einrichtung, für die er mit aller Jugendkraft eingetreten war, aufgab, ist ein neuer Beweis, daß derartige Genossenschaften nur da gedeihen, wo viel Geld ist — ergo — für das Handwerk sind Genossenschaften dieser Art nicht geeignet.

Im übrigen hat Biermann sehr schön und sehr günstig ausgestellt und vertritt sehr würdig die Branche.

Soeben fällt im Vergleiche mit dem offiziellen Kataloge unliebsam auf, daß in diesem die Ausstellung von Bongartz gar nicht aufgeführt ist. Gerade diese Ausstellung hatte das Interesse aller Fachleute in weitgehendster Weise erregt: Anfertigung von Zierschnitten auf der Farbdruckpresse. Konnte man auch nicht sehen, wie die Muster hergestellt wurden, sondern nur diese selbst, so genügte dies vollkommen, um die Wichtigkeit der Sache voll zu erfassen. Die Erfindung begnügte sich nicht damit, die Herstellung von Zierschnitten zu ermöglichen, sondern zog auch das Anfertigen, bezw. Bedrucken von marmorierten Schnitten mit in den Kreis der Herstellungsweisen ein. Wo man früher für 1000 Marmorschnitte 36 Mk. bezahlte, werden diese heute mit der neuen Einrichtung für 18 Mk. Arbeitslohn hergestellt, ohne daß die Arbeiter schlechtergestellt sind.

Fast achtlos gingen die meisten an der Ausstellung von Kayser & Giese, Hannover, vorüber, trotzdem die Firma die Entstehung des Papiers aus verschiedenen Stoffen in interessanter Weise darstellt, auch die neuerdings so Aufsehen erregenden Seidenstoffe, d. h. seidenähnlichen Stoffe aus Zellulose. Wir haben uns in eingehendster Weise bei dem Vertreter nach der Herstellung erkundigt, und hat er uns zum Zwecke einer eingehenden Abhandlung im Archiv das notwendige Material, Muster, Proben usw. bereitwilligst zugesagt. Seitdem sind zwei Monate ins Land gegangen — eingetroffen ist von den versprochenen Unterlagen nichts, und resigniert müssen wir wohl auf etwas verzichten, was unseren Lesern vielleicht ein willkommener Informationsstoff gewesen wäre.

Noch haben wir die zwei Gravieranstalten, beide in Magdeburg, zu erwähnen. Daß sie die einzigen waren, die diesen wichtigen Zweig unserer technischen Hilfsmittel vertreten, ist den Fachleuten aufgefallen. War den anderen Firmen die Hannoversche Versammlung der Bedarfsartikel und Werkzeuge zu unwichtig?



Roter Maroquinband in Déromerichtung (1780).

Jedenfalls genügten die beiden Firmen reichlich und taten das ihrige, um zu zeigen, daß Magdeburg für Gravierungen bezw. deren Herstellung einen wohlberechtigten Ruf hat.

Es hätte zu einem Vergleich herausfordern können, daß die beiden Firmen so nahe beieinander und nebeneinander ausgestellt hatten. Interessant war es ja auch für jeden, der mit den Verhältnissen näher vertraut ist, zu sehen, wie auf der einen Seite das Werk, das durch die Organisationskraft eines einzelnen einen bedeutenden Ruf erlangte, auch nach dem Abscheiden dieses einen in derselben Tradition weiter besteht, und wie eben dieser mit seiner eigenen neuesten Selbstschöpfung sich selbst zu übertreffen sucht in dem völlig neu eingerichteten Geschäfte.

Auf diese Art sehen wir Fachleute, als diejenigen, welche den Nutzen davon haben, mit Vergnügen und Genugtuung, daß sowohl die Magdeburger Gravieranstalt, wie Dornemann & Co. von ausgezeichneter Leistungsfähigkeit auf diesem so vielumstrittenen Gebiete geblieben sind. Wir möchten heute nicht mehr auf Einzelheiten eingehen; fast ist seit der Ausstellung zuviel Zeit vergangen, die Sache also nicht mehr recht aktuell. Erwähnung finden soll die große Sauberkeit, das Bestreben, stets Neues, ja das Neueste zu bringen; das gilt von den beiden Firmen.

Preuße & Co., Leipzig, stellen reichlich und gut aus. Erst seit den siebziger Jahren ist die Firma mit ihren Maschinen auf dem Markte. Zuerst waren es nur Drahtheftmaschinen, und zwar Broschürenmaschinen; erst etwas später wurden auch Bücherheftmaschinen gebaut. Heute aber sind es Bogenfalzmaschinen, Buch- und Knoten-Fadenheftmaschinen, Ritz- und Schlitz-, Pappenbiege- und Kartonheftmaschinen. Ein ganzer Maschinenpark war es, der in Hannover zu sehen war; alles tadellos schön in der Aufmachung.

August Fomm ist eine der ältesten Firmen auf dem umfassenden Gebiete der Schneidemaschinen, Pappscheren und Vergoldepressen. Wir begreifen es sehr wohl, daß die Firma sich ihrer Spezialitäten, bezw. der Güte derselben bewußt ist. Daß auch die dreiseitigen Beschneidemaschinen, sowie die Schnellschneider nicht fehlen, bedarf kaum der Erwähnung.

Zuguterletzt haben wir noch zwei weitere



Grüner Maroquinband mit roten Einlagen, der Rand auspunktiert (um 1800).

Firmen, an deren Leistungen wir Buchbinder stets das größte Interesse haben, besonders zu nennen: Karl Krause und Gebr. Brehmer. Wie zusammengehörig finden wir sie stets beieinander. In Leipzig selbst zwar liegen die Fabriken weit auseinander, auf den Ausstellungen aber sind sie fast unzertrennlich. Dasselbe ist's auch mit der ganzen Art des geschäftlichen Gebarens; »Gute Arbeit ist die beste Reklame«. Wenn wir nicht irren, rührt dieser Ausspruch von Krause her; passen wird er aber ebensogut für Brehmer. Was in bezug auf Solidität, auf Zuverlässigkeit der Konstruktion, was in bezug auf geschäftliches Entgegenkommen — nach der »kulanten« Seite hin — von den beiden Firmen geleistet wird, das wird kaum zu übertreffen sein. Mit dem Platze hatten die Firmen Glück gehabt; er konnte nicht besser gewählt sein.

Wir haben die Überzeugung, daß wir einen und den anderen, der gewiß sein Bestes auf der Ausstellung in Hannover gegeben hat, übersehen haben. Man sei gnädig und billige uns mildernde Umstände zu; die Zeit war aufs Äußerste beschränkt, auch nicht jeder so ohne weiteres aufzufinden. Jedenfalls war die Aus-

ſtellung ſehr lehrreich, wenn vielleicht auch der Wunſch nahelag, daß die Beteiligung aus den Kreiſen der Fabrikanten und Lieferanten eine größere hätte ſein ſollen. Einzelne Firmen waren gar nicht vertreten, einzelne hatten die Sache nicht ernſt genommen. So haben wir beiſpielsweiſe Leo-Stuttgart nur durch einen Zufall hinter den Maſchinen von Fomm, faſt ganz verborgen, entdeckt. War das beabſichtigt? Die Goldſchlägereien waren nur in einem Exemplare vertreten, viele andere Firmen hatten ihre Erzeugniſſe an irgend einen Groſſiſten gegeben; ſie ſtanden zwar im Kataloge, aber finden konnte man ſie nicht.

Wenn eine Ausſtellung auf einem Verbandstage, wo doch die Fachleute, auch wenn ſie nicht Verbandsmitglieder ſind, zuſammenſtrömen, nicht als wichtig oder zugkräftig genug erachtet wird, wie wird es dann erſt in Berlin werden, wo es ſich doch nur um Lokalintereſſen handelt, oder, richtiger geſagt, wo das Intereſſe mehr lokaler Natur ſein wird.



Einband von Padeloup, Preſſendruck (1744).

## DIE BERECHTIGUNG DER MODERNE IN DER EINBANDKUNST.

Vortrag gehalten zur Eröffnung der Ausſtellung der Arbeiten des Meiſterkurſes im Krameramtshauſe zu Münſter von PAUL ADAM.

Meine Damen und Herren! Bereits in meinem letzten Vortrage vor zwei Wochen ſagte ich: Modern iſt Trumpf und ich zeigte Ihnen eine Reihe von modernen Arbeiten in der Weiſe, wie von mir die Moderne in unſerer ſchönen Einbandkunſt gedacht iſt, wie ich ſie lehre und ausführe.

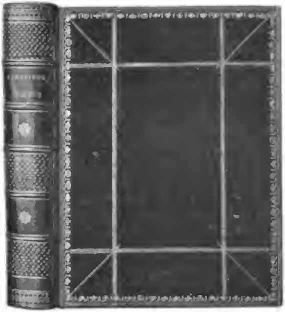
Heute möchte ich darüber reden, ob die moderne Einbandkunſt berechtigt iſt, wie weit ſie berechtigt iſt, und ich möchte Ihnen den Beweis erbringen, warum das ſo iſt.

Zunächſt möchte ich die Frage erörtern: Was iſt modern? Dem Wortlaut nach könnte die Antwort lauten: Modern iſt, was in Mode iſt. Noch niemals hat ſich das Wort modern weniger mit den Tatſachen gedeckt, wie in dieſem einen Falle, denn unſere Moderne iſt nichts weniger als »in Mode«. Nur ein kleines Häuflein von Künſtlern verſucht es, eine von ihnen bevorzugte und gepflegte Stilrichtung in das kaufende oder beſtellende Publikum zu lanzieren. Im Publikum ſelbſt aber iſt es ein noch viel geringerer Bruchteil, der ſich mit den Neuerungen auf dem Gebiete moderner Raumkunſt – ſo nennt man dieſe neueſten Beſtrebungen – befreundet hat.

Jede Stilrichtung hat eine ganz beſtimmte Zeit, ganz beſtimmte Vorbedingungen für ihre Entſtehung gehabt. Wir dürfen ohne weiteres zugeſtehen, daß unſere frühere Art des De-

korierens sich im wesentlichen – nicht ganz – überlebt hat. Ganz besonders gilt das von den Stilrichtungen früherer Zeiten, von der Renaissance, Barock und Rokokozeit, und ganz unmöglich wäre heute eine Stilrichtung, wie sie etwa von 1825 bis 1870 geherrscht hat.

Unsere heutige Zeit ist durch ganz bestimmte Merkmale gekennzeichnet. Der Verkehr, der Einfluß der Elektrizität, ein Kaiser, der sich nach fast jeder Richtung hin betätigt und einzelne Fürsten, die mit ausgesprochenem Geschick sich für Kunst, Kunstgewerbe und Literatur in die Reihe der Mitwirkenden stellen:



Roter Maroquinband mit Handvergoldung (um 1810).

das alles sind Faktoren, die eine Zeit herbeigeführt haben, die von dem, was und wie es früher war, ganz bedeutend abweichen. Zu allen Zeiten hat das »tempora mutantur et nos mutamur in illis« gegolten; heute würde das Wort bestimmt geprägt, wenn es nicht schon vor beinahe 2000 Jahren erfunden worden wäre.

Unsere Zeit ist eine lebensvolle; sie erfordert alle Kräfte der Lebenden, sie regt an und regt auf, aber sie ist auch eine Zeit der Einkehr und der Selbsterkenntnis und alle diese Faktoren sind es, die auf alle unsere Handlungen, auf unsere Einrichtungen, auf unsere Kunst und unser Kunstgewerbe einen kräftigen Einfluß ausüben. Dieser Einfluß äußerte sich aber in jüngster Zeit ganz besonders in unserer nächsten Umgebung, in unseren Wohnungen und in der Familie.

Man hatte endlich eingesehen, daß alle die modernen Paläste, die sich Gevatter Schuster und Handschuhmacher bauen ließen, völlig deplaziert waren, daß hinter einer prunkenden Äußerlichkeit eine jämmerliche Innenausstattung viel schlimmer kontrastieren, als wenn der einfache Bürger auch ein einfaches, aber gemütliches Heim sein eigen nennt, in dem es sich angemessen wohnt, und in dem Wohnungseinteilung und Wohnungseinrichtung seinen Gewohnheiten entspricht. Mit einem Worte: Die Rückkehr zu einfacher, anspruchloser, wenn auch nicht schmuckloser Form bei gutem und haltbarem Material war angebahnt worden.

Diese Erkenntnis, dieser Wunsch nach Behaglichkeit brachte uns seinerzeit den vielgeschmähten Jugendstil, von dem man immer noch reden hört, der aber längst überlebt und tot ist, wenigstens überall da, wo man sich um den Gang der fortschreitenden Bewegung im Kunstgewerbe kümmert. Ihm nach folgte die Sezession, die in bezug auf Form und besonders in bezug auf Farbe als ein Hinausschießen über ein gestecktes Ziel zu erachten ist.

Heute haben wir die Moderne, angeblich erfunden von den modernen Raumkünstlern, d. h. von denen, die im Gegensatz zur Kunst der Außenarchitektur eine Kunst im Innenraum, die Raumkunst als ein Sondergebiet für sich in Anspruch nehmen und – mit Ausschluß der ausübenden Techniker, und wenn irgend angängig, auch mit Ausschaltung des Willens und Wunsches des Bestellers – nach eigenem Willen ausbauen wollen.

Man kann über die Berechtigung dieser Bestrebungen zweierlei Meinung sein, um so mehr als die Gesetze, die die modernen Raumkünstler für Ausgestaltung unserer Hausgeräte aufgestellt, von ihnen selbst in den seltensten Fällen eingehalten werden. Die Behauptung einzelner Künstler, daß nur die von ihnen ausgeübte Kunst die allein richtige sei, macht sie darum noch nicht zur allein vorbildlichen, aus dem Grunde, daß man dies bei jeder möglichen Gelegenheit urbi et orbi verkündet. Aber eine Anerkennung kann der ehrlich Denkende allen den Modernen und ihrem Einfluß nicht versagen: Wir sind in unserer Geschmacksrichtung vom phan-

tastischen zum zweckmäßigen, vom falschen Prunke zu einer soliden Bürgerlichkeit gelangt. Daß wir Kunsthandwerker die Freude am Schmuck noch nicht verloren haben, wie es viele der Jüngsten gern möchten, daß wir ein wertvolleres Arbeitsstück auch mit größerer dekorativer Ausstattung herstellen wollen, das rechne ich meinen Fachgenossen vom Handwerk und Kunsthandwerk als einen Vorzug an, ja ich bin anmaßend genug, auch mir diesen Vorzug zuzusprechen, und ich bin der Meinung, daß das Gegenteil zu einer Verödung des Geschmackes, zu einer bodenlosen Langweiligkeit in unseren Wohnungen und Häusern führen müßte.

Davor aber, meine Damen und Herren, soll uns ein gütiges Geschick bewahren.

Mir erscheint die Frage durchaus berechtigt: Wie soll nun unsere Moderne mit besonderem Bezug auf eine Einbandkunst aussehen, was soll eine Moderne für uns bringen und wie weit sollen wir sie gelten lassen? Zuerst und ohne Rücksicht auf künstlerische Ausstattung soll unser moderner Einband ein technisch hervorragend guter sein. In keinem Gewerbe haben schlechte Preise, ungünstige Arbeitsverhältnisse, ungünstige finanzielle Stellung so zerstörend und vernichtend auf eine gute Technik eingewirkt, wie in der Buchbinderei. Deshalb müssen wir die Axt an die Wurzel legen, wir müssen von untenauf beginnen und zu allererst den Buchkörper aufs beste ausgestalten. Unter den Bänden, die Sie hier ausgelegt sehen, finden Sie auch eine Reihe, die die älteste und gediegenste Art der Heftung zeigen, das sogenannte Heften auf echte Bünde, die von den Engländern neuerdings wieder vielfach in Anwendung gebracht wird unter dem Namen flexible Heftung. Die hier vorliegenden zeigen den englischen gegenüber aber einen Vorteil: hier sind die wirklichen alten Doppelbünde in neuer Form wiederaufgelebt, während man in England sich mit einem einfach liegenden Bunde begnügt. –



Saffianband von Zaehnsdorff sen., London.

Auch die Befestigung des Buches im Deckel ist eine andere geworden. Wo man früher die Heftschnüre innen in den Deckel verklebte, ist er heute unlöslich mit diesem verbunden dadurch, daß man die Schnüre durch die Deckel mehrfach hindurchzieht und so ein herausfallen aus der Decke unmöglich macht. Wo man oben und unten am Buche als Zwischensatz zwischen Buchkörper und Rücken eine gewebte farbige Litze anklebte, ist heute dieses zwar unscheinbare aber äußerst wichtige Teilchen mit der Hand an die einzelnen Bogen angewebt und verleiht dem Buchkörper an dieser Stelle, die gerade beim Herausnehmen aus den Bücherschränken sehr in Anspruch genommen wird, eine wesentlich vermehrte Haltbarkeit.

Ganz wesentlich verändert und verbessert ist heute die Sicherung der ersten und letzten Blätter gegen das vorzeitige Auseinanderfallen. Es wird Ihnen schon aufgefallen sein, daß ein Buch, wenn es beginnt die Spuren des Alters oder eines allzustarken oder ungeeigneten Gebrauches zu zeigen, zuerst in seinem Zusammenhange mit der Decke sich lockert und daß dann stets es die ersten Blätter – sowohl die vom Buchbinder vorgesetzten, die Vorsätze – wie auch die Blätter des ersten und letzten Bogens sind, welche sich aus dem Rückenverbande lösen. Um diesen Übelstand völlig abzustellen, sind die neueren Vorsatzmanieren, d. h. die Behandlung

der ersten Bogen zusammen mit den »vorgesetzten« Blättern verbessert worden und zwar im wesentlichen nach englischem Muster.

Gelernt haben wir ferner die bessere Behandlung des Leders, welche sowohl ein sehr gutes und freies Aufschlagen des Buches ermöglicht, wie am oberen und unteren Teile des Buches, an den Kapitalen, diesem ein zierlicheres Aussehen gibt.

Wir können aber nicht immer nur Leder, ein heute recht kostspielig gewordenes Material verwenden; da es aber mit den heutigen künstlerischen Bestrebungen, die aufrichtige Arbeit, aufrichtiges Material verlangen und keine Vorspiegelung falscher Tatsachen dulden wollen, nicht übereinstimmen könnte, wenn wir imitierende Surrogate verwenden wollten, so verwenden wir auch andere, billigere Stoffe für den Überzug und zwar im wesentlichen Webstoffe, den Kaliko oder dem ähnliches und Papier. Von der Unsitte, gepreßte Kalikos zu verwenden, die den Anschein von Leder erwecken sollen, sind wir glücklicherweise fast ganz abgekommen, wenigstens soweit die besseren Buchbindereien in Frage kommen und nicht vorhandene Musterbände ein anderes notwendig machen. Am empfehlenswertesten sind immer die sogenannten Kunstleinen, eine nicht ganz korrekte Übersetzung des Wortes »Art linen«, da der Stoff kein Kunststoff, sondern wirkliches Gewebe ist. –



Blauer Saffianband von Trautz-Bauzonnet, Paris.

In bezug auf die Papiere aber hat sich uns ein neues Feld aufgetan: wir machen für außergewöhnliche Arbeiten unsere Papiere wieder selbst, genau wie im achtzehnten und noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und da haben wir zwei große Gruppen: das Marmorieren auf Schleimgrund und das Marmorieren im Kleisterverfahren. Beide Verfahren sind sehr alt, das erstere stammt – wie bereits seit zwanzig Jahren bekannt geworden durch die marmorierten Papiere in den türkischen Einbänden im Kunstgewerbemuseum zu Düsseldorf – aus dem Orient, hat sich jedoch im Laufe der Jahre sowohl in der Technik wie in den verwendeten Materialien etwas geändert. Das ganze Verfahren beruht auf chemisch-physikalischen Eigenschaften eines homogenen Schleimgrundes, bezw. der darauf schwimmenden, mit Galle versetzten Farben.

Das andere Verfahren, wesentlich einfacher und mit viel weniger Handfertigkeit auszuüben, ist von den Buchbindern im 17. Jahrhundert geübt worden, während das Schleimgrundmarmorieren etwa 50 Jahre älter, vielleicht sogar schon vor 1600 geübt sein dürfte. Ich habe das Kleisterverfahren nach früheren kleinen Versuchen vor etwa 21 Jahren in Düsseldorf wieder aufgenommen, nachdem ich in den Besitz einer kleinen Sammlung älterer Papiere dieser Art gekommen war. Heute wird kaum noch eine Kunstbuchbinderei bestehen, in der es nicht geübt wird.

Ich habe hier die Einrichtungen getroffen, um Ihnen beide Verfahren in annähernder Vielseitigkeit vorzuführen und vermeide hier jede technisch-theoretische Ausführung, die ich Ihnen durch wenige praktische Vorführungen viel deutlicher machen kann.

Ich möchte dagegen etwas näher auf die neuere Verzierungsweise eingehen, die ja z. T. ein arg umstrittenes Gebiet bedeutet.

Sie sehen an den hier ausgelegten Bänden, daß sie im Dekor nicht ganz unwesentlich von dem bisher Bekannten abweichen. Zunächst wird Ihnen auffallen, daß von der so lange geübten Raumverteilung in fast allen Fällen abgegangen ist. Die bisherige Gliederung der Verzierung auf der Einbanddecke war dem Teppich entlehnt. Wir hatten einen umgebenden Rand, vielleicht auch eingesetzte mehr oder weniger große Eckverzierungen, ein Mittel-

ftück oder ein in fich noch gegliedertes Mittelfeld; wollten wir ganz reich wirken — und wir wollten dies faft immer —, dann verzierten oder mufterten wir auch noch den dazwifchen verbliebenen Grund.

Weiter wird Ihnen auffallen, daß Sie eigentliche Zierformen gar nicht mehr finden. Alle die kleinen Ornamentformen, die wir bisher zu größeren vereinigt hatten, find verfchwunden, aber nicht verfchwunden ift das Ornament. Nur hat es heute ein anderes Ausfehen; es ift befcheidener, einfacher oder wenn Ihnen der Ausdruck der Modernen lieber ift, — es ift »naiver« geworden. Alle Formen, die Sie hier angewandt finden, find aus den einfachften Grundformen heraus entwickelt. Das Quadrat, das Rechteck, Dreieck, Raute, Kreis, Ellipfe, Spirale: das find die Formen, mit deren Hilfe hier eine Deckelzier bewirkt worden ift. Nur in wenigen Fällen fehen Sie die genannten Formen felbft, vielmehr werden Sie finden, daß die Grundform in fich gegliedert ift, daß eine Art Stilifierung damit vorgenommen wurde.



Blauer Maroquinband von Ramage, London.

Dadurch, daß die Zierformen verändert und vereinfacht wurden, mußte aber auch die ganze Zierweife eine Veränderung erfahren; fie mußte ebenfalls vereinfacht werden.

Nun habe ich Ihnen wohl gefagt, daß uns heute eine ganze Reihe anderer, vielleicht auch neuer Formen zur Verfügung ftehen, nicht aber, warum dies fo ift, warum es fo und nicht anders fein kann, warum unfere ganze Art zu verzieren eine Umwandelung erfahren hat und noch weiter erfahren wird.

Ich hatte vorhin fchon erwähnt, daß wir heute beftrebt find, allen falfchen Prunk, unechte Äußerlichkeit zu vermeiden; wir follen und wollen nicht mehr fcheinen, als wir find, nicht mehr zeigen, als wir befitzen. Damit ift unfere Kunft im Haufe, unfere Raumkunft eine einfachere, eine befcheidenere und damit eine echtere geworden. Was mir aber noch viel wichtiger, unfer deutfches Kunfthandwerk ift »bürgerlich« geworden. Jahrzehnte hindurch haben wir immer nur ein ganz unberechtigtes Protzentum zur Schau getragen; wir haben unfere Gebrauchsgegenftände ausgeftattet, als ob es fich um große Koftbarkeiten handelte, als ob wir felbft Millionäre oder Fürften wären. Freilich, das verwandte Material war Surrogat, es war oft genug fo minderwertig, daß es einer Ornamentierung überhaupt gar nicht wert war. Statt eines einfachen, aber gut gearbeiteten Halblederbandes glänzte man mit einem Verlegerprachtbande, einem erbärmlichen Machwerke aus gepreßtem Kaliko mit viel Gold und Farbe.

Endlich, endlich haben wir gelernt, daß folche Pracht dem Befitzer den Vorwurf der Gefchmacklofigkeit einträgt; felbft in weltabgefchiedenen Städtchen weiß man heute bereits, daß derartiges für uns nicht mehr paßt.

Es wird immer foviel davon gefprochen, daß der Bürgerftand verfchwindet, aber noch zu keiner Zeit find wir in bezug auf unfer Kunfthandwerk »bürgerlicher« gewefen, alses zurzeit der Fall ift. Wie unfere Vorfahren ftets nur ein gutes, wenn auch oft einfaches Material verwandten, fo tun wir es auch heute wieder. Auch heute verwenden wir einfache, ja fogar ganz billige Stoffe, aber wir bemühen uns, in der Ausftattung, in etwaiger Verzierung nicht über das Wertmaß hinauszugehen, welches dem verarbeiteten Stoffe zukommt.

Das ift das befte, was uns die ganze moderne Richtung gebracht hat; aber Hand in Hand damit muß die Vereinfachung, eine aufrichtige Sinngemäßheit und Zweckmäßigkeit gehen. Alle Beftrebungen, die darauf hinzielen, dürfen als modern gelten, jede Zierweife und jede Zierform, die dem entfpricht,

iſt gewiß modern und ſie wird es deſto mehr ſein, je mehr man beſtrebt iſt mit einfachen Mitteln zu wirken, je mehr man ſich der Sucht nach Auffälligem, nach Gekünſteltem enthält.

Wenn wir eine deutſche Moderne erſtehen laſſen, die dieſen Bedingungen entſpricht, dann werden wir ſehr bald jeden, der auf guten Geſchmack Anſpruch erhebt, auf unſerer Seite haben. Müſſen wir Kunſthandwerker aber einmal oder mehrmal im Jahre außergewöhnliche Arbeiten fertigen, dann wird uns weder das Geſchick noch die künſtleriſche Befähigung fehlen; es iſt ſehr viel ſchwerer, mit geringen und einfachen Mitteln eine gute und geſchmacklich befriedigende Arbeit herzuſtellen, als mit Aufwendung großer Mittel und mit beſten Materialien. Es gibt eine ganze Menge von Leuten mit hohen, klingenden Namen; wenn ſie aber etwas Brauchbares ſchaffen ſollen, dann müſſen ſie viel, ſehr viel Mittel zur Verfügung haben, ſonſt gelingt's ihnen nicht.

Wir Handwerker müſſen aber nicht mit Ausnahmen, wir müſſen mit dem täglichen Bedürfnis rechnen; wir müſſen eine ſichere, brauchbare Handwerkskunſt haben, dann fällt uns das Kunſthandwerk von ſelbſt in den Schoß; experimentieren mit dem Gelde unſerer Beſteller ſollen und wollen wir nicht.

So, meine Damen und Herren, denke ich mir eine geſunde »Moderne«; ſie ſoll ſein eine »Kunſt für Alle«, eine ſchlichte, aber echte »Volkskunſt«!

## DIE MEISTERSTÜCKE VON FRANZ NAMENDORF, HANNOVER.

Auf Seite 82 dieſes Bandes haben wir bereits auf die Arbeiten des jungen Meiſters hingewieſen; die Abbildungen der Meiſterſtücke ſind hier beigegeben.

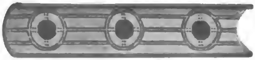


Meiſterſtück von Franz Namendorf, Hannover.

Sofort in die Augen ſpringend iſt die moderne Auffaſſung in der Zeichnung; dabei ein glückliches Zuſammenſtimmen zwiſchen Deckel, Rücken und Schnitt. Von den verſchiedenſten Seiten aus wird gegen jede Verzierung des Schnittes Einſpruch erhoben und es werden heute genug Bücher gedruckt, bei denen das verwandte Papier eine Schnittverzierung faſt unmöglich macht. Wo es aber möglich, wo es den anderen Umſtänden entſprechend auch angebracht iſt, da ſoll man ſich doch durch die verklauſulierten Theorien einiger Weniger, die es ja ſelbſt gar nicht machen können, nicht bevormunden laſſen. Was ſchön iſt, iſt auch immer richtig. Wie richtig, wie paſſend, das zeigen uns die Bände von Franz Namendorf.

Wenn Namendorf zeigen wollte, wieviel mit der Verwendung der einfachen Linie zu erreichen iſt, ſo kann die Abſicht als voll erreicht gelten. Welcher gewandte Techniker Namendorf iſt zeigen die Arbeiten ebenfalls; man ſehe nur die Schrift auf der Vorderſeite des Bandes: Die Hohenzollern und das Reich.

Mit Recht ſind dieſe Arbeiten die am meiſten bewunderten Handarbeiten auf der Ausſtellung in Hannover geweſen. Für Hannover bedeuten dieſe echten Meiſterwerke einen neuen Mittelpunkt für deutſche Einbandkunſt.



Schnitt zu obigem Bande.

# AUSSTELLUNGEN.

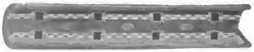
**Fachausstellung Berlin 1908.**

Man hört heutzutage so oft von einer Ausstellungsmüdigkeit reden, auch die Antworten auf die Umfragen wegen einer zukünftigen Berliner Weltausstellung beweisen diese Unlust, sich an Ausstellungen zu beteiligen. Gewiß, man ist im allgemeinen wirklich ausstellungsmüde, aber nur im beschränkten Sinne, man ist ausstellungsmüde in Hinsicht auf die stattgefundenen, alle industrielle und gewerbliche Branchen umfassenden großen Industrie- und Gewerbeausstellungen, weil die dort aufgewendete Mühe und Kosten in keinem Verhältnis zu dem geringen Nutzen standen.

Ganz anders ist es aber mit den sogenannten Fachausstellungen, die eine oder nahe verwandte Branchen umfassen, hier kann man seit längerem schon sogar von einer zunehmenden Ausstellungsfreudigkeit sprechen. Auch die Handels- und Gewerbekammern haben dies erkannt, und seit längerem schon weisen sie die betreffenden Kreise auf den hohen Nutzen solcher speziellen Fachausstellungen immer und immer wieder hin.



Meisterstück von Franz Namendorf, Hannover.



Deshalb wurde auch von allen beteiligten Kreisen des Papier- und Buchgewerbes die von der Berliner Buchbinder-Innung vom 2. bis 17. Mai 1908 in den Gesamträumen der Philharmonie, Berlin, Bernburgerstr. 22/23, veranstaltete „Fachausstellung der Papier- und Lederwaren-Industrie, Buchbinderei und verwandte Berufe, verbunden mit einer Maschinen- und Materialausstellung, mit lebhafter Freude und Genugtuung begrüßt. Bietet sich ja diesen Branchen seit vier Jahren das erste Mal wieder Gelegenheit, die Neuerungen, Fortschritte und Neuschöpfungen den Interessenten vor Augen führen zu können. Wie groß das Interesse in allen beteiligten Kreisen jetzt schon ist, beweist, daß nicht nur die sogenannten großen, führenden Firmen ihre Anmeldung bereits jetzt schon eingereicht haben, nein auch mittlere und kleinere Firmen, die sich sonst Ausstellungen gegenüber sehr zurückhaltend zeigen, haben ihre Beteiligung an der Ausstellung auch bereits zugesagt. Die Berliner Buchbinder-Innung ist zu beglückwünschen, daß sie die Veranstaltung einer solchen Ausstellung in die Wege geleitet hat, denn es ist jetzt schon zu sagen, daß etwas Großes an dieser Ausstellung sein wird. Auch die Lage des Ausstellungsgebäudes ist eine ganz vorzügliche, in allernächster Nähe des Anhalter und Potsdamer Bahnhofes gelegen, und von allen Gegenden Berlins bequem zu erreichen, bietet sie auch hierdurch die Gewähr, eine starke Besucherzahl zu erreichen. Es liegt im regen Interesse aller, die Anmeldungen sobald als möglich zu bewirken, die Ausstellungsprospekte und Anmeldeformulare sind von der Geschäftsstelle der Ausstellung, Berlin SW., Bernburgerstr. 22/23, zu verlangen. P. K.

* * *

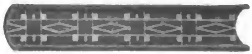
Das Deutsche Buchgewerbemuseum in Leipzig hat für die Zeit von Mitte Oktober bis Ende November eine Ausstellung veranstaltet, die der Buchbindekunst der alten Meister gewidmet ist. Sie umfaßt Einbände und Buntpapiere. Den Grundstock der Einbandabteilung bildet die schöne Sammlung des Stadtrats Dr. med. Becher in Karlsbad. Einzelne Bände sind von den Kgl. Bibliotheken in Berlin und Dresden, der Landesbibliothek in Kassel und anderen Sammlungen beigesteuert. Die Kgl.

Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig hat die Aufgabe übernommen, einige Richtlinien für das moderne Schaffen zu geben. Ein kurzgefaßter Führer erleichtert das Verständnis der Ausstellung. Wöchentlich einmal findet eine öffentliche Führung und im Anschluß daran die Vorführung der Buntpapierverfahren statt.

* * *



Meisterstück von Franz Namendorf, Hannover.



Die Ausstellung für die Handwerkstechnik wurde kürzlich im Amtsgebäude des Gewerbeförderungsdienstes des k. k. Handelsministeriums in Wien eröffnet. Sie umfaßt eine Ausstellung der österreichischen Gewerbeförderungs-Anstalten, die im Vereine mit dem Gewerbeförderungsdienste des k. k. Handelsministeriums die technische und wirtschaftliche Hebung des Handwerkes pflegen; ferner eine Übersicht der staatlichen Maschinenüberlassungen an gewerbliche Betriebsgenossenschaften, eine reichliche Zusammenstellung gewerblich-technischer Fachschriften und eine Sammlung preisgekrönter Lehrlingsarbeiten. In einer geräumigen Maschinenhalle werden neuzeitliche Handwerksmaschinen, die zur Ausrüstung von Einzel- und genossenschaftlichen Werkstätten (für Buchbinder und Kartonnagenerzeuger, Bäcker, Sodawassererzeuger, Spengler, Installateure und sonstige Metallarbeiter, Sattler, Wagner usw.) dienen, im Betriebe vorgeführt. Außerdem sind mit Maschinen ausgerüstete Werkstätten für Schuhmacher, Männerkleidermacher, Bau- und Möbeltischler, Zimmerer, Schmiede, Schlosser, Werkzeugmacher, Galvanotechniker und Elektro-Installateure vorhanden.

Diese Fachausstellung kann an Werktagen, mit Ausnahme der Sonnabende, von 9 bis 4 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 8 bis 12 Uhr bei freiem Eintritte besichtigt werden. Die Maschinen werden Dienstags und Donnerstags von 2 bis 4 Uhr und Sonntags von 9 bis 12 Uhr in Betrieb gesetzt.

* * *

Auf der Internationalen Buchausstellung im Grand Palais in Paris wurde dem Erzeugnis der Magdeburger Gravieranstalt m. b. H. (früher Edm. Koch & Co.), Magdeburg, Buchstaben und Zierrat für die Vergoldepresse und für Handvergoldung, die höchste Auszeichnung, die »goldene Medaille«, von der Jury zuerkannt.

## VERSCHIEDENES.

Eine neue gewerbliche Fachschule hat am 1. Oktober in Wien ihre Tätigkeit begonnen. Der gewesene Fachlehrer an der Wiener k. k. Kunstgewerbeschule, Herr Clemens Oleszkiewicz, hat selbst eine Fachschule errichtet, welche unter dem Titel »Lehr- und Versuchsanstalt für Buchbinderei und künstlerische Bearbeitung des Leders« in Wien VI, Wallgasse 27, ihren Sitz hat.

Aus dem Programm, welches die Direktion der Lehranstalt auf Wunsch jedermann kostenfrei zusendet, entnehmen wir, daß nicht nur Arbeitern und Lehrlingen die Schule zugänglich ist, sondern daß jeder, auch Mädchen, der sich aus irgend einem Grunde für eines der Spezialfächer interessiert, gegen sehr mäßiges Honorar diesen oder jenen Sonderkurs mitmachen kann. Der Lehrplan für den zwei-

jährigen Hauptkurs iſt ein höchſt gewählter, wie z. B.: Materialkunde, Maſchinenlehre, Kunſtgeſchichte, Gewerberecht, Zeichnen, Stillehre, Kalkulationslehre, kaufmänniſches Rechnen, Buchhaltung u. a. m., neben ausreichender Praxis.

Die angegliederte Verſuchsanſtalt wird belebend auf den Unterricht wirken, aber auch zur Folge haben, daß auf dem Gebiete der Buchbinderei und ihr verwandten Fächer die beſten Materialien, Hilfswerkzeuge und Maſchinen in Fachkreiſen empfohlen und bekannt werden, und auf dieſe Weiſe wird Publikum und Fachmann erweckt zur Freude am Produkt, beziehungsweiſe zur Freude am Erzeugen.

Auf Anregung bedeutender Wiener Gewerbetreibender hat ſich ein Verein konſtituiert, der ſich unter dem Titel: »Geſellſchaft zur Errichtung von gewerblichen Lehr- und Verſuchsanſtalten in Öſterreich«, Wien VI, Wallgaſſe 27, an die ganze Bevölkerung Öſterreichs wendet, durch Beitritt die geſteckten Ziele erreichen zu helfen, und auf dieſe einzige und reelle Weiſe dem ſo arg darniederliegenden Gewerbe, dem Handwerk wieder aufzuhelfen.



Meiſterſtück von Franz Namendorf, Hannover.



* * *

Schöppenſtedt. Auf das 40 jährige Beſtehen ſeines von ihm ſelbſt gegründeten Geſchäftes konnte am 8. Oktober der Buchbindermeiſter Heinrich Vahl zurückblicken. Dem Jubilar, welcher ſich des beſten Anſehens erfreut, wurden an dieſem Tage von Freunden und Bekannten viele Aufmerkſamkeiten zuteil.

* * *

Handel und Induſtrie haben während der letzten Jahrzehnte einen ungeahnten Aufſchwung genommen, gewachſen ſind damit auch die Anforderungen, die an Intelligenz, Umſicht und Initiative der Führer und Beamten geſchäftlicher Unternehmungen geſtellt werden. Handelshochſchulen wurden überall gegründet, die Gelegenheit bieten ſollen zur Vorbereitung für derartige Poſten, die aber doch nur für einen geringen Prozentſatz des Handelsſtandes in Betracht kommen können – für 95 Prozent unſerer Kaufleute eignet die Handelshochſchule ſich nicht, entweder, weil das Studium zu viel Zeit erfordert oder zu hohe Anforderungen ſtellt an die Vorbildung oder auch an die materiellen Verhältniſſe des jungen Mannes.

Wer trotzdem der gebieteriſch auftretenden Forderung der Gegenwart nach einer höheren Berufsbildung Rechnung tragen, durch ein ſeinen Verhältniſſen entſprechendes Studium auf dem Stellenmarkte oder in der Begründung einer Exiſtenz ſich konkurrenzfähig halten, eine beſſere Karriere ſich ſichern will – und keiner wird ſich hiervon ausſchließen –, verlange vom Verlag der im 14. Jahrgange erſcheinenden Handels-Akademie Leipzig, Johannisplatz 5, gratis Probenummer (Bezugspreis 2,65 Mk., Ausland 3 Mk. pro Quartal). Dieſe Zeitſchrift hat ſich die ideale Aufgabe geſtellt, ſtrebſame junge Kaufleute unter ihrer Fahne zu ſammeln und praktiſch gangbare Wege ihnen zu zeigen zur Erlangung der höchſten Ziele, welche auf dem Gebiete von Handel und Induſtrie zu erreichen ſind.

Kurſe für Einjährig-Freiwillige und zwölfmonatliches Studium der Handelswiſſenſchaften zur Erlangung der Reife für die höhere kaufmänniſche Karriere.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düſſeldorf. – Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waiſenhauſes in Halle a. S.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

VII. Jahrgang — Dezember 1907 — Heft 9.

## KANN ES SONDERSTILE GEBEN?

Aus einem Vortrage, gehalten von WILH. ZAISER, Direktorialaſſiſtent am Kunſtgewerbemuſeum in Düſſeldorf.

Die Entwickelung des Ausſtellungsweſens hat es mit ſich gebracht, daß heute der Hauptſache nach nur Gebrauchsartikel oder auf feſte Beſtellung verfertigte Objekte zur Vorführung gelangen. Jene Zeiten ſcheinen vorüber zu ſein, wo man Ausſtellungen mit Gegenſtänden beſchickte, die lediglich Ausſtellungszwecken dienten, und die als praktiſche und preiswürdige Gebrauchsſtücke nicht in Betracht zu ziehen waren. — Man kann zwar nicht behaupten, daß nicht ab und zu die Abſicht hervortritt, durch billige Mittel zu prunken, aber das allgemeine Beſtreben tritt doch offenſichtlich zu tage, in jeder Hinſicht Brauchbares zu zeigen, das nicht nur in dem Rahmen einer Ausſtellung zu wirken hat, ſondern ſich auch in eine viel beſcheidenere Faſſung einfügen läßt, wie eine ſolche das bürgerliche Wohnhaus darſtellt. Es hat ſich jedoch eine andere Gewohnheit eingeſchlichen, die bei weiterer Durchführung ſchlimme Konſequenzen zeitigen kann.



Kaſſette in Lederſchnitt und Handvergoldung von Paul Adam.

Um den nüchternen Konſtruktionen der Ausſtellungsbauten ein freundliches Ausſehen zu geben, wurden dieſe in Scheinarchitekturen eingehüllt, die ihrem Zwecke vollkommen genügen mochten; aber entweder haben dieſe Ausſtellungs-Architekturkuliſſen den Geſchmack der Architekten verroht, oder hat das Publikum durch die verſchiedenen Wandlungen auf dem Gebiete der Stilformen in den letzten Jahren das geſunde Urteil verloren. Kurzum, es läßt ſich feſtſtellen, daß der Geiſt, welcher durch die Ausſtellungs-(Hochbau-)Architekturen weht, ſeine Grenzen überſchritten hat, und bereits in den Städten an Monumentalbauten und einfachen Bürgerhäuſern nachweisbar auftritt.

Daß das Anwachſen einer derartigen ſchlechten Gewohnheit zu einer allgemeinen Verflachung führen muß, liegt klar auf der Hand, und daß wir dieſen Fehler als Nachteil der Ausſtellungen erkannt und feſtgelegt haben, muß uns dazu führen, ihn in Zukunft möglichſt zu vermeiden.

Der Oberbürgermeiſter der Stadt Düſſeldorf ſchloß die Ausſtellung 1902 mit den Worten: L'exposition est mort, vive l'exposition! An uns iſt es, die Konſequenzen aus den gemachten Erfahrungen zu ziehen.

Von einer gewiſſen, intereſſierten Seite hat man von einem »Düſſeldorfer Stil« geſprochen; der Gedanke hat weiter nichts Neues oder Originelles an ſich, als daß er eben ein Induſtrieſtil werden ſoll.

Tritt man der Frage ernſthaft näher, ob überhaupt die Möglichkeit geboten erſcheint, daß ſich unter den heutigen Verhältniſſen eine lokale Stilform ſchaffen läßt, dann gelangt man zu einem negativen Reſultat. Die Verſchiebungen und Wandlungen auf dem ganzen Gebiete der angewandten Kunſt haben eine ſolche Fülle von individuellen Formeinheiten und Anſchauungen gezeitigt, daß ſich bei weniger urteilsſtarken und charakterfeſten Perſönlichkeiten der klare Blick für die Stiliſtik der Gegenwart vollkommen trübte. Auch wäre es vergebliche Liebesmühe, wenn man verſuchen wollte, jeden ſelbſtändig denkenden und han-

delnden Kunsthandwerker und Auftraggeber in die beschränkte Formenwelt eines Stilschemas hineinzuzwängen. Das hat uns doch die wiederholte Bearbeitung der verschiedenen historischen Stile gelehrt, daß sie sich eben nur im Rahmen ihrer Formenelemente entwickeln lassen, also nur eine einseitige Entwickelungsfähigkeit besitzen.

Das Projekt eines eigenen, also hier eines Düsseldorfer Stiles, soweit es die äußere Form betrifft, erscheint deshalb undurchführbar; kurzlebige Tagesmoden zu züchten, wie solche in anderen Städten bestehen, die dem kunstsinnigen Besucher den Aufenthalt verleiden, dazu können wir weder raten noch die Hand bieten; das hieße ja in alte, oft gerügte Fehler verfallen. Lieber wollen wir alles Gute und Schöne im Alten kopieren, als nur einzelne, ausgeprobte Ziermotive bis zur Bewußtlosigkeit abklatschen, um schließlich ein Afterprodukt der Welt als Stil zu suggerieren.

Etwas anderes ist es mit jenem Stile, welcher die Technik auszudrücken vermag. Auf diesem Gebiete läßt sich noch etwas schaffen, das zu einem Charakteristikum der Erzeugnisse des Kunsthandwerks einer Stadt werden kann; in diesem Punkte vermag das Kunsthandwerk mit seinen Bestrebungen einzusetzen.

Bei den Erzeugnissen auf kunstgewerblichem Gebiete handelt es sich nicht allein um solche Schöpfungen, die der Geschmacksrichtung des Schöpfers allein angepaßt sind, sondern auch um solche, die vom Besteller als Ergänzungen seiner Umgebung eingereiht werden, die in irgend einer historischen Stilform durchgebildet ist. Es erscheint da von vornherein ausgeschlossen, eine Neuschöpfung in dem Spezialgeschmack des Einzelnen oder irgend einer der autoritativ auftretenden Meisterschulen modernster Richtung herzustellen. In solchen Fällen kann die Rücksicht verlangt werden, die Harmonie der einheitlichen Stildurchbildung vergangener Jahrhunderte durch allermodernste Ergänzungen nicht zu zerstören. Dieser Satz schließt jedoch nicht aus, daß man nicht auch nach malerischen Gesichtspunkten Anordnungen treffen kann, wie jeweils der Stil es verlangt.

Wir sind froh darüber, aus der Einseitigkeit eines alles beherrschenden Stilkodex heraus zu sein und wollen nicht gleich wieder unter das Dogma irgend einer anderen Autorität kriechen, das engbrüstiger und einseitiger und deshalb schlimmer wäre, wie das vorher gewesene. Nein, die Bedürfnisse und Ansprüche der Zeit haben durch ihre Vielseitigkeit bewiesen, daß wir lernen müssen, die historischen Stile in Form und Technik souverän zu beherrschen, ohne in jene Fehler zu verfallen, die durch geistloses Kopieren und sinnloses Verarbeiten abgedroschener Stilmotive entstanden sind, und die der Wiederbelebung der historischen Stile nach 1870 so verhängnisvoll wurden. Also: genaue Kenntnis des Alten nach jeder Richtung hin, und die Fähigkeit, mit dem nötigen Verständnis in den historischen Stilen zu arbeiten.



Weichband in Seehundleder mit Handvergoldung von Paul Adam.

In der Erfüllung dieser Bedingungen besteht das Geheimnis einer gesunden Weiterentwickelung des deutschen Kunstgewerbes und die dauernde Festigkeit seiner Stellung in der Gegenwart, im Inlande, sowie auch dem Auslande gegenüber. Zugleich sind sie ein Fingerzeig für die Schulung des heranwachsenden Nachwuchses.

Die letzte Ausbildung des Kunsthandwerkers als selbständiger Meister, als Gehilfe oder als rein zeichnerische Hilfskraft vermag nur durch die Praxis in der Werkstatt zu geschehen; die kann nur ein praktisch im Betriebe stehender Meister geben, der zugleich Künstler ist, und der theoretisch und praktisch allen Anforderungen unserer hochentwickelten Zeit gewachsen ist. Unseres Erachtens nach kann nur in solchen Betrieben jene Edelreife des Geschmacks und die Vollendung der Technik erzielt werden, welche zu Schöpfungen befähigen, die nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zu-

kunft wertvoll bleiben und darum mit einem gewiſſen Recht die Bezeichnung »modern« führen können. Welches Beſtreben könnte uns denn auf kunſtgewerblichem Gebiete anders leiten, wenn wir »modern« ſein wollen, als das: Aufzubauen auf dem Vorhandenen, und anzugliedern in der Reihenfolge, um auf dieſe Weiſe eine logiſche Weiterentwickelung unſeres deutſchen Kunſtgewerbes zu fördern.




Blaugrau Écraſéleder mit rot und ſchwarzen Auflagen, Handvergoldung von Paul Adam.

Wenn wir nunmehr, verſehen und ausgerüſtet mit ſolchen Fähigkeiten, und einheitlich mit den Kreiſen aller Kunſtgewerbler, treu dem Stande, der uns ernährt, verfahren, dann mag dem deutſchen Kunſthandwerk ein Erfolg beſchieden ſein, der es befähigt, ſich einen Namen und eine ſelbſtändige Stellung zu verſchaffen. Dann auch mag es berechtigt erſcheinen, daß man in bezug auf die Eigenart, auf die Qualität der Arbeiten, die einer beſtimmten Stadt, einer beſtimmten Gegend entſtammen, von einem beſtimmten Stile, vielleicht auch von einem Düſſeldorfer Stile ſprechen könnte.

## ETWAS ÜBER DAS LEIMEN.

Leimen iſt doch keine Kunſt! So höre ich jetzt im Geiſte ſchon manchen ausrufen. Das wird nun freilich wohl ſtimmen; wenn wir aber die verſchiedenen deutſchen Werkſtätten, meinetwegen auch die ausländiſchen durchwandern, ſo finden wir, daß dieſe ſo einfache und kunſtloſe Arbeit in der verſchiedenſten Weiſe ausgeführt wird. Von allen dieſen verſchiedenen Arten müſſen doch nun einzelne beſſer, die anderen weniger gut ſein. Das allein feſtzuſtellen kann uns nun aber kaum genügen; wir wollen auch wiſſen, warum und mit welcher Begründung die eine oder die andere Art gegen abweichende Auffaſſungen beſſer ſein ſoll, und wie ſich das verteidigen läßt.

Wenn das geheftete Buch genügend vorbereitet, alſo die Fälzchen angeklebt, die Bünde in entſprechender Weiſe behandelt und der ganze Block gerichtet iſt, wird es, abgeſehen von einzelnen Ausnahmefällen, geleimt. Die verbreitetſte Art iſt die, daß der gerichtete Buchblock zwiſchen Bretter oder Spalten, die »Leimbretter« oder »Leimſpalten« gefaßt, an die vordere Kante des Tiſches und etwas über dieſen hervorragend gelegt, und mit dünnem aber heißem Leim der ganze Rücken kräftig überſtrichen wird, worauf dann mit der Spitze eines Hammers der Leim eingerieben, durch nochmaliges kräftiges Abſtreichen mit dünnem, aber ſehr heißem Leim der Überſchuß entfernt wird. In vielen Werkſtätten iſt es auch heute noch üblich, daß der Hammer zum Einreiben des Leimes erwärmt wird, eine Behandlungsweiſe, die, aus einer früheren Zeit übrig geblieben, heute keine Berechtigung mehr hat. Zu einer Zeit, da man die modernen Wohnungen und die modernen Stubenöfen, alſo gleichmäßig erwärmte Arbeitsräume noch nicht kannte, mochte dieſe Art als Notbehelf gelten, heute iſt ſie nicht mehr am Platze. Demgegenüber gibt es Buchbindereien, in denen ein Einreiben überhaupt nicht üblich iſt. Man könnte auf den erſten Eindruck hin vielleicht annehmen, daß dieſe Art gewiſſermaßen das Gegenſtück zu der vorhergehenden bilde, daß die Haltbarkeit eine geringere ſein müſſe. Dennoch iſt dies




Weißes Schweinsleder mit Blinddruck, von Paul Adam.

nicht der Fall. In unseren modernen Betrieben wird soviel mit Draht- und Fadenheftmaschinen gearbeitet, daß man doch auch dort eine recht umfangreiche Erfahrung auf diesem Gebiete gesammelt hat. Diese Bücher können bekanntlich nicht mit dem Hammer oder in anderer Weise eingerieben werden, weil sie auf Gaze geheftet sind. Dennoch hat sich dieses abgekürzte Verfahren nicht schlechter bewährt, als das Einreiben mit dem Hammer.

Eine Art Vermittelung zwischen allen diesen Gebräuchen haben die Engländer; sie reiben den Leim mit den Fingern ein, etwas, was bei uns in Deutschland nicht oder doch nur als scheinbares Kuriosum bekannt ist.

Wieder noch anders ist es in den Fabriksbetrieben; die einen lassen nach dem Leimen einen Dampfstrahl über den Rücken streichen, andere tauchen den Rücken in ein mit Leim gefülltes Becken und reiben den Leim durch Abstreichen über einer horizontalen Bürste mit nach oben gerichteten Borsten kräftig ein. Das sind so etwa die gebräuchlichen Arten; etwas Neues könnte kaum noch dazu kommen.

Was ist von diesen Verfahren jetzt das beste? Welche Art geht am raschesten? Welche ist die haltbarste, also die technisch empfehlenswerteste? Das sind die Fragen, die wir in den folgenden Ausführungen untersuchen und klären wollen.

Um über die Art der Zweckmäßigkeit der einen oder der anderen Ausführungsweise ein richtiges Urteil zu erlangen, muß man den Zweck, das gewünschte Endergebnis im Auge behalten. Dieses ist, gleichviel ob im Klein- oder im Großbetriebe: guter Zusammenhalt der Bogen unter sich, ohne daß ein Eindringen des Leimes zwischen, oder ein unnötiges Anhäufen auf dem Rücken der Bogen stattfindet. Diese beiden Fehler sind die am meisten vorkommenden; sie werden befördert durch das Einreiben mit heißem Hammer einerseits, durch Verwendung zu dicken Leimes andererseits. Beide Fehler können von verderblichstem Einflusse für den Bestand, für die Haltbarkeit des Buches werden. Eingedrungener Leim läßt das Buch schlecht aufgehen, abgesehen davon, daß es sehr unschön ist. Starker oder zu reichlicher Leimauftrag macht den Rücken spröde; das Buch behält wohl seine Form einige Zeit, aber dann bröckelt sehr bald der Leim ab, die Bogen lösen sich aus ihrem Zusammenhange, der Rücken bricht, die Lagen schießen eine nach der anderen vor, das Buch wird wacklig, es geht seinem Untergange entgegen, wenn es nicht sehr bald umgebunden wird. Eine gemeinsame, schon während der Arbeit bemerkbare unangenehme Folge haben diese fehlerhaften Behandlungen außerdem noch: Die Bücher runden sich schwer.

Daraus müssen wir folgern:

1. Der Leim soll so heiß sein, daß eine nachträgliche Erwärmung mittels eines heißen Hammers nicht notwendig ist.
2. Der Leim soll nicht zu dick sein, damit er sich nicht auf dem Rücken unnötig anhäuft und nach dem Trocknen nicht brüchig wird.
3. Der Leim soll wohl dünn, jedoch nicht so stark verwässert sein, daß er ungebührlich tief in die Bogen eindringt.

Nun werden die Anhänger des heißen Hammers sagen: Seht euch doch an, wie es der Großbetrieb macht; die leimen ja auch mit besonderen Vorrichtungen, um den Leim zwischen die Bogen zu bringen. Das ist unbestreitbar; aber dort liegen die Verhältnisse doch etwas anders als im Kleinbetriebe. Durch vieles Leimen in der gewöhnlichen Art wird schon nach ganz kurzer Zeit der Leim schaumig und verliert an Wärme. Schäumender Leim ist stets




Naturell Kalbleder mit Blind- und Golddruck, von Paul Adam.

das Zeichen einer mäßigen Erſtarrung der Oberfläche; es ſind ſehr viele Luftteile im Leim enthalten. Wer aufmerkſam die verſchiedenen Vorgänge bei ſeiner Arbeit verfolgt, der wird bemerkt haben, daß ſchäumiger Leim faſt gar nicht eindringt, ja ſogar keinen gleichmäßigen Aufſtrich geſtattet. Da nun im Großbetriebe immer viel intenſiver gearbeitet wird als im Kleinbetriebe, ſo würde beim Leimen in der althergebrachten Weiſe ſehr bald der ganze Leimkeſſel voller Schaum, der Leim für eine Weile unbrauchbar ſein.

Um dieſen Übelſtänden zu begegnen, hat man in ſehr verſtändiger Weiſe einerſeits das Tauchverfahren, anderſeits die Behandlung mit dem Dampfſtrahl eingeführt. Der Einwand, den man vielleicht machen könnte, daß ja gerade hierdurch erſt recht ein unerwünſchtes Eindringen des Leimes befördert würde, iſt unzutreffend, da im Großbetriebe Spezialarbeiter mit dieſen Arbeiten betraut ſind, die fortwährend für große Gleichmäßigkeit des Materials Sorge tragen, die aber auch die nötige Gewandtheit, den ſchnellen Überblick bei ſich ändernden Verhältniſſen haben.

Es bleiben noch die auf Gaze gehefteten Bücher.

Im Anfange, als die Maſchinenheftung noch neu, war man der Meinung, daß die Haltbarkeit der ſo gehefteten, beim Leimen nicht eingeriebenen Bücher eine geringere, eine weniger zuverläſſige ſein müßte. Das hat ſich nicht beſtätigt. Die Bücher ſind ebenſo haltbar, ja es hat ſich ſogar gezeigt, daß auf Gaze gearbeitete Bücher bei einem notwendig werdenden Umbinden dem Auseinandernehmen ſehr kräftigen Widerſtand entgegenſtellen. Der Grund iſt unſchwer einzuſehen: an Stelle des Eindringens des Leimes zwiſchen die Bogen iſt das faſt noch haltbarere, zuverläſſigere Verleimen der Gaze auf dem Rücken des Buches getreten. Auch dazu iſt eine genaue Regelung der Konſiſtenz des Leimes erforderlich. Der Leim darf nicht allein, nein, er muß für dieſen Zweck etwas dünner ſein als ſonſt.

Nehmen wir das Reſultat unſerer Unterſuchungen über den Gegenſtand, ſo können wir das Ergebnis in folgendem zuſammenfaſſen:

B e i m L e i m e n k o m m t e s l e d i g l i c h a u f d e n Z u ſ t a n d, a u f d i e K o n ſ i ſ t e n z d e s v e r w a n d t e n L e i m e s a n; d i e A r t, w i e e r a u f d e m R ü c k e n v e r t e i l t o d e r e i n g e r i e b e n w i r d, i ſ t v o n g e r i n g e r e r B e d e u t u n g. N o t w e n d i g d a g e g e n i ſ t g e n ü g e n d e E r h i t z u n g d e s L e i m e s.

Damit ſcheint die Frage erſchöpft zu ſein.

## WARUM LEGEN SICH MANCHE BÜCHER NICHT AUF?

Die deutſchen Gelehrten verlangen, daß ſich ihre Bücher gut auflegen ſollen. Man ſollte meinen, das ſei eine ganz ſelbſtverſtändliche Sache; es gehört doch dazu, daß ein Gegenſtand gebrauchsfähig iſt, und dazu gehört auch das gute Auflegen. In Frankreich ſieht man nicht ſo ſehr auf dieſe, bei uns ſelbſtverſtändliche Eigenſchaft; auch der Engländer nimmt's darin nicht genau, denn ſeine Bände mit feſtem Rücken ſpannen immer mehr oder weniger. Wir aber müſſen unſere Arbeiten nach den Wünſchen der deutſchen Kundſchaft einrichten.

Für uns als Techniker iſt es notwendig zu wiſſen, wann ein Buch ſich nicht gut auflegt, oder vielmehr, unter welchen Umſtänden es



Einband in rot Ecrasé mit Handvergoldung, von Paul Adam.

das nicht tun will. Unter »gutem Auflegen« verſteht man im allgemeinen ein tadelloſes Offenliegenbleiben, wenn der Band an einer beliebigen Stelle aufgeſchlagen wird. Außerdem kennen wir noch einen ganz ähnlichen Fehler, der eigentlich nur ein mangelhaftes Aufgehen des vorderen und hinteren Deckels bedeutet. Beide Fehler dürfen bei einem Buche nicht vorkommen. Leider geſchieht es dennoch nur allzu häufig. Noch ſchlimmer iſt es, daß ſehr viele ſonſt ganz gewandte Fachleute nicht einmal angeben können, aus welchen Urſachen ſich dieſer oder der andere Fehler herleiten läßt.

Wenn wir uns die gerügten Fehler näher anſehen und ihnen auf den Grund gehen, ſo finden wir ſehr bald, daß ſie ganz verſchiedener Natur ſind, ganz unabhängig voneinander, und auch ganz andere Urſachen haben. Ein Band, der ſich nicht gut aufſchlägt, iſt im wichtigſten Teile, im Rücken krank. Es können bereits beim Heften Fehler gemacht ſein, es können aber auch beim Abpreſſen, dieſer oft nicht mit der nötigen Sorgfalt behandelten Teilarbeit, Verſehen oder Ungehörigkeiten vorgekommen ſein.

Nicht weniger ſtörend iſt der andere Fehler, der noch viel häufiger vorkommt, und deſſen Urſachen noch verſchiedener Art ſein können. Hier iſt ein Schönheitsfehler vorliegend, der auf einen Anfänger oder einen unordentlichen, unexakten Arbeiter ſchließen läßt. Laſſen Sie uns dieſen Fehler zuerſt unterſuchen. Mangelhaftes Aufſchlagen der Bogen iſt in den meiſten Fällen – nicht in allen – auf fehlerhafte Behandlung der Vorſätze zurückzuführen. Auch hierbei kann in verſchiedener Weiſe gefehlt ſein. Gewöhnlich ſind es Bände mit angebrochenen, um den erſten Bogen herumgehefteten Fälzchen, bei denen der Fehler bemerkbar wird. Bemänteln läßt er ſich bis zu einem gewiſſen Grade bei Büchern mit tiefem Falze. In vielen Werkſtätten wird gelehrt, daß beim Ankleben des Fälzchens das Vorſatz am Rücken mit den übrigen Bogen abgleichen ſoll; das iſt nicht richtig. Der Bogen ſelbſt, nicht aber das Vorſatz muß mit den anderen Bogen des Buches in einer Ebene ſtehen, das Vorſatz am Rücken aber ſo weit nach hinten, als die Dicke des umgehefteten Vorſatzes austrägt. Nach dem Heften ſtreicht man mit dem Falzbein das Vorſatz am Rücken zurück. Beim Rundklopfen rückt dann noch vor, was etwa noch zurückgeblieben war. Ein ſo behandelter Vorſatzbogen wird ſich am fertigen Buche tadellos auflegen. Ganz ſchlimm kann der Fehler werden, wenn der Bogen an einem Ende vor-, am andern zurückgeſetzt wurde. In dieſem Falle heben ſich nicht allein die erſten Blätter, ſondern ſie verſchieben ſich ſcheinbar, und zwar nach der Seite, welche zu weit nach vorn geſetzt wurde. Beſonders bemerkbar wird dieſer Fehler bei Büchern mit gebrochenem Rücken, doch auch bei Halblederbänden.

Es kommt oft genug vor, daß der hier gerügte Fehler völlig vermieden iſt, und dennoch ein Heben, und zwar ein ſehr weitgehendes Hochgehen der erſten Blätter ſtattfindet. Das geſchieht, wenn bei ſehr dünnen Lagen das Buch ſehr dick iſt und ſich im Rücken nicht niederzwingen läßt, beim Verſuch des Niederpreſſens aber der Falz ausweicht. Solche Bücher ſind immer ſehr ſchwer zu behandeln. Am beſten geht es noch, wenn ſchon bei dem Heften recht kräftig niedergehalten wurde, vor dem Leimen aber alles recht genau gerichtet, dabei auch den Endlagen beſondere Sorgfalt gewidmet wurde. Iſt nach dem Leimen der Rücken richtig gerade, ſo wird man ſpäter kaum einen Anſtand haben, wenn bei dem Oben- und Untenbeſchneiden zur Ausgleichung des Falzes ein beſonders ſtarker, mehrfach geklebter Deckel als Auflegepappe benutzt wurde.

Damit ist jedoch noch nicht alle Möglichkeit des schlechten Auflegens beseitigt. Wenn der Rücken einer Decke oder eines gebrochenen Rückens zu eng ist, oder wenn beim Einhängen des Buches dieses einseitig so verschoben wurde, daß der Deckel zu weit nach hinten kam, kurzum, wenn der Fall vorliegt, daß, wie man sich fachtechnisch ausdrückt: der Deckel auf dem Rücken sitzt, dann wird erste und letzte Lage stets sich beim Öffnen heben.

Schließlich sei noch die mangelhafte Behandlung der Fälze bei Halb- oder Ganzlederbänden genannt. Ist das Leder sehr stark oder sehr widerspenstig und nicht genügend ausgearbeitet, so wird sich das fertige Buch gleichfalls nicht gut und frei aufschlagen. Wie man dem zu begegnen hat, wird der denkende Fachmann auch ohne besondere Anleitung wissen.

Wir haben es noch mit dem schlechten oder doch mangelhaften Auflegen des Buches selbst zu tun. Es können da schon beim Heften Fehler vorgekommen sein; wenn der Band auf einer Seite stärker niedergehalten ist als auf der anderen oder wenn er in der Mitte weniger, an Kopf und Schwanz stärker zusammengedrückt ist oder umgekehrt, dann wird es schwer sein, ein gleichmäßig gutes Auflegen zu erreichen. Ebenso muß auch bei dem Leimen darauf geachtet werden, daß alle Bogen eine gerade Linie bilden. Jede Welle, die sich auf dem Rücken nach dem Leimen zeigt, erschwert das Auflegen sehr. Beim Leimen, spätestens beim Abpressen muß das geändert werden.



Einband in grau Ecrasé mit Handvergoldung, teilweise rote Auflage, von Paul Adam.

Außer diesen Fehlern erschwert zu dickes oder mehrfaches Überkleben des Rückens das Auflegen, wie auch zu breit an den Fälzen eingedrungener Kleister, der den Einlagerücken auf dem Buche festkleben läßt, das Flachlegen wenigstens im Anfange des Gebrauches. Es bedarf nicht besonderer Erwähnung, daß die meisten Bücher mit festem Rücken, besonders bei kleinen Formaten, sich nicht gut auflegen.

Wenn mit den vorstehenden Erörterungen dem einen oder anderen gedient, ist der Zweck unserer fachtechnischen »Studie« erreicht.

# ZWANGLOSE BEMERKUNGEN EINES BÜCHERFREUNDES ÜBER BUCHEINBÄNDE UND BUCHBINDER.

Von Dr. jur. G. A. E. BOGENG.

## I.

Die Entwickelung deutscher Buchkunst und die Teilnahme deutscher Bücherfreunde an dieser Entwickelung wird von keinem unbefangenen Beobachter geleugnet werden, selbst wenn er, wie ich, meint, daß die erfreuliche Geschmacksbildung des deutschen Bücherlesers und -sammlers für Buchausstattung bisweilen mit zu gewaltsamer Hast versucht wurde. Dank den Bemühungen der Leiter unserer großen kunstgewerblichen Museen empfinden heute schon viele Deutsche einen geschmackvollen Bucheinband wie einen Prolog zu dem von ihm umhüllten und damit dem Dunstkreise des Alltags entzogenen Kunstwerke. Aber der Bucheinband soll nicht nur schmücken, er soll auch schützen, und diese seine Hauptaufgabe ist –

leider auch in der stillen Gemeinde der Bücherfreunde — bei uns noch sehr wenig begriffen. Solche Erkenntnis können die Bucheinbandausstellungen nicht vermitteln, denn die in Glasvitrinen ausgelegten Einbände zeigen dem Beschauer zwar das schön eingebundene Buch als Schmuckstück, sie zeigen ihm aber nicht das gut eingebundene Buch als Gebrauchsstück. Die Ausstellungen haben ihren Besuchern bewiesen, daß auch deutsche Buchbinder ebenso geschmackvolle Arbeiten wie die französischen und englischen Einbandkünstler liefern können, wenn sie ihre Auftraggeber finden.



Blaugrauer Écraséband mit violett Lederauflage und Handvergoldung, von Paul Adam.

Aufs glücklichste kann nun der Buchbinder die Wirkungen dieser immer häufiger werdenden Ausstellungen vertiefen, wenn er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um, ein Erzieher seiner Kunden, immer wieder die Vorzüge eines technisch gut eingebundenen Buches vor einem in Decke gehängten zu erläutern und sei die Schale von Verlegers Gnaden selbst aus plattenvergoldetem Schafpergament nach den Angaben eines Buchkünstlers (der darum noch kein Einbandkünstler im fachtechnischen Sinne zu sein braucht) hergestellt. Zurzeit ist noch sehr vielen deutschen Bücherfreunden der Unterschied zwischen eingebundenen und in Decke gehängten Büchern nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die Folge dieser mangelnden Sachkunde ist leicht einzusehen; der Bücherfreund, der zudem Vergleiche mit Verlegereinbänden anstellen wird, da sie ihm ja neben den Kunstbuchbinderarbeiten auf den Ausstellungen vorgeführt werden, und für den rotes Leder eben rotes Leder ist, will nur bezahlen was er sieht, und wie er glauben muß, richtig beurteilt. Daß der sorgsame Buchbinder eine mühsame Arbeit leisten muß, bevor das Buch »eingebunden« werden kann, ist den Sammlern zumeist unbekannt; sie können den Wert der ihnen verborgenen Arbeit nicht würdigen und gehen zum sorgloseren aber billigeren Buchbinder. Allerdings haben schon in zahlreichen, für Sammler bestimmten Aufsätzen unsere Kunstbuchbinder, soweit sie auch Fachschriftsteller sind, auf den Wert einer guten Buchbinderarbeit für die Erhaltung des Buches hingewiesen. Aber sie haben dabei hauptsächlich ihre Anwendungen auf die kostbaren Einbände gemacht und so gerade bei Lesern, deren verständnisvolles Interesse erst in langer Werbearbeit zu gewinnen ist, nur zu leicht den Glauben erweckt, daß eine so umständliche Arbeit eben nur für ganz kostbare Einbände in Betracht komme, daß aber Unterschiede, z. B. zwischen gut und schlecht eingebundenen Pappbänden, gar nicht zu machen seien. Und doch sollte ein Bücherfreund wissen, warum mitunter ein schlichter Pappeinband mehr wert ist wie ein prunkvoller Maroccoledereinband, der nicht seinem Zwecke, das von ihm geschützte Buch zu erhalten, genügen kann, weil er viel eher den Schutz des Buches zu seiner Erhaltung bedarf. Den Bemühungen unserer guten Buchbinder aber wünsche ich, daß bald recht viele deutsche Sammler imstande sein möchten, die ehrliche Arbeit an der technischen Vollendung eines Bucheinbandes so fachkundig zu prüfen, wie es ein als feinsinniger Einbandkenner berühmt gewesener Besucher der Bücherei, Eugène Paillets in Paris vor Jahren tat:[1] »Herr von Lacarelle erscheint. Er kommt, um sich seinen neuen Einband anzusehen. — Er nimmt das Buch, er

1) Diese ironisch-ernsthafte Schilderung Henri Beraldis (die freilich in der Übertragung manches vom ursprünglichen Reiz des Originals verliert) ist seinem bei uns wenig bekannten Buche »Biblio d'un Biblio« entnommen, und zählt grundsätzliche Anforderungen auf, die ein Büchersammler als Einbandkenner an einen schönen und guten Einband stellt. Selbstverständlich sind damit nicht alle Kennzeichen eines solchen Einbandes gegeben. Herr v. L. prüft eben einige sich auch dem Kennerauge nicht auf den ersten Blick offenbarende Einzelheiten besonders sorgfältig nach.

unterſucht es. Wie wird ſein Urteil lauten? — Prüfend wägt er es auf der Hand. Vielleicht hat es nicht jene nur den gut eingebundenen Büchern eigene Feſtigkeit, die man früher durch Schlagen zu erzielen wußte? — Er biegt den Band im Rücken ein; biegt ſich vielleicht das Kapital unter den zugreifenden Fingern, was dann einen zu wackeligen Buchkörper verraten würde? — Er ſchlägt die beiden Buchdeckel nach rückwärts auseinander, vielleicht iſt es nicht gut angeſetzt? — Er klappt den Deckel wiederholt auf das Vorſatz. — Er unterſucht den Rücken, dieſen Prüfſtein der vollkommenen Einbände, vielleicht findet ſich da ein Fehler? Sind die Bünde zu flach oder zu hoch? Iſt der Titel mit zu großer oder zu kleiner Schrift gedruckt? — Hat das Maroccoleder ein zu grobes Korn, oder iſt es zu fein? Iſt die Narbung zu ſtark oder zu ſchwach poliert? — Er öffnet den Band, um den Innenſpiegel zu betrachten, er ſieht zu, ob auch die Innenkante gut vergoldet iſt, er hält die beiden Buchdeckel aufgeſchlagen vor ſich hin, um ihre Wirkung beſſer würdigen zu können: vielleicht iſt die Dekoration nicht mit vollendetem Geſchmack entworfen? —




Schwarz Seehundleder mit Handvergoldung, von Paul Adam.

Er durchblättert das Buch, indem er das Papier unter den Fingern erklingen läßt . . .

Die Prüfung iſt beendet, er iſt zufrieden.«

## TARIFFRAGEN.

Der Münchener Tarif. Im Auguſtheft dieſes Jahres brachte unſer »Archiv« eine Beſprechung des neuen Münchener Tarifes. Da die Behauptung aufgeſtellt wurde, daß einzelne Poſten nicht genau genug kalkuliert ſeien, nahm der Obermeiſter der Innung Veranlaſſung, gegen die Beſprechung Einwand zu erheben.

Da der Herr Obermeiſter bereits ſelbſt auf die Art, wie ein Irrtum entſtanden ſein könnte, hinwies, ſo war die Nachprüfung ſehr einfach. Demnach koſtet ein Band in Halbleinen, 26 cm hoch, 30 Bogen ſtark, 1,35 Mk. in München, gegen 1,50 Mk. im Düſſeldorfer Tarif; derſelbe Band koſtet, einfach halbfranz gebunden, 3 Mk. gegen 3,30 Mk. in Düſſeldorf, und fein halbfranz 4,30 Mk. gegen 4,75 Mk. in Düſſeldorf.

Der Herr Obermeiſter ſchreibt uns wegen des bemängelten Preiſes der Gartenlaube, in Halbleinen gebunden, von München mit 2,80 Mk., von Düſſeldorf mit 4,80 Mk. berechnet, folgendes:

»Die Düſſeldorfer Kollegen können für eine Gartenlaube, halbleinen, wohl 4,80 Mk. berechnen, aber bekommen werden ſie es nicht. Sie werden ihren Kunden wahrſcheinlich ſagen: »Sehen Sie, ſo hoch iſt der Tarif, ich mache es Ihnen aber ſo und ſo«. Große Sprüche machen und klein beigeben bringt keinen Verdienſt. Und wenn die Düſſeldorfer wie die Züricher auf den hohen Zeitſchriftenpreiſen beharren, ſo werden die Kunden die Zeitſchriften nicht mehr binden laſſen; ſie werden ſich auf dieſe Weiſe um die Arbeit bringen oder den Verlegern in die Hände arbeiten.«

Es iſt uns nicht der Auftrag erteilt, für die Düſſeldorfer Kollegen hier einzutreten und die wenig kollegialiſchen Unterſtellungen zurückzuweiſen; das mögen die Herren ſelbſt tun. Soweit es unſere Kritik anlangt, möchten wir hier nur das tun, was wir am Münchener Tarif als nicht genügend durchgeführt bezeichnet haben. Wir wollen den fraglichen Poſten kalkulieren.

4,80 Mk. mit 40 Proz. Verdienst – den wird man doch wenigstens zugestehen, – ergibt reine Unkosten von 3,42 Mk.; ab die Auslagen (ca. 40 Pfg.) restieren 3 Mk. für Arbeitslohn; berechnen wir einen Stundenlohn von 40 Pfg., so sind 7½ Arbeitsstunden bezahlt. In der Zeit dürfte eine Gartenlaube zu machen sein. Sehr viel rascher jedenfalls nicht. Bei der Münchener Berechnung stellt sich die Sache folgendermaßen: nach Abzug der verdienten 40 Proz. bleiben 2 Mk. Unkosten, ab 40 Pfg. Material, bleiben 1,60 Mk. Arbeitslohn; das ergibt bei 40 Pfg.



Kersten: Dante, Das neue Leben. Einband in orangefarbenem Ecrasé. Ornament hellblaue Ledermosaik.

Stundenlohn 4 Arbeitsstunden. Wo ist der Mann in München, der das leisten kann? Der nicht zu rechtfertigende Preisunterschied von 2,40 Mk. für Studio, 2,50 Mk. für Kunst und Handwerk, 2,80 Mk. für die Jugend ist damit übrigens noch nicht aufgeklärt. Außerdem wird es die Münchener Kollegen gewiß interessieren, daß laut Generalversammlungsbeschluß vom August auf den gegenwärtigen Düsseldorfer Tarif ein Aufschlag von 20 Proz. beschlossen ist und bisher streng durchgeführt wurde. Die Düsseldorfer Kollegen erachten das bisher beobachtete Solidaritätsgefühl für noch wichtiger, als die durchgeführten Preisaufschläge. Wir haben eben ausnahmslos die Überzeugung gewonnen, daß man niemals vom »Arbeiten« leben kann, sondern nur vom »Verdienst«. Hoffentlich halten auch alle anderen Kollegen diese Ansicht für rechtsgültig.

* * *

**Tarif des Buchbindermeistervereins Solothurn.** Es liegt uns die 4. Auflage des Solothurner Tarifs vor; da wir gerade den Tarif für München zur Hand haben, drängt es uns zum Vergleich. Auch die Solothurner haben gut durchkalkuliert, wie die einzelnen Positionen ergeben. Auch hier sind die Zeitschriften im richtigen Verhältnis kalkuliert, wenn wir auch die Preise für einfachere Bände für zu niedrig halten. Für feinere Bände ist der Preis nur für Bocksaffian berechnet, echter Saffian, Kalb- und Schweinsleder jedoch nicht in Betracht gezogen. Die Preise stehen dem Münchener Tarif fast gleich, soweit nicht kleine Währungsunterschiede eine Abrundung erfordern. Bei den Zeitschriften sind jedoch die Unterschiede ganz auffallend. Westermanns Monatshefte kosten, um Beispiele anzuführen, in Solothurn 3,20 Mk., in München 1,50 Mk.; Halbfranz: Solothurn 4,80 Mk., München 3,50 Mk. Moderne Kunst, in Decke: Solothurn 6,40 Mk., München 3,70 Mk.; Halbfranz: Solothurn 8,40, München 7,30 Mk. Gartenlaube, Halbleinwand: Solothurn 4,00, München 2,80 Mk.; in Decke: Solothurn 3,44, München 1,90 Mk.; Halbfranz: Solothurn 5,20, München 4,40 Mk.

Es ließen sich noch eine ganze Reihe interessanter Vergleiche ziehen; jedenfalls sollten alle Vereinigungen sich die verschiedenen Tarife für ihre Bibliotheken erwerben, um zu lernen und zu vergleichen. Wie lehrreich diese Vergleiche sind, hat Kollege **Kallmann** auf dem letzten Verbandstage in Hannover gezeigt. Der Solothurner Tarif bringt einige zweckmäßige Neuerungen; die Zeitschriftenliste ist nach den Höhenmaßen geordnet, was den Vergleich nicht aufgeführter, ähnlicher sehr erleichtert. Dann ist hinter den verschiedenen Gruppen genügend freier Raum gelassen, um Nachträge einzuschalten. Daß Musikalienbände ebenfalls aufgeführt sind, füllt eine Lücke aus, die oft empfunden wurde. Die Liste für Materialberechnung ist gleichfalls wertvoll.

Mit besonderem Vergnügen reihen wir jeden neuen Tarif ein; bringt er doch, wenn auch nur langsam, uns einer gewissen Einheitlichkeit entgegen. Das kann für uns alle nur gut sein.

# VERSCHIEDENES.

In den Gesamträumen der Philharmonie, Berlin, Bernburgerstraße 22/23, findet in der Zeit vom 2. bis inkl. 17. Mai 1908 eine Fachausstellung der Papier- und Lederwaren- (Portefeuille) Industrie, Buchbinderei, Notes, Poesies, Album- und Kartonagenfabrikation, Täschnerei usw., verbunden mit einer Maschinen- und Materialausstellung statt; ebenso werden sämtliche zu dem Fache gehörende Rohstoffe und Halbfabrikate, Leder, Kaliko, Lederimitation, Buchbinderpapiere usw. zur Ausstellung kommen.



Kersten: Heinrich Hart, Das Lied der Menschheit.
Einband in gelbgrün Maroquin mit Gold- und Blinddruck.

An die Interessenten der mit unserem Fache verbundenen Fabrikations-, Geschäfts- und Berufszweige ergeht hiermit seitens des Vorstandes der Berliner Buchbinderinnung die ergebene Einladung zur Beschickung dieser Fachausstellung, unter Hinweis auf den beigefügten Gruppenplan.

Diese Fachausstellung soll es ermöglichen, allen Interessenten einen vollständig umfassenden Einblick in unser hochentwickeltes Fachgewerbe zu verschaffen; hierdurch wird die Gelegenheit gegeben alle bereits vorhandenen Einrichtungen und Neuerungen kennen zu lernen, andererseits soll die Fachausstellung als ein Ansporn zur weiteren Betätigung in unserem Gewerbe dienen und neu befruchtend und belebend auf dasselbe einwirken.

Der Vorstand bittet die Interessenten alle näheren Auskünfte über die Fachausstellung betreffs einer Beteiligung von dem ständigen Büro des Arbeitsausschusses, Philharmonie, Bernburgerstraße 22/23 (Geschäftszeit: werktäglich von 11 – 12 Uhr vormittags. Telephon: Amt 6, Nr. 490) gütigst einholen zu wollen, eventuell beiliegende Karte auszufüllen und umgehend einzusenden. Da eine rege Beteiligung sicher ist, bitten wir gleichzeitig etwaige Wünsche über bevorzugte Plätze sofort an uns gelangen zu lassen um sie berücksichtigen zu können.

Der Vorstand der Berliner Buchbinder-Innung.

Slaby, Papajewsky,
Obermeister.

* * *

Leipzig. Anfang Dezember ist die Buchbindekunst-Ausstellung im Deutschen Buchgewerbehaus geschlossen worden, nachdem sie nicht nur in Leipzig selbst, sondern auch auswärts, besonders bei den Kunstgewerbeschulen erfreuliche Beachtung gefunden hatte. Für das Frühjahr 1908 plant das Museum eine Ausstellung, in der die Hauptmeister der deutschen Buchkunst, der älteren sowohl wie der modernen, vorgeführt werden sollen.

* * *

Eine Fachzeitschriften-Auslegestelle hat die Handwerkskammer zu Insterburg neben ihrer Patentschriften-Auslegestelle eingerichtet. Diese Maßnahme verfolgt den Zweck, den Handwerkern die Anschaffung und Benutzung der Fachliteratur zu vermitteln, die als notwendiges Rüstzeug im gewerblichen Konkurrenzkampfe zu betrachten ist, aber leider von den Handwerkern noch zu wenig gewürdigt wird. Etwa 100 der bedeutendsten Fachzeitungen liegen im Bureau der Kammer zu jedermanns Benutzung aus. Interessenten erhalten zugleich entsprechende Belehrung über die wichtigsten Fachwerke.



Miffale von Heinrich Pralle, Hamburg.

# ELSASS-LOTHRINGISCHE EINBAND-AUSSTELLUNG IN STRASSBURG.

III.

Es ift nun fchon einige Zeit darüber hingegangen, daß die Ausftellung in Straßburg gefchloffen ift, fchon find eine Reihe von neuen Buchausftellungen in Ausficht, und noch find wir mit dem Berichte über diefe bemerkenswerte Ausftellung nicht zu Ende gekommen. Wir finden, daß es eigentlich viel leichter ift, über die älteren Meifter zu fprechen, als über die neuen und neueften. Außerdem ift es gar nicht fo ganz leicht, immer rechtzeitig das notwendige Material für die Abbildungen herbeizufchaffen, und ohne folche Abbildungen geht es doch nun einmal nicht. Wir fchließen dabei von uns auf andere, wenn wir die Behauptung aufftellen, daß jeder Fachmann feine Zeitung zuerft immer auf die Abbildungen hin anfieht. Sind die originell oder doch Intereffe erweckend, dann ift das Heft gut, dann fieht man auch gelegentlich einmal nach dem Texte; ja, ein intereffanter Artikel wird dann auch einmal gelefen, felbft wenn es ein Artikel ift, gegen den man proteftiert. Vielleicht find es gerade diefe Art Auffätze, welche am meiften Anklang – oder Widerfpruch, je nachdem, – finden. Am meiften verftimmt den Lefer eine gewiffe fpießbürgerliche »Wohlerzogenheit« in feinen Fachwerken. Wir glauben, uns diefes Fehlers felten fchuldig zu machen. Deshalb wird man es uns heute – ausnahmsweife – einmal verzeihen, wenn wir von diefer Regel abweichen; wir müffen heute recht langweilig werden, felbft für den Schreiber ift's eine langweilige Sache: er muß über feine eigenen Arbeiten fchreiben. Doch erhofft er um so eher Abfolution, als er verfpricht, die Sache recht kurz zu machen: Sie werden höflichst gebeten, die Unterfchriften anzufehen, die über das Wefentlichfte Auskunft geben. Was ließe fich wohl auch fonft über verhältnismäßig einfache Bände fagen? Das fonft bei folchen Befprechungen übliche, felten gern gefehene Phrafengewäfch können wir uns gern verkneifen. Erwähnt fei, daß die verwandten Stempel für die Zwecke des eigenen Gebrauchs gezeichnet find, um einer zeitgemäßen und gefunden Moderne, die nichtsdestoweniger doch nicht einer Effekthafcherei dienen foll, für unfere buchbinderifchen Zierweifen die Wege zu ebnen.

Damit müffen wir den heutigen Bericht fchließen, da uns die notwendigen Abbildungen für weitere Arbeiten von der Straßburger Ausftellung erft verfpätet zugegangen find.

# LITERATUR.

Ausstellungskatalog. Deutsches Buchgewerbemuseum Leipzig. Oktober und November 1907.

Der Katalog hat uns eine aufrichtige Freude bereitet, und zwar in doppelter Beziehung. Erstlich durch die gleich gute Ausstattung, die man ja allerdings bei dem hervorragendsten Institute für Buchkunst von jeher gewöhnt ist. Mehr aber noch freut uns der Frontwechsel in der Anschauung, die man im Buchgewerbemuseum der Kunstbuchbinderei gegenüber eingenommen hat.

Es ist noch gar nicht lange her, zur Zeit der Einbandausstellung 1906, als der Verfasser einer Besprechung der Frankfurter Buchkunstausstellung im »Archiv für Buchgewerbe« schrieb: »Der Handband, namentlich der Prachtband, hat seine Rolle ausgespielt; die Bedeutung, die ihm in unserer Zeit und für die Zukunft zukommt, ist nicht mehr gar zu groß, er wird auf ein kleines, sehr kleines Gebiet, das Gebiet der Handschriften, der kostbaren Drucke beschränkt bleiben. Die Zukunft gehört dem Verlegerbande.«

In dem Ausstellungskataloge aber steht zu lesen: Aber wie die Maschine, sofern sie ihr wichtiges Kulturwerk erfüllen soll, kein wildes Ungeheuer werden darf, wie sie stets von Menschengeist und -Hand gezügelt werden muß, so wird auch der Maschinen-, der Massenband stets der Anregung bedürfen, die vom handgefertigten Bande ausgehen. Der für besondere Verhältnisse, mit besonderer Sorgfalt ausgeführte Handband wird stets die Voraussetzung bilden für einen guten Stand des Maschinen- und Massenbandes. Das schreibt heute derselbe Autor; ein glückliches Zeichen für die Erkenntnis der Tatsachen, wie sie wirklich liegen, ein weiteres dafür, daß man ernsthafte Kritik einer Fachzeitschrift, wie die unsrige es ist, nicht unbeachtet läßt. Nehmen wir dazu noch die Tatsache, daß für das nächste Jahr eine Sonderausstellung von Handbänden an derselben Stelle geplant ist, so scheint es sicher, daß man im Buchgewerbehause heute nicht mehr: »energisch Front machen will gegen die gefährliche Meinung, daß zu den Kriterien der Kunst notwendigerweise die Einzel-, die Handarbeit gehöre, daß alle Massen- und Maschinenarbeit aber in das Gebiet der »Industriefalle. – – – «

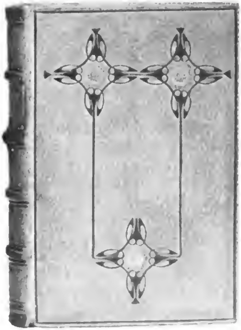
In den Besprechungen der Technik hat sich ein Fehler eingeschlichen, der allerdings verzeihlicher Art ist, weil die orientalische Arbeitsweise doch nur auf Grund eingehender technischer Vorkenntnisse zu beurteilen ist. Die türkisch-persischen Kamelhautmatrizen sind nämlich keine Plattenstempel und deshalb auch nicht wie solche verwandt worden, sondern die ausgeschärften Lederteile sind in die Matrizen eingearbeitet, ausgefüllt, dann für sich abgeschnitten und in die Decken eingesetzt worden. Meistens sind es anatolische Bände, die mit diesen immerhin primitiven Werkzeugen hergestellt sind. Maultierleder ist nie für die feinen französischen Bände verarbeitet worden, sondern ausschließlich Ziegen- und Schafleder; das Wort »Chagrin« kommt von »Sagre«. Die eigenartige Behandlung des Leders mit dieser Bezeichnung geschah durch Eintreten von Samen einer Meldenart ins nasse Leder; nach dem Abtrocknen wurde das Leder geschliffen, im Wasser wieder aufgequellt und so das eigenartige, gleichmäßig runde Korn erzeugt. Später hat man es anders gemacht, aber der Name ist geblieben. Im übrigen sind diese Leder im Abendlande erst nach dem Jahre 1660 bekannt geworden. Es soll dies hier gleich festgestellt werden, da sich auf Grund solcher harmloser Notizen manchmal dauernde Irrtümer aufbauen.

Wie bei Aufstellung des Straßburger Kataloges ist man auch bei diesem von dem katalogmäßigen, d. h. von dem Aufzählen der Nummern abgegangen und hat sich auf die Schaffung eines Führers beschränkt. Aus diesem Grunde erscheint es auch angebracht, daß man dem Heftchen den Titel gab: »Die Buchbindekunst der alten Meister.«

* * *

Formularbuch des Geschäftsmannes von Dr. jur. Bieberfeld. Verlag von Wilhelm Knapp. 1907. Preis 3,60 Mk.

Endlich einmal auf diesem Gebiete etwas Brauchbar-Vernünftiges! Alle die Bücher, die angeblich die »Korrespondenz des Kaufmanns«,



Schweinslederband mit Blinddruck; Fachschule H. Bauer, Gera.

»Der gewandte Buchhalter« usw. sind doch im Grunde genommen nichts anderes als einseitige, sich in anderer Form immer wiederholende Schemata, die ein denkender Geschäftsmann selten benutzen will, ja meist nicht benutzen kann. Der frische praktische Zug, der selbst die trocknen geschäftlichen oder rechtlichen Schriftstücke des Kaufmanns, des Handwerkers oder Geschäftsmannes durchwehen soll, fehlt in den meisten Hilfs- und Handbüchern dieser Art. Das Bureaukratische, das »Schema F« überwiegt in den meisten Fällen.

Das hier zur Besprechung stehende Werk weicht in alle dem von den vorhergegangenen ab; es ist das erstemal, daß bekannt wird, daß eine solche Arbeit zu allgemeinem Gebrauche von einem praktischen Juristen verfaßt wird. Die Beispiele sind sämtlich aus der Praxis hervorgegangen, haben aber noch einen besonderen Vorteil in den »Vorbemerkungen« zu den einzelnen Formulargruppen. Dadurch ist den Formularen eine gewisse »Elastizität« der Behandlung gewahrt. Unter den Mustern wird man denn auch die seltener getätigten Verträge finden: Lizenzen, Fabrikordnungen, Sicherungsverkäufe, Anfechtungen von Willenserklärungen und Verkäufen, Strafanträge wegen Verletzung eines Waarenzeichens, Abwehr unlauteren Wetbewerbes u. a. m.

Wir empfehlen das Werkchen, nicht etwa für einen einzelnen Fall, sondern zu dauerndem Gebrauche.

* * *

Der gewerbliche Kredit. Licht- und Schattenseiten des modernen Kreditwesens. Leitfaden für Gewerbetreibende, bearbeitet von R. Pape, Syndikus der Handwerkskammer zu Insterburg, Verlag der Ostpreußischen Druckerei und Verlagsanstalt A.-G., Königsberg i. Pr. Preis 1 Mk.

Wir leben bekanntlich im Zeitalter der Kreditwirtschaft. Alle Versuche, den Kredit aus der Welt zu schaffen, werden bei unsern modernen geschäftlichen Verhältnissen fehl schlagen müssen. Im Gegenteil wird das Kreditwesen sich weiter entwickeln und noch kompliziertere Formen annehmen, als bisher. Von dieser ganz richtigen Anschauung ausgehend, hat es der Verfasser unternommen, das Kreditwesen in einer für den Handwerker und Gewerbetreibenden leicht faßlichen Weise zu erläutern und die Licht- und Schattenseiten des Kredits zu behandeln. Nach dem Inhalte der Schrift könnte der Titel auch lauten: »Wie erlangt der Gewerbetreibende Kredit und wie schützt er sich vor Kreditverlusten?« Der Verfasser behandelt zunächst das Wesen, die verschiedenen Arten und die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kredits. Hierauf werden die gewerbliche Kreditvermittelung, insbesondere die Aufgaben der Kreditorganisationen (Gewerbebanken, Vorschußvereine usw.) erörtert und recht interessante Mitteilungen über die Beschaffung der zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses notwendigen Betriebskapitalien gemacht. Ein weiterer Abschnitt des Werkchens handelt von den Bedingungen der Kreditgewährung; als solche sind erörtert: die Bürgschaft, die Hypothek, das Faustpfand (Lombard und der Wechsel). Im Anschluß hieran ist das Diskontieren von Geschäftswechseln und von Forderungen einer eingehenden Besprechung unterzogen und auch der sogen. Kautionskredit, der neuerdings bei Submissionen sehr in Aufnahme kommt, erläutert. Des Weiteren finden wir dann treffliche Ratschläge zum Schutz gegen Kreditverluste, lernen das neue Problem der Kreditversicherung kennen und werden des näheren über die Aufgaben der

gewerblichen Kreditſchutzvereine unterrichtet. Behandelt ſind die ſchwarzen und die ſogen. Manifeſtationsliſten, die Beitreibung von Forderungen (Einleitung des Mahnverfahrens und ordentliche Klage), die Verjährungsfriſten, die öffentliche Ausbietung der Forderungen und die Maßnahmen gegen Kreditbetrug.

H. O.

* * *

**Die Werkkunſt.** Zeitſchrift des Vereins für deutſches Kunſtgewerbe in Berlin.

Bruno Paul, der jetzt ſo geſchätzte Künſtler, welchen man als den Schöpfer einer neuen Wohnungskultur betrachtet, iſt der Gegenſtand eines intereſſanten Artikels in dem erſten Hefte des jetzt beginnenden 3. Jahrgangs der vom Verein für deutſches Kunſtgewerbe herausgegebenen Zeitſchrift »Die Werkkunſt« (Schriftleitung Dr. G. Lehnert, Verlag von Otto Salle in Berlin). Alle welchen die Ausgeſtaltung der Wohnung zu einer Stätte künſtleriſcher Feinheit und zugleich Behaglichkeit am Herzen liegt, werden dieſe Würdigung Pauls durch die Feder Ernſt Schurs mit Genuß leſen. Dieſe Zeitſchrift wendet ſich an alle Kreiſe, die am Kunſtgewerbe tätig und genießend teilnehmen. Die Fragen des Tages, die handwerklichen wie die künſtleriſchen, werden von berufenen Männern, Theoretikern und Praktikern, erörtert und geklärt. Anregungen, welche die Ausſtellungen und ähnliche Veranſtaltungen bieten, werden ausgenutzt, und das künſtleriſche Leben in den verſchiedenen Vereinen wird der Geſamtheit zugänglich gemacht.

* * *

**Herders »Konverſations-Lexikon«. Dritte Auflage.** VIII. Band. »Spinnerei bis Zz«. (VIII Seiten und 1912 Spalten Text, dazu 82 zum Teil farbige Beilagen, mit 1100 Bildern.) Geb. 12,50 Mk. Freiburg, Herderſche Verlagsbuchhandlung.

Der nunmehr vollendete achte Band hat dem großen Werk den Schlußſtein eingefügt. Er übertrifft an Umfang ſeine Vorgänger ganz beträchtlich. Es hat ſich gerade zum Schluß eine ſo gewaltige Menge an Stoff zuſammengedrängt, daß deren Bewältigung nicht geringe Anforderungen an die inhaltliche Bearbeitung wie auch an die rein äußerliche Anordnung ſtellen mußte. Dieſe »Belaſtungsprobe« darf als wohlgelungen bezeichnet werden. Die ſorgfältig ausgearbeitete und peinlich eingehaltene Ökonomie hat ſich bis zuguterletzt aufs beſte bewährt.

Suchen wir in dem Schlußband einige Stichwörter auf, die eine beſondere Bedeutung für die Gegenwart gewonnen haben, ſo werden wir vielfach eine unerwartet ausführliche Auskunft finden. Das gilt u. a. von dem Steuer-, dem Währungs-, Verſicherungs- und Zollweſen, den Truſts und der Tarifvertragsfrage. Nicht minder wichtig für das Verſtändnis ſo mancher politiſcher Tagesfragen iſt das Wahlrecht in den verſchiedenen Ländern deutſcher Zunge. Hier wie überall bewährt ſich der neue Herder als ein durch Klarheit und Knappheit ausgezeichneter Ratgeber. Sehr zeitgemäß ſind ferner die Stichwörter Urheberrecht, Volksbibliotheken, Volkshochſchulen, Volkshygiene, Volkswirtſchaft (mit Beilage), Warenhäuſer, Warenzeichen, Wechſelſtempel, Wohnungsfrage uſw. mit ihren die neueſten Verhältniſſe berückſichtigenden Angaben.

Eine ganz vorzügliche Überſicht gewährt die Karte Weltverkehr mit orientierenden Daten über deſſen Entwicklung und Hilfsmittel. Wichtige Abſchnitte unſeres Unterrichtsweſens ſchildern die Artikel Univerſitäten und Volksſchule. Die grundlegenden Begriffe Staat, Strafe, Strafprozeß, Strafrecht, Zivilprozeß ſind leichtfaßlich erörtert. Über das moderne Städteweſen unterrichtet eine achtſpaltige Beilage. Der Stenographie iſt eine die geſchichtliche Entwicklung ſchildernde Beilage und eine Tafel mit zahlreichen Proben gewidmet. Eine treffliche Sprachenkarte iſt dem Artikel Sprache beigegeben. Reich und ſorgfältig wie überhaupt im ganzen Werke ſind auch im vorliegenden Bande Technik und Naturwiſſenſchaften vertreten. Beſonders ſei hingewieſen auf die illuſtrierten, ſtets das Neueſte bringenden Beilagen, ſowie die geographiſchen Karten und Stadtpläne.

Alles in allem, der achte Band reiht ſich ſeinen Vorgängern würdig an und bildet einen harmoniſchen Abſchluß des in jeder Hinſicht trefflichen Herderſchen Lexikons. Damit haben wir ein Nachſchlagewerk mittleren Umfangs und Preiſes, das allen billigen Anforderungen vollauf genügt. Eine Würdigung des ganzen Werkes behalten wir uns noch vor.

Eine Kalenderneuheit ist soeben im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger zu Berlin NW. 87 unter dem Titel »Ein Leben in Schönheit, Oskar Wilde-Kalender für das Jahr 1908« erschienen. Der Kalender beginnt mit einer Betrachtung über Leben und Werke des berühmten englischen Dichters aus der Feder von Leo Colze. Es folgt das Kalendarium, durchzogen von einem Lebens- und Weltanschauungsbrevier aus Oskar Wildes Schriften. Des weiteren folgen zwei Glanzstücke aus Oskar Wildes Novellistik, in geschmackvoller Übersetzung von Else Otten. Der gesamte Text enthält zierliche Umrahmungen und Illustrationen. Schrift und Buchschmuck sind in verschiedenen zart gegeneinander abgetönten Farben gedruckt. Der Wilde-Kalender ist nur in einer beschränkten Auflage gedruckt und wird zum Preise von 1,50 Mk. verkauft.

Interessante Ansichtskarten nennt sich ein neues periodisches Werk, eine Zeitschrift ohne Worte. Heft 1 ist im November erschienen und enthält 15 perforierte Postkarten verschiedenster Art, sowohl Dreifarben- wie Bromsilberdrucke, Bildnisse, Blumenstücke, Landschaften, Damenmoden, kurz die verschiedensten Sujets. Das Neue, das Eigenartige wird sowohl den Händler wie den Sammler, den Schreibenden wie den Empfangenden interessiren. Jedenfalls ist die Neuerung wert, daß sie allgemein bekannt wird. Verantwortlich für die Redaktion ist August Hoeßle in Stuttgart; gedruckt wird das Werkchen bei Rommel & Co. und von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. Preis des Heftchens 60 Pfg.

## AUFRUF AN DIE KOLLEGEN DES BUCHBINDERGEWERBES UND VERWANDTE BERUFE IM DEUTSCHEN REICHE.

Nach den Beschlüssen des Hannoverschen Verbandstages hat sich der Vorstand des Arbeitgeber-Schutzverbandes für das Deutsche Buchbindergewerbe und verwandte Berufe konstituiert. Die Satzungen und Beitrittserklärungen liegen gedruckt vor und können von dem Vorsitzenden, A. Papajewsky-Berlin S. 14, bezogen werden. Alle Kollegen werden gebeten, sobald als möglich mit der Gründung von Bezirksverbänden vorzugehen und Mitglieder dafür zu werben.

Der Vorstand hat beschlossen, alle diejenigen, welche sich bis zum nächsten Verbandstage (im Juli 1908) als Mitglieder des Schutzverbandes melden, ohne Eintrittsgeld aufzunehmen. Diese haben nur den persönlichen Beitrag von 4 Mark pro Jahr und den Vierteljahrsbeitrag von 60 Pfennigen für jeden Arbeiter über 18 Jahre, nebst der Beitrittserklärung an den Bezirksvorstand oder, wo ein solcher nicht besteht, direkt an den Zentralvorstand, zu Händen des Kassierers F. Sackmann, Berlin S., Luckauerstr. 3, einzusenden.

Damit ist die Mitgliedschaft und auch die Versicherung gegen Streikschäden perfekt geworden. Die weitere Abführung der vierteljährlichen Beiträge für die Kopfzahl der Arbeiter erfolgt alsdann entweder bei dem Bezirksvorstand oder bei dem Zentralvorstand in Berlin.

Alljährlich findet unmittelbar vor dem Verbandstag des Bundes Deutscher Buchbinder-Innungen eine Generalversammlung des Schutzverbandes statt, wo den Delegierten der Rechenschaftsbericht vom Zentralvorstand vorgelegt wird.

Von größter Wichtigkeit ist es jetzt, alle Tarifverträge, welche mit Arbeitnehmern in den verschiedenen Städten abgeschlossen werden, möglichst einheitlich bis zu einem bestimmten Endtermin abzuschließen. Der Tarifvertrag, welchen der Verband Deutscher Buchbindereibesitzer in den Städten Berlin, Leipzig und Stuttgart mit seinen Arbeitern abgeschlossen hat, läuft bis zum 1. Juli 1911. Behufs einheitlicher Abwehr von unberechtigten Forderungen der Arbeiter eventl. Abkürzung von entstandenen Streiks ist es unbedingt erforderlich, alle noch abzuschließenden Tarifverträge auch bis zum 1. Juli 1911 festzulegen.

Die Kollegen werden gebeten, den Zentralvorstand von allen Tarifverträgen, welche von jetzt an mit den Arbeitnehmern abgeschlossen werden sollen, rechtzeitig in Kenntnis zu setzen, auch seinen Rat und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dann erst kann von einer Organisation der Arbeitgeber geredet werden, dann erst werden die Meister wieder Herr in ihrem Hause sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI
ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

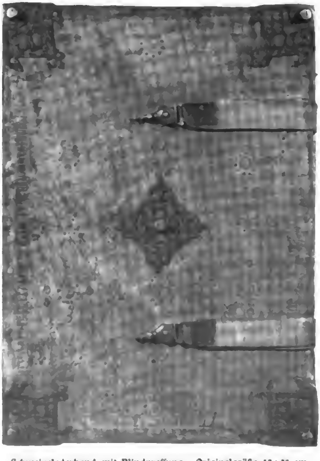
VII. Jahrgang Januar 1908 Heft 10.

# DIE BUCHBINDEKUNST DER ALTEN MEISTER.

Von Dr. ERICH WILLRICH, Leipzig.

(Genehmigter Abdruck aus »Archiv für Buchgewerbe«, Verlag des Deutschen Buchgewerbevereins in Leipzig.)

Das Deutsche Buchgewerbemuseum hatte für Oktober und November v. J. eine Ausstellung veranstaltet, die der Buchbindekunst der alten Meister gewidmet war. Sie umfaßte Einbände, Buntpapiere und als Anhang eine kleine moderne Abteilung der Leipziger Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe. Denjenigen unserer Leser, die die Ausstellung nicht besuchen konnten, soll der folgende, unter Benutzung des gedruckten Führers über die Einbände gegebene Bericht ein Ersatz sein. – Die größte Umwälzung, die das Buchwesen je erfahren hat, wurde durch Gutenberg herbeigeführt. Vor ihm war das Buch ein Einzelding, vom Schreiber mit fleißiger Hand geschrieben, vom Kleinmaler mit bunten Zierstücken und Bildern durchsetzt, vom Goldschmiede mit kostbarem Behältnis umkleidet. Die neue Erfindung ließ das Buch in hundert und mehr Stücken aus der Presse gehen, eines genau wie das andere, nun nicht mehr ein Einzel- und Ausnahmeding, sondern ein Massending, das auch dem weniger Begüterten erschwinglich war. Dieses billige gedruckte Buch konnte keinen so prächtigen Einband verlangen wie die kostbare Handschrift vor ihm. Schon im Mittelalter hatte man einfachere Schriften schlichter und billiger gebunden. Diese einfachere, schlichte Art, bei der um Bretter geschlagenes Leder die Deckel bildete, wurde jetzt allgemein Brauch. Diese derbkantigen Bretter mit ihrem kräftigen Lederbezug, bleiches Schweins- oder braunes Kalbsleder, diese starkwulstigen Bünde (das sind die Schnüre, um die des Buches einzelne Lagen geheftet werden), allenfalls noch die Schließen und die Beschlagstücke, sie geben die Hauptformen, und die sparsame Schmuckzutat dient nur dazu, jene schon durch die bloße Konstruktion gegebenen Formen zu begleiten und zu betonen, den Charakter des Stoffes zu klären. Eine im späteren Mittelalter, besonders bei Kästchen und dergleichen und auch bei Einbänden angewandte Lederbearbeitung, der mit Punzen verbundene Lederschnitt wird in den Hintergrund gedrängt von der Lederpressung mit Stempeln und dergleichen, ein Verfahren, das dem im Buche selber angewandten Drucke innerlich ja auch näher steht. Mit dem erwärmten Streicheisen werden in das leicht gefeuchtete Leder Linien gezogen, die den Rand des Deckels betonen und die Deckelfläche in Rahmen und Mittelfeld teilen. Das Mittelfeld wieder wird durch dia-



Schweinslederband mit Blindpressung. Originalgröße 52 : 38 cm. Laut Inschrift gebunden 1453 von den Nürnberger Dominikanern Conrad Forster und Johann Wirsing. Inhalt Nürnberg 1446. Aus dem Deutschen Buchgewerbemuseum, Leipzig.



Brauner Kalbslederband mit Blindpressung. Originalgröße 44:29 cm. Vermutlich Deutschland, XV. Jahrhundert. Inhalt Venedig 1491. Aus d. Bibliothek d. Börsenvereins d. Deutschen Buchhändler, Leipzig.



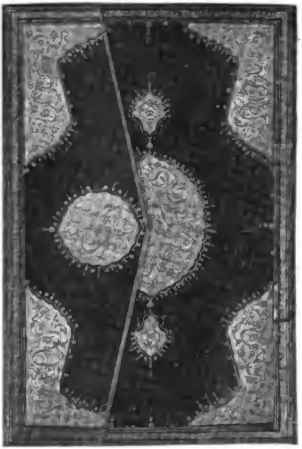
Brauner Kalbslederband mit Blindpressung. Originalgröße 44:30 cm. Vermutlich Köln a. Rh., XVI. Jahrhundert. Inhalt Lyon 1514. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

gonal laufende Striche in kleinere Felder geteilt (siehe Abb. Seite 145). Oft findet sich auch eine mit Handstempeln eingedrückte granatapfelartige Teilung (siehe die Abb. oben l.). In die so entstandenen kleineren Felder und Streifen werden Stempel eingedrückt, in die verschiedenartige Muster eingeschnitten sind, Rosen, Lilien, Laubstäbe, fromme Sprüche und Worte, Tier- und Menschenbilder. Die so ohne Farbe, blind eingedrückten Zierstücke halten sich zurück, wollen durch ihren matt-dunklen Glanz nur die kräftige Art ihres Grundes, des Leders, verdeutlichen. Die wachsende Bücherhervorbringung verlangt nach abkürzenden, beschleunigenden Verfahren. Zu Streicheisen und kleineren Handstempeln gesellt sich der größere Plattenstempel, der mit der Presse eingedruckt wird, vor allem die Rolle, die es ermöglicht, mit einem einzigen Zuge einen ganzen Schmuckstreifen zu ziehen. Oft tragen die Platten Bezeichnungen, die auf die Stempelschneider oder die Buchbinder zu deuten sind. Am Niederrhein, wo Köln der Hauptsitz der neuen Kunst ist, in den Niederlanden, auch im angrenzenden Frankreich, scheinen die neuen Werkzeuge zuerst aufgekommen zu sein (siehe Abb. oben r.). Sehr verbreitet und wohl niederländischen Ursprungs ist ein Muster von zwei ineinandergreifenden kammartigen Eichelreihen (siehe Abb. Seite 147 l.). In Frankreich liebt man besonders figürliche Darstellungen, in England große Wappen. Im übrigen stößt die Zuschreibung der spätgotischen Bände an einzelne Länder und Gegenden auf große Schwierigkeiten. Das vorherrschende Land ist in dieser Zeit noch immer Deutschland, deutsch ist ja die Erfindung des Buchdruckes, deutsch auch der Gesamtcharakter der Einbandkunst dieser ersten Zeit.

Mit dem 16. Jahrhundert tritt Italien in den Vordergrund, und Italien vermittelt dem Abendlande die Anregungen des Orients, der orientalisch-sarazenischen Kunst, einer anderen Welt. Während im Norden konstruktive Kühnheit sondergleichen zu gotischen Domen sich aufreckt,

läßt orientaliſche Phantaſtik die Alhambra erſtehen, in der eine verſchwenderiſche Fülle von Formen und Farben die Konſtruktionen verhüllt. Wie im großen ſo im kleinen. Man vergleiche die ſchlicht-konſtruktiven, ſtumpffarbenen Bände des nordiſchen, gotiſchen Stils mit der Gold- und Farbenpracht der Erzeugniſſe orientaliſcher Buchbindekunſt (ſiehe Abb. Seite 147 r.). Hier nur das Hauptſächlichſte. Auf ſeinen mit einer leichten Pappeinlage verſehenen Lederdecken legt der orientaliſche Buchbinder bei der Ausſchmückung für gewöhnlich einen Hauptton in die Mitte und vier Nebentöne in die Ecken. Mit Plattenſtempeln, die oft in harte Kamelshaut gearbeitet ſind, preßt er reiche Goldmuſter in das Leder, oder er ſtrebt in fein aus Leder geſchnittenen, mit farbiger Seide hinterlegten Ornamenten noch reichere farbige Wirkungen an.

Sowohl bezüglich des Materials, wie der Bearbeitung, wie der Schmuckformen ſelbſt hat der Orient ſtark auf Italien und damit das



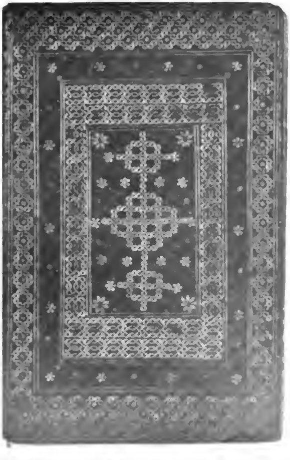
Brauner Maroquinband mit Goldpreſſung. Originalgröße 29:20 cm. Orient, XVII. Jahrh. Aus d. Sammlung d. Dr. med. Becher, Karlsbad.



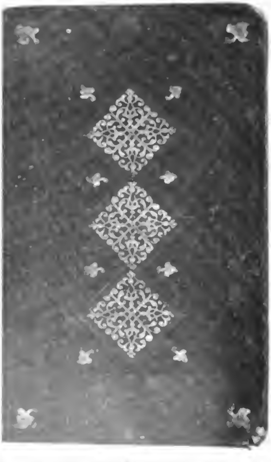
Brauner Kalbslederband mit Blindpreſſung. Originalgröße 18:11 cm. Vermutlich Niederlande, XVI. Jahrhundert. Inhalt Baſel 1544. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

übrige Abendland eingewirkt. Die ſchönen Lederarten der Sarazenen, narbiges Ziegenleder, nach Kordova Korduan, nach Marokko Maroquin genannt, und kräftiges Eſel- oder Maultierleder, weil vom Rücken (türkiſch: zagri) genommen, Chagrinleder genannt, waren ſchon früher geſchätzt, fanden aber erſt jetzt weitere Verbreitung. Auch die ja nahe liegende Verwendung von leichten Pappen ſtatt der ſchweren Holzbretter als Einlagen dürfte auf Anregung vom Orient zurückgehen. Was die Technik betrifft, ſo iſt als Neuerung vor allem die Vergoldung zu nennen. Das Verfahren iſt kurz folgendes. Nachdem das Muſter blind vorgedruckt iſt, wird feines Goldblatt in die Vertiefungen getupft und mit denſelben Werkzeugen, mit denen der Vordruck vorgenommen, feſt eingedrückt. Nur ein Werkzeug der früheren Zeit konnte aus leicht einleuchtendem Grunde bei der Vergoldung mit verwandt werden, das Streicheiſen. Goldlinien, die über die Länge der Linienſtempel hinausgehen, werden mit einer

feinen Rolle gezogen. Die große gemusterte Rolle, die wir bereits bei den spätgotischen deutschen Einbänden kennen lernten, scheint jedoch vorerst von den italienischen Buchbindern nicht benutzt worden zu sein. Abgesehen von diesen materiellen und technischen Einflüssen hat aber, wie bereits angedeutet, der Orient auch bezüglich der Schmuckformen selber der abendländischen Buchbindekunst wertvolle Anregungen gegeben. Die sogenannte Maureske, jenes feine Liniengezüge mit den stark stilisierten Blatt- und Blütenansätzen, hat ja nicht nur als Einzelmotiv Eingang in die europäische Ornamentik gefunden, sondern auch auf die Entwicklung eines höchst fruchtbaren Ornamentgedankens, des Rollwerks, in stärkstem Maße eingewirkt. Bei den italienischen Einbänden von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert sieht man, wie die neuen Gedanken sich tastend vorbewegen. Die Holzeinlage weicht den leichten Pappen, schüchtern tritt die Farbe, das Gold auf, um schließlich in einem eigentümlichen Schnur- und Knotenmuster zum Siege zu gelangen (siehe Abb. unten l.). Dies Ornament, das aus kleinen, gekrümmten Schnurendchen ähnlichen Teilstempeln zusammengesetzt ist, scheint gleichfalls vom Orient angeregt zu sein. Denn, wiewohl es eine Art Allerweltsornament ist, ist es doch vorzugsweise und gerade zur Zeit seines neuen Auftauchens in Italien (man denke auch an Lionardos oder seiner Schule berühmte, von Dürer nachgeahmte Knoten) in weitgehender Weise von der orientalisch-sarazenischen Kunst verwandt worden. Werke frühitalienischer Buchbindekunst sind offenbar auch die Lederbände, in die Matthias Corvinus, der König von Ungarn (1458 – 1490), seine kostbaren Handschriften binden ließ. Von größter Bedeutung für die Verbreitung der Neuerungen war es, daß der hervorragendste Verleger Venedigs und Italiens, Aldus Manutius, für sie eintrat. Man findet Aldinen so oft in ein und derselben Weise gebunden, daß man solche Bände durchaus als Verlagsbände bezeichnen



Grüner Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 26 : 17 cm. Italien, Anfang des XVI. Jahrhunderts. Inhalt Neapel 1502. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.



Schwarzer Maroquinband mit Blind- und Goldpressung. Originalgröße 16 : 10 cm. Italien, Anfang des XVI. Jahrhunderts. Inhalt Venedig 1502. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.



Brauner Kalbslederband mit Goldpressung und Lackfarbenbemalung. Originalgröße 23 : 33 cm. Italien, erste Hälfte des XVI. Jahrh., für Jean Grolier. Inhalt Bologna 1501. Aus der Herzogl. Bibliothek Gotha.

darf (siehe Abb. Seite 148 r.). Die billige Blindpressung spielt noch immer die Hauptrolle. Das Gold gesellt sich langsam dazu. Mit kleinen rundlichen, als Ranken oder als zwei Delphine geformten Stempeln etwa wird eine Randleiste gebildet, in das Mittelfeld werden eines oder mehrere Felder aus Knotenwerk oder Mauresken in Blind- oder Golddruck und in die Ecken kleine Blattstempel gesetzt. Oder das Mittelfeld zeigt bloß den Titel in Gold, von einigen sparsamen Ranken umzogen.

So die bescheidenen Anfänge der italienischen Renaissance-Buchbindekunst, die nun bald in den Arbeiten für die beiden großen Bibliophilen Jean Grolier und Tommaso Maioli ihren Höhepunkt erreicht. Jean Grolier lebte von 1510 ab als Schatzmeister des französischen Heeres in Italien, bis er 1537 nach Paris berufen wurde, wo er 1565 starb. Die für ihn gearbeiteten Bände tragen in Gold auf dem Vorderdeckel unten die Aufschrift: Jo. Grolierii et amicorum (d. h. Eigentum Jean Groliers und seiner Freunde), in der Mitte den Titel des Werkes und auf dem Rückendeckel den Wahlspruch ihres Besitzers. Die frühesten Grolierbände sind sehr einfach gehalten, etwa wie die Aldusbände, aber doch etwas reicher. Zwei Bandrahmen, der äußere davon in den Ecken nach innen oder beide an den vier Seiten nach innen bezw. nach außen ausgerundet, und diese Bandrahmen bei den Ausrundungen ineinander verschränkt; im Mittelfeld der Titel von einigen Maureskenranken umgeben; unten der Besitzvermerk, und auf dem Rückdeckel, der den gleichen Schmuck zeigt, der Wahlspruch – das ist alles. Dann finden wir reichere Bildungen (siehe Abb. Seite 149 l.). Rechtwinklige, rautenförmige, dreieckige, vielfach ausgeschweifte Bandrahmen ineinander verschränkt und mit Lackfarben bunt bemalt; an den Bändern sich anschmiegend Goldranken mit mauresken Blattansätzen, auch diese bemalt; dazu die übliche Beschriftung. Dann, vielleicht schon in Frank-



Brauner Kalbslederband mit Goldpressung und Lackfarbenbemalung. Originalgröße 32 : 24 cm. Italien, Mitte des XVI. Jahrhunderts, für Tommaso Maioli. Inhalt Paris 1543. Aus der Kgl. Bibliothek Berlin.

reich entstanden, Bände, bei denen sich das schwarz bemalte Bandwerk mehr in Bogenwindungen ausbreitet und hie und da Neigung zum Rollwerk verrät. Und schließlich wieder Bände, die wie die der ersten Zeit nur mit Goldpressung versehen sind, in den Formen aber den üppigsten Reichtum entfalten. Grolierbände gehören zu den größten Seltenheiten. Größeren Besitz davon haben nur die Nationalbibliothek in Paris (etwa 60) und das Britische Museum in London (etwa 30). Über Tommaso Maiolo sind wir nicht so genau unterrichtet wie über Grolier. Auf seinen Einbänden, deren Beschriftung derjenigen der Grolierbände folgt, zeigt das Bandwerk größere Neigung zu Kurven, nimmt wohl auch ganz den Charakter des Rollwerks an (siehe Abb. Seite 149 r.). Die Einbände für Grolier und Maioli geben den Ton an, der in Italien und darüber hinaus aufgenommen wird. Die Handvergoldung mit Teilstempeln ist das vorherrschende Verfahren. Hie und da werden aber auch Plattenstempel verwandt. Oft



Roter Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 34 : 23 cm. Rom 1560–1564. Für Pius IV. Inhalt Rom 1560. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

hält es schwer, die Arbeiten zeitlich und örtlich zu bestimmen. Eine römische Gruppe schließt sich um den schönen für Pius IV. in der Zeit von 1560–1565 gearbeiteten Band zusammen (siehe die Abb. unten). Venezianische Eigentümlichkeit zu Ende des 16. Jahrhunderts scheint die Verwendung kleiner Tierfiguren, Leoparden, Schnecken, Bienen und dergleichen gewesen zu sein. Sicher venezianische Arbeit sind die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstandenen, ganz in orientalischer Art gehaltenen sogenannten Dogenbände. Im übrigen hat Italien die orientalische Schmuckart mit dem Hauptton in der Mitte und den vier Nebentönen in den Ecken nur selten befolgt. Wir werden sie öfter in Frankreich und noch öfter in Deutschland antreffen.

Im Jahre 1537 kehrte Jean Grolier, dessen Bücherliebe die italienische Einbandkunst zur Höhe geführt hatte, in seine Heimat zurück. In Paris kam er in Beziehungen zu Franz I. und legte durch die Anregungen, die er dem Bibliophilentum des Königs und seiner Nachfolger gab, den Grund für die Vorherrschaft, die Frankreichs Buchbindekunst bis auf unsre Tage behauptet hat. Die frühesten Einbände für Franz I. (1515–1547) sind sehr einfach gehalten. Stets, auch bei den reicheren Arbeiten, nimmt, wie bei den französischen Königsbänden überhaupt, das Lilienwappen die Mitte ein; darunter das Wahrzeichen des Königs, ein Salamander in Flammen; hierzu der gekrönte Anfangsbuchstabe des königlichen Namens in die Ecken gesetzt oder abwechselnd mit der Lilie in ganzen Reihen den Grund übersäend. Spätere Bände zeigen, ganz im Grolierstil, verschränkte Bandwerkrahmen, oder sie tragen an Stelle dieses großzügigen Bandwerkes ein weitmaschiges, aus kleinen Bandrähmchen gebildetes Netz, dessen Maschen von maureskem Rankenwerk ausgefüllt sind. Diese gleichmäßige Überspinnung der Decken, sei es in der eben geschilderten oder einer ihr ähnlichen Art, sei es in Reihen von Initialen, Lilien und anderen kleinen Stempeln, etwa Flammen, ist französische Eigentümlichkeit. Französisch ist auch, im Gegensatz zum italienischen Brauche, der sich mit den kleinen schnurartigen oder noch einfacheren, stäbchenförmigen Stempeln für diesen Zweck behalf, die reiche Bepunzung der Goldschnitte mit leich-



Brauner Kalbslederband mit Goldpressung. Originalgröße 21:15 cm. Frankreich. Für Heinrich III. (1574 – 1589). Inhalt Handschrift des XVI. Jahrhunderts. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.



Brauner Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 18:10 cm. Frankreich, Ende des XVI. Jahrhunderts. Inhalt Paris 1582. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

ten kandelaberartigen Rankenornamenten. Die Bände für Heinrich II. (1547 – 1559), den leichtlebigsten der letzten Valois, sind die reichsten Erzeugnisse der französischen Buchbindekunst. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Gemahlin, Catharina von Medici, und vor allem für seine Geliebte, die berühmte Diana von Poitiers, ließ der König die kostbarsten Arbeiten ausführen. Ist das H seines Namens von zwei C durchzogen, so deutet das auf Catharina, das doppelte D darin und die Halbmonde weisen auf Diana. Unter Karl IX. (1560 – 1574), der seinem Bruder Franz II. folgte, gelangte der bereits geschilderte Brauch zur Vorherrschaft, die Decken mit Reihen von Buchstaben, Lilien usw. zu übersäen. Auch die Bände für Heinrich III. (1574 – 1589), den letzten Sohn Heinrichs II., sind dieser Art. Zum französischen Wappen gesellt sich dasjenige Polens, und zu seinem H das doppelte L seiner Gemahlin Luise von Lothringen. Daneben liebte er es, auf seinen Einbänden fromme Darstellungen zu sehen, z. B. die Kreuzigung Christi. Dieser Art ist der Band (siehe Abb. oben l.), auf dem nach orientalischem Grundsatz vier Eckstücke, gleichfalls von Platten gedruckt, das Mittelstück begleiten, und dessen Grund von spiraligen Blütenranken bedeckt ist. Vielleicht stammt dieser Band von Nicolas Eve. Er war ja Hofbuchbinder des Königs und soll auch die Verzierungsweise à la fanfare (wir erklären den Namen gleich) eingeführt haben. Als Vorstufe dieses Stiles aber können die Spiralranken des eben beschriebenen Bandes gelten. Ausgesprochenen Fanfarenstil zeigt der Einband mit dem weitmaschigen Bandrähmchennetz (siehe Abb. oben r.), das von feinen Rankenspiralen und Lorbeer- und Palmzweigen ausgefüllt ist. Die Bezeichnung ist durchaus zufälligen Ursprunges und dadurch in die Buchbindersprache gekommen, daß sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein französischer Bibliophile ein Buch, betitelt »Les



Brauner Kalbslederband mit Goldpreſſung und Lackfarbenbemalung (Decke, Rücken und Schnitt). Originalgröße 12 : 7 cm. Frankreich, XVI. Jahrhundert. Inhalt Lyon 1560. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

fanfares . . .«, in dieſer Weiſe binden ließ. Die Art à la fanfare iſt nichts als eine Beſonderheit des netzartigen Stils, den wir in den ſpäteren Bänden für Franz I. kennen gelernt haben, und der, wie wir ſehen werden, mit gewiſſen Änderungen noch den größten Teil des nächſten Jahrhunderts beherrſcht hat. Die Einbände für Heinrich IV. (1589 – 1610) zeigen meiſt nur das Doppelwappen von Frankreich und Navarra und in den Ecken des von einfachen Goldlinien begrenzten Rahmens vier Lilien. Neben Paris ſteht als Hauptſitz des franzöſiſchen Buchgewerbes Lyon, wo der Verleger Sebaſtian Gryphius mit ſeinen kleinen Bändchen eine ähnliche Rolle ſpielte wie Aldus Manutius in Venedig (ſiehe die Abb. oben). Neben Arbeiten, deren Goldpreſſungen mit Teilſtempeln hergeſtellt ſind, wird man auch ſolche finden, die mit Plattenabdrücken verſehen ſind. Immer iſt das bei den Bänden der Fall, die nach orientaliſchem Grundſatz verziert ſind.

Die Blindpreſſung mit Platte und Rolle, die wir bereits bei den Einbänden der Spätgotik kennen gelernt haben, begegnet uns nun wieder in ausgedehnteſtem Maße in der Buchbindekunſt der deutſchen Renaiſſance. Das derbe, gebleichte Schweinsleder iſt der gebräuchlichſte Stoff. Die Mitte der Decken wird von einem Plattenſtempel bedeckt, der das Bild eines Fürſten oder ſonſtwie hervorragenden Mannes, z. B. Luthers, trägt, ein Wappen, bibliſche oder mythologiſche Darſtellungen. Darum ziehen ſich, je nach der Größe des Bandes, ein, zwei, drei oder noch mehr Schmuckſtreifen, von der Rolle gedruckt. Bei den Querleiſten liegen ſolche Rollendarſtellungen natürlich auf der Seite, eine Unregelmäßigkeit, an der unſere alten Meiſter ebenſowenig wie an dem Übereinanderdrucken in den Ecken Anſtoß genommen haben. Oft tragen die Platten und Rollen das Zeichen des Graveurs oder Buchbinders. Neben dem Schweinsleder wird braunes Kalbsleder verwandt. Auch dies oft nur mit Blindpreſſung, meiſt aber doch mit Golddruck verſehen, wie bei dem ſchönen Bändchen des Marx Bener in Schwäbiſch Gmünd, mit bibliſchen Darſtellungen von einer Platte bedruckt, die F. K. 1572 bezeichnet iſt (ſiehe Abb. unten).



Brauner Kalbslederband mit Goldpreſſung. Originalgröße 14 : 9 cm. Deutſchland, zweite Hälfte des XVI. Jahrh. Inhalt Leipzig 1570. Aus d. Bibliothek d. Börſenvereins d. Deutſchen Buchhändler, Leipzig.

Unter den deutſchen Fürſten, die auf geſchmackvolle Einbände der Bücher beſonderen Wert legten, ſtanden die pfalzbayeriſchen und vor allem die ſächſiſchen obenan. Der 1556 datierte braune, mit feinen Beſchlägen verſehene Kalbslederband (ſiehe die Abb. unten), den Otto Heinrich (1505 – 1559) für die Heidelberger Schloßbibliothek, die ſogenannte Palatina hat anfertigen laſſen, zeigt einen Rahmen, blind von der Rolle gedruckt, darin über Eck geſtellt einen zweiten, rautenförmigen Linienrahmen, und in der Mitte goldgepreßt das Bild des Fürſten auf dem Vorderdeckel und das Wappen auf dem Hinterdeckel, dazu goldene Blüten in den Ecken des Spiegels und ein Engelskopf über dem Mittelſtück. Den Höhepunkt der deutſchen Renaiſſance-Buchbindekunſt aber bezeichnen die Arbeiten für Kurfürſt Auguſt von Sachſen (1553 – 1586). 1566 wurde der in Zwickau geborene Augsburger Buchbinder Jakob Krauſe nach Dresden berufen, wo er bis zu ſeinem um 1585 erfolgten Tode im Dienſte des Kurfürſten wirkte. Einfachere Arbeiten des Meiſters ſind in Blindpreſſung auf Schweinsleder aufgeführt. Seine Hauptleiſtung aber ſtellen jene in Gold und Farben prangenden, mit den köſtlichſten Schnitten geſchmückten Kalbslederbände dar, von denen das Staatsarchiv in Dresden und die Kgl. Öffentliche Bibliothek je etwa 50 Stück beſitzen. Zunächſt finden wir unter Krauses Arbeiten ſolche mit goldumriſſenem Bandwerk im Grolierſtil, das wie ein Rahmen das kurſächſiſche Wappen umſchließt, auf goldgepunztem Grunde. Dann Bände nach orientaliſcher Art, mit einem Mittelſtück und vier Eckſtücken in reichſter Bemalung geſchmückt (ſ. Abb. oben). Der überhöhte Rand hat den Zweck, die Deckel zu ſchützen. Das Orientaliſche wird dann übertönt von einem Goldrankenrahmen, der aus Teilſtempeln gebildet iſt. Dieſe Goldranken machen weitere Fortſchritte, um ſchließlich den ganzen Deckel zu überziehen (ſ. Abb. Seite 154). Von prächtiger Wirkung ſind die mit Ranken-



Brauner Kalbslederband mit Goldpreſſung und Lackfarbenbemalung. Originalgröße 33 : 21 cm. Von Jakob Krauſe für Kurfürſt Auguſt von Sachſen gebunden. Inhalt Frankfurt a. M. 1572. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.




Brauner Kalbslederband mit Blind- und Goldpreſſung. Originalgröße 28 : 19 cm. 1556. Für Pfalzgraf Otto Heinrich. Inhalt Straßburg 1509. Aus der Landesbibliothek Caſſel.



Brauner Kalbslederband mit Goldpreſſung. Originalgröße 33:20 cm. 1575 von Jakob Krauſe für Kurfürſt Auguſt von Sachſen gebunden. Inhalt Frankfurt a. M. 1574. Aus der Kgl. Bibliothek Dresden.

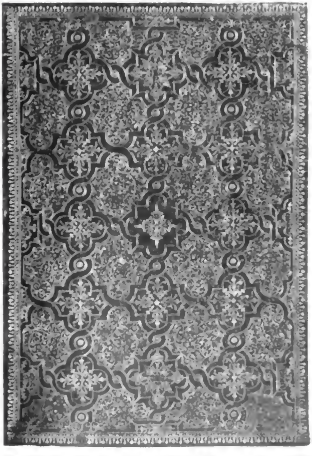
werk bepunzten Goldſchnitte, die hier und da noch geſchmackvolle Bemalung aufweiſen. Die orientaliſchen Verzierungsgrundſätze, für die gerade in Sachſen eine beſondere Vorliebe beſtand, finden wir auch anderswo und noch weit ins 17. Jahrhundert hinein befolgt.

Der Zug nach Verfeinerung des Einbandſchmuckes, den wir in der franzöſiſchen Buchbindekunſt des 16. Jahrhunderts bemerkten, geht im 17. weiter. Jetzt bildet man die Muſter im ganzen und dementſprechend auch die einzelnen Stempel noch feiner. Dieſe werden nicht mehr in fortlaufenden, ſondern in feingepunkteten Linien geformt. Zu dieſen Stempelchen, die ſchnell an Verbreitung zunahmen, geſellt ſich für zarte Borden, beſonders auf den Rücken, ein neues Werkzeug, die ſogenannte Filete, eine Art Mittelding zwiſchen Stempel und Rolle. Die Hauptmeiſter des neuen Stils ſind Le Gascon und Florimond Badier. Auf den Gasconbänden überzieht ein von Goldlinien umriſſenes, manchmal ſchwarzgebeiztes Bandwerknetz mit feingepunkteten Ranken- und Blütenſtempelchen in den Maſchen den ganzen Deckel (ſiehe Abb. Seite 155 l.). Rotes Maroquinleder wird bevorzugt. Einen andern Typus des Gasconſtiles zeigt der grüne Band mit dem Wappen der Rovere (ſiehe Abb. Seite 155 r.). Bukettartige, aus denſelben Stempeln zuſammengeſetzte Ornamentgruppen ſchließen ſich hier an die vier Seiten des Mittelſtückes an. Der rote Band (ſiehe Abb. Seite 156) dürfte auf Grund ſeiner Ähnlichkeit mit einem in der Pariſer Nationalbibliothek befindlichen und voll bezeichneten Bande dem Florimond Badier zuzuſchreiben ſein. Die kleinen Männerkopfſtempel freilich, die im allgemeinen als ſein Kennzeichen gelten, beſagen nicht viel, da ſie auch auf engliſchen Arbeiten vorkommen. Was uns bewogen hat, den Band Florimond Badier zuzuſchreiben, iſt die ſtarke Betonung der Horizontalen in dem Bandwerk im Gegenſatz zu der Richtungsloſigkeit des Bandnetzes auf den Gasconbänden. Die Einbände für den franzöſiſchen Königshof ſind, anders als man es nach der ſonſtigen Prachtliebe Ludwigs XIV. erwarten ſollte, von größter Einfachheit. Der große rote Band (ſiehe Abb. Seite 157 l.) zeigt nur das Wappen und in Reihen das gekrönte L und die Lilie. Ähnlich ſind die Bände für Maria Thereſia von Öſterreich, die Gemahlin Ludwigs XIV. Kleinere Bände tragen, abgeſehen von einer Randborde und vier Lilien in den Ecken, nur das Wappen. Die vergoldeten Schnitte ſind im Gegenſatze zu der ſchönen Verzierung des 16. Jahrhunderts jetzt ganz ſchlicht.

Bei den zuletzt betrachteten Einbänden in der Art der Eve, des Gascon, des Florimond Badier wird man bemerkt haben, daß ſich die Buchbinderornamentik ziemlich unabhängig von der allgemeinen Ornamentik der Zeit entfaltet. Ein merkwürdiges Spiel. Schon die allgemeine Ornamentik hat ſich ſeit den Tagen der Renaiſſance dem Zwange der führenden Kunſt, der Architektur zu entziehen gewußt (im Rokoko haben wir den klaffenden Zwieſpalt zwiſchen einer ſtreng klaſſiziſtiſchen Architektur und dem freieſten Ornamente, das man ſich denken kann), und die Ornamentik der Buchbinder geht ihrerſeits wieder eigene Wege. Es iſt eben die ſtarke perſönliche Art einzelner hervorragender Meiſter, die dem Buchbinderornament

der ganzen Zeit das Gepräge gibt. Die feinen gepunkteten Stempel des Gascon und Florimond Badier werden überall nachgeahmt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts tritt dazu ein neues Verzierungselement, das besonders in Italien und auch in Deutschland Aufnahme fand, die Dekoration à l'éventail, der Fächerstil (siehe Abb. Seite 157 r.). Dieser Buchbinderstil verwendet mit Vorliebe neben den gepunkteten Stempeln fächerstabförmige Stempel, die in Ecken zu Viertelkreisen, an geraden Linien zu Halbkreisen und auf freiem Felde zu Ganzkreisen zusammengesetzt werden. In Deutschland, wo besonders die Heidelberger Schloßbuchbinderei gute Leistungen im Fächerstil aufzuweisen hat, gesellen sich dazu noch naturalistische Motive, große Blumen und Blumenranken, die aus Vasen aufsteigen.

Im 18. Jahrhundert findet die Buchbinderornamentik wieder mehr Anschluß an das allgemeine Ornament der Zeit. Die leichten Spitzenmuster à la dentelle, die jetzt in Frankreich aufkommen und den Spiegel des Deckels umziehen, haben eine Parallele in dem leichten Spitzenornament, das man von den Porzellanen der Zeit her kennt. Die berühmtesten Buchbinder oder vielmehr Buchbinderfamilien der Zeit waren die Padeloup und die Derome. Ihnen gehören Antoine Michel Padeloup le jeune († 1758) und Nicolas Denis Derome le jeune († 1788) an. Der erstere war Hofbuchbinder Ludwigs XV. und wandte bei seinen Arbeiten mit Vorliebe das Ledermosaik an. Ein schönes Beispiel der Art à la dentelle ist der große grüne Band, der von Derome herzurühren scheint (siehe Abb. Seite 158). Neben feinen Arbeiten, deren Spitzenmuster aus kleinen Teilstempeln zusammengesetzt sind, finden wir solche mit Plattendruck-Verzierungen. So die Einbände für die einzelnen Jahrgänge des Almanac royal, die vielleicht als Verlegerbände zu betrachten sind. Mehr »Rokoko« als die franzö-



Roter Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 26:18 cm. Frankreich, XVII. Jahrhundert in der Art des Gascon. Inhalt Paris 1645. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.



Grüner Maroquinband mit rotem Mittelfeld und Goldpressung. Originalgröße 25:18 cm. Frankreich, XVII. Jahrhundert in der Art des Gascon. Inhalt Paris 1657. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

ſiſchen Arbeiten geben die italieniſchen. Der Band für Pius VI. (ſiehe Abb. Seite 159) zeigt dann den Übergang zu klaſſiziſtiſchen Formen, in denen die Buchbindekunſt mit Schluß des 18. Jahrhunderts ausklingt.

Denn die Arbeiten der romantiſchen Zeit, die gotiſche Architekturmotive, Baldachine, Radfenſter, ja ganze Kathedralen auf die Einbanddeckel ſetzte, können nur als Spielereien gelten (ſiehe Abb. Seite 160). Wichtiger, wiewohl keinerlei Eigenart darin ſteckte, waren dann ſchon die Arbeiten in alten Stilarten, wie ſie beſonders von den franzöſiſchen Meiſtern betrieben wurden und noch weiter betrieben werden. Ihnen kann man wenigſtens nachſagen, daß ſie die alten Techniken in unſre Zeit hinübergerettet haben. Und das iſt immerhin etwas. Denn das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Umwälzungen, mit ſeinen Maſchinen und techniſchen Erfindungen, verriet durchaus Neigung, die überkommene Kultur zum alten Eiſen zu werfen. Der Hiſtorismus des 19. Jahrhunderts iſt ſchließlich nichts andres geweſen als ein Gegenausſchlag zu der Vorausſetzungsloſigkeit auf der andern Seite und war als ſolcher aus Gleichgewichtsgründen durchaus notwendig. Erſt unſere Zeit hat dies Gleichgewicht wiedergefunden. Bei aller Verehrung der alten Kunſt iſt ſie doch gewillt, ſich eigenen Ausdruck zu ſchaffen, und bei aller Hochachtung vor der modernen Technik doch von der Überzeugung durchdrungen, daß der Menſch das Maß aller Dinge iſt. So ſtehen wir mit kräftigem Wollen am Anfange eines neuen Kunſtzeitalters. Die erſten Leiſtungen dieſer erſten Zeit können, ja dürfen nicht einen Reichtum haben, wie ihn die Endergebniſſe langer Entwickelungen aufweiſen. Reichtum iſt Kultur nur am Ende, am Anfang iſt er Protzerei. Und reiche Grolier- oder Gascon-Muſter, mit der Maſchine auf »Leder aus Pappe« gedruckt, ſind nicht bloß Protzerei, ſondern auch Betrug. Wir müſſen einfach anfangen, wie die Meiſter des 15. Jahrhunderts nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt einfach angefangen haben. In gutem Material, in gewiſſenhafter Technik haben wir die unentbehrliche Grundlage für alle Kunſtarbeit zu ſuchen. Und auch den Unterſchied der Zeiten müſſen wir bedenken. Schon bald nach der Erfindung Gutenbergs machte ſich auch in der Buchbindekunſt das Streben nach Vereinfachung und Beſchleunigung bemerkbar, ja hie und da ſtießen wir auf Erſcheinungen, die wir durchaus als Maſſen-Verlegerbände betrachten konnten. Die Schnellpreſſen-Erfindung Koenigs zu Anfang des vorigen Jahrhunderts legte dann endgültig den Schwerpunkt der Buchbinderei in den Maſſen- und Verlegerband. Der Maſſen-, der Maſchinenband iſt nichts als die Folge der Erfindungen Gutenbergs und Koenigs. Wie aber die Maſchine, ſofern ſie ihr wichtiges Kulturwerk erfüllen ſoll, kein wildes Ungeheuer werden darf, wie ſie ſtets von Menſchengeiſt und -hand gezügelt werden muß, ſo wird auch der Maſchinen-, der Maſſenband ſtets der Anregungen bedürfen, die vom handgefertigten Einzelbande ausgehen. Der für beſondere Verhältniſſe, mit beſonderer Sorgfalt ausgeführte Handband wird ſtets die Vorausſetzung bilden für einen guten Stand des Maſchinen- und Maſſenbandes.



Roter Maroquinband mit Goldpreſſung. Originalgröße 19:13 cm. Frankreich, XVII. Jahrhundert, von Florimond Badier. Inhalt Paris 1646. Aus der Landesbibliothek Caſſel.

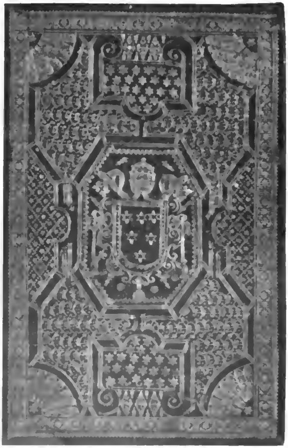
# IST DER TIEFE FALZ BEI HALBFRANZBÄNDEN UNBEDINGT NOTWENDIG?

Unter dieser Überschrift fanden wir in der Nummer vom 6. Dezember des Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien einen Aufsatz, mit dem der moderne deutsche Buchbinder sich keineswegs einverstanden erklären kann. Vergeblich warteten wir bis heute in der Erwartung, daß eine Entgegnung auf die dort geäußerten Ausführungen erscheinen würde, doch es regte sich niemand, um Ansichten richtig zu stellen, die mit der heutigen Arbeitsweise, soweit sie in besseren deutschen Werkstätten in Anwendung ist, in grellem Widerspruch stehen.

Es ist wiederholt vorgekommen, daß man uns deutsche Fachleute auf Aussprüche festgenagelt hat, die von unverantwortlichen Autoren aus dem Auslande in deutsche Fachzeitungen gebracht wurden. Aus diesem Grunde erscheint es dringend notwendig, daß gegen Ansichten und Auffassungen Stellung genommen wird, die unsere deutsche Arbeit, die heute eine gediegene, nach besten Grundsätzen eingerichtete ist, in Verruf zu bringen geeignet ist. Der fragliche Artikel ist ganz besonders dazu angetan, nach dieser Richtung hin schädlich zu wirken. Aus diesem Grunde will unser Archiv für die bessere Arbeitsweise eintreten, es will dartun, daß das, was man bei uns einen »Halbfranzband« nennt, ganz anders aussehen muß, daß bei uns solide Gediegenheit bei netter, geschmackvoll-moderner Arbeitsweise die Regel, aber nicht die Ausnahme bildet. Rückständigkeiten in bezug auf die Technik sind glücklicherweise heute bei uns fast zur Seltenheit, ja sogar zur Unmöglichkeit geworden, weil unsere Abnehmer selbst in bezug auf gutes, äußeres



Brauner Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 43:29 cm.
Frankreich. Für Ludwig XIV. Inhalt Paris 1652.
Aus der Kgl. Universitätsbibliothek, Leipzig.



Brauner Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 32:21 cm.
Rom 1670–1676. Für Clemens X. Inhalt Rom 1667.
Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.



Grüner Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 44:28 cm. Frankreich, XVIII. Jahrhundert, vermutlich von Dérome. Ohne Inhalt. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

Aussehen gegen früher sehr viel gelernt, weil sie ihre Ansprüche erhöht haben.

Zunächst sei die Definition des Wortes »Halbfranzband« klar gestellt. Das Wort ist gewissermaßen historisch, also kein einfacher Fachausdruck. Die französischen Einbände, die f. Z. für Franz II. von Frankreich ausgeführt wurden und den Beifall aller Liebhaber fanden, nannte man F r a n z b ä n d e. Es waren Ganzlederbände in guter technischer und dekorativer Ausführung.

In Deutschland bemühte man sich damals schon, solche Bände ebenfalls herzustellen; das den Deutschen stets eigene, damals auch sehr notwendige Sparen führte aber sehr bald zu dem Halblederbande, den man damals in Frankreich gar nicht kannte. Man nannte solche Sparbände, die übrigens technisch in ähnlicher Weise hergestellt wurden, H a l b f r a n z b ä n d e. Das Wort ist ja eigentlich ein Nonsens; es hat nun aber einmal bei uns Bürgerrecht erworben, es ist zu einer allgemein verständlichen Bezeichnung geworden. In Frankreich ist es auch heute nicht bekannt, denn der entsprechende französische Ausdruck heißt D e m i r e l i u r e.

Im Deutschen aber ist »Halbfranz« etwas ganz anderes als »Halbleder«, und wer es noch nicht wissen sollte, den kann ein Blick in ein beliebiges Preisverzeichnis davon überzeugen; schon der bedeutende Preisunterschied deutet zur Genüge darauf hin.

Was am meisten in dem angezogenen Aufsatze auffällt, ist das völlige Verwischen des Halbfranzbandcharakters in der Ansetztechnik. Das geforderte Aufkleben der Bünde auf die Ansetzfälze, das Darüberkleben – auch noch gleich über den Rücken weg – eines sehr dicken Handpapiers besiegelt doch sofort die Unbehilflichkeit in den Gelenken und die Unmöglichkeit eines »tiefen Falzes«. Später wird dann vorgeschrieben, den Rücken nochmals mehrfach zu überkleben: »Man klebe mit Kleister lieber noch zwei Papiere oder mehr auf – – – –«. Ein so behandeltes Buch kann sich doch unmöglich auflegen!

Weiter unten heißt es dann noch: »Mir konveniert es, das Buch mit Leim in Leder zu machen.« Sollen wir denn eine solche barbarische Behandlung ungerügt hingehen lassen? Sollen wir etwas derartiges in einer deutschen Fachschrift stehen und uns aufs Konto setzen lassen? Durchaus im selben Sinne der übrigen Behandlung ist dann auch die Vorschrift, das Buch nicht offen, sondern geschlossen mit Kleister anzupappen.

»Nach einiger Zeit nehme man die Bücher heraus, öffne den Deckel, und man hat ein Buch mit tiefem Falz, oder doch mit einem Falz, der diesem ähnlich ist – – – –«. Nach solchen Ausführungen muß man freilich annehmen, daß vielleicht gar kein Halbfranzband gemeint ist. Aber es steht im Titel ausdrücklich betont. Ferner wird noch in dem Aufsatze darauf hingewiesen, daß es eine große Annehmlichkeit sei, einen solchen Band vor dem Anpappen aus der Decke nehmen zu können, um ihn zu pressen oder sonst anderweitig zu behandeln.

Es ist ganz verwunderlich, daß der Verfasser von unserem Halbfranzbande, insbesondere vom tiefen Falze, recht absprechend urteilt. Wir wiederholen seine Worte:

»Warum sollen wir das Buch auf tiefen Falz ansetzen, während wir eine andere Art kennen, welche in Italien vorzugsweise und vorteilhaft angewandt wird und welche in Deutschland in einer ähnlichen, aber leichteren, um nicht zu sagen etwas entarteten Weise, bei einfachen Halblederbänden und Schulbüchern auch Anwendung findet? Warum sollen wir die Bünde durch den Deckel ziehen oder auch auf den Deckel aufkleben, wenn es eine einfachere Art gibt, welche ebenso dauerhaft oder gar noch dauerhafter ist? — Wohl mancher Buchbinder wird mir antworten, daß der tiefe Falz an einem sauber und exakt gearbeiteten Einband sozusagen das Merkmal desselben ist und auch — schön ist. Dies nun sind persönliche Ansichten, welche ihre Berechtigung haben, denn was dem einem nicht ganz zuspricht, findet der andere manchmal sehr schön.

Wir wollen uns aber doch den famosen tiefen Falz etwas näher ansehen. Ist diese Treppenstufe, diese scharfe Kante in einem Buche wirklich schön? Ich finde es nicht und lasse mir die äußerst scharfe Abgrenzung am Scharnier nur dann gefallen, wenn es sich bei Ganzlederbänden darum handelt, die Kante innen ringsum zu vergolden. Es ist nicht zu leugnen, daß das Buch mit durchzogenen Bünden sich besser formt und kompakter erscheint; damit ist aber nicht gesagt, daß der Einband deshalb auch wirklich solid ist. Welchem Buchbinder ist nicht schon ein französischer oder englischer Ledereinband gebracht worden, bei welchem der Buchblock aus der Decke herausgestoßen oder die Bünde scharf am Scharnier abgebrochen waren, was nämlich bei sehr schweren Büchern vorkommt, welche mit einer entsprechend schweren Decke versehen sind. Mir sind englische Lederbände erinnerlich, deren unvernünftig schwere Pappen aus geteerten Schiffstauen fabriziert waren. Der Schnitt an solchen Pappen ist gerade geeignet, den Bund durchzuschneiden, und man kann sich dessen nicht wundern, wenn die Deckel vom Buche sich trennen, wo es ja nur der auch oft noch sehr schwache Spagat ist, welcher Buchblock und Decke zusammenhält.«



Brauner Kalbslederband mit Goldpressung. Originalgröße 34:24 cm. Rom 1796 1790. Für Pius VI. Inhalt Rom 1795.
Aus d. Bibliothek d. Börsenvereins d. Deutschen Buchhändler, Leipzig.

Unser Archiv hat doch in letzter Zeit sich wiederholt und in eingehendster Weise gerade mit der fortgeschrittenen Technik des Halbfranzbandes im allgemeinen und mit dem englischen Bande im speziellen befaßt; wir möchten deshalb hier bereits früher Gesagtes nicht nochmals wiederholen. Auf einen Irrtum in dem soeben abgedruckten Auszuge möchten wir hier aber doch besonders eingehen. Es sind die »Unvernünftig schweren Pappen aus geteerten Schiffstauen« mit einer gewissen Nichtachtung behandelt. Mit Unrecht. Erstlich verwendet der Engländer niemals sehr starke Pappen, sondern mit großer, fast übertriebener Sorgfalt sucht er für die verschiedenen Stärken der Bücher auch eine entsprechende Pappenstärke heraus. Wir haben jetzt endlich auch in Deutschland gelernt, daß dicke Pappen das Buch selbst nicht stärker und nicht haltbarer machen. Endlich haben wir eingesehen, daß das viele Übereinanderkleben von Papieren und Stoffen ein Buch wohl plump und unansehnlich, niemals aber unverwüstlich machen.

Was aber die geteerten Schifftaue als Roh-



Blauer Maroquinband mit Goldpressung. Originalgröße 20:12 cm. Frankreich, erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Inhalt Lyon 1828. Aus der Sammlung des Dr. med. Becher, Karlsbad.

material für Pappen anlangt, so können wir nur bedauern, daß dieses beste aller Materialien für uns in Deutschland fast nie erreichbar ist, daß solche Pappen bei uns selten sind.

Was wir dem Herrn Artikelschreiber zum Vorwurf machen müssen, das ist sein Urteil, welches einer Verurteilung gleich kommt, über Sachen, die ihm offenbar fremd sind, und den Versuch, in unsere gute, und heute auch anerkanntermaßen gefällige Arbeitsweise Rückständigkeiten und Plumpheiten einzuführen, die wir als durchaus unzeitgemäß ablehnen müssen. Rückwärts gehen wir in Deutschland auch in bezug auf unser Handwerk nicht.

Fort also mit allem, was deutsche Weise in Mißkredit bringen kann!

## VERSCHIEDENES.

Die von der Berliner Buchbinderinnung vom 2. bis inkl. 17. Mai 1908 in den Gesamträumen der „Philharmonie" veranstaltete Fachausstellung der Papier- und Lederwaren-Industrie, Buchbinderei und verwandte Berufe ist mit einer Maschinen- und Materialausstellung verbunden. Nach den bisherigen Anmeldungen zu schließen, wird diese Ausstellung in allen Gruppen reich beschickt und verspricht sowohl den Fachinteressenten, als auch dem großen Publikum einen umfassenden Einblick in das hochentwickelte Fachgewerbe zu bieten. Die Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbevereins ist mit einer reichhaltigen Sammlung von Buntpapieren vertreten.

Die Ausstellung findet eine Förderung durch die Berliner Handwerkskammer. Seitens derselben ist dem Vorstande der Berliner Buchbinderinnung die Hergabe von einer Anzahl Medaillen und Diplomen zugesagt worden. Der Magistrat der Stadt Berlin hat zur Anschaffung von Ehrenpreisen 500 Mk. gestiftet. Die gleiche Summe hat die Innung in der letzten Quartalversammlung bewilligt. Anfragen betreffs Beteiligung sind an das Bureau der Fachausstellung, Berlin, Bernburgerstr. 22/23 zu richten.

* * *

Georg Collin, kgl. Hofbuchbinder, Berlin, erhielt gelegentlich des Ordensfestes am 19. Januar den Kronenorden 4. Klasse. Dies ist eine Auszeichnung, die sowohl den Empfänger, wie das ganze Gewerbe ehrt, dem er angehört.

* * *

Die Firma J. V. Socecu in Bukarest hat auch in diesem Jahre, wie bisher, einen Abreißkalender herausgebracht, der, abweichend von den früheren, Anklänge an heimisches Ornament zeigt. Die Umrandung ist aus einem Webstoff hergestellt, bezw. ist der Rand damit überzogen; dieser Webstoff zeigt in Grün und Gelbbraun Anklänge an byzantinische Muster. Im übrigen ist der Kalender im Gesamteindruck diesmal einfacher und ungesuchter in der Form. Das Motiv des Mittelbildes ist ebenfalls dem heimischen Volksleben entnommen.

Der Kalender ist ein Zeichen für die Leistungsfähigkeit dieser Firma, die im graphischen Gewerbe Rumäniens an erster Stelle steht.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

# ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI

ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI

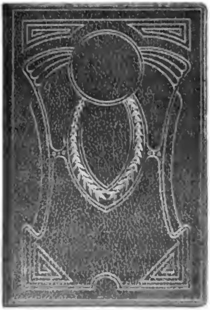
VII. Jahrgang Februar 1908 Heft 11.

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Die Abbildungen des vorliegenden Heftes zeigen nur zum geringsten Teile moderne Arbeiten, dagegen einige auserlesene Stücke der Einbandkunst unserer Vorfahren. Die beiden Arbeiten aus der Fachschule von Hans Bauer, Gera, erbringen den Beweis, daß es durchaus nicht notwendig ist, aufs Ornament zu verzichten, und sich den allzu modernen Bestrebungen anzupassen, um ein uns erfreuendes Werk herzustellen. Diese ganze, fast puritanische Art der Einbandverzierung, wie sie gerade von öffentlichen Schulen in die Wege geleitet und als vorbildlich gepriesen wird, führt uns einer Ernüchterung zu, die unserem heutigen Empfinden gar nicht entspricht. Wir sind im allgemeinen viel lustiger, viel lebensfreudiger, als solche moderne Überornamente uns vorheucheln wollen. Desto lieber sehen wir dann auch einen oder den anderen Band, der uns das Ornament zeigt, auf das wir nicht verzichten, das wir uns nicht nehmen lassen wollen.

Die drei weiteren Abbildungen sind sogenannte Silberbände; ist auch hier der Buchbinder nicht der alleinige Schöpfer gewesen, so ist doch die Richtung einer bestimmten Zeit in ihnen verkörpert. Das eine Bändchen, S. 163, ist eines der nicht allzu häufigen Vertreter der »Nageltechnik«.

Zwei sehr frühe Bände sind die folgenden, der eine noch frühgotisch, mit symbolischen Tierfiguren der andere, aus dem österreichischen Museum in Wien. Sehr interessant ist die Tatsache, daß zu diesem Deckel die Zeichnung bekannt und noch erhalten ist. Wir verweisen deshalb auf die umfassende und erschöpfende Arbeit von Professor Dr. Loubier: Der Bucheinband, Seite 65.



Adreßmappe in blau Kappsaffian mit Handvergoldung. Fachschule H. Bauer, Gera.

Einige mustergültige Vorbilder aus der früheren italienischen Zeit, S. 168 u. 169, ein sehr schöner Blinddruck, sowie zwei weitere mit gemmenartigen Mittelstücken zeigen ganz bestimmte Richtungen. Zu dem schönsten, was uns von deutschen Bänden aus der Renaissance erhalten ist, gehören die beiden, sehr reichen Decken von S. 172 u. 173. Der Zeichnung und den Stempelformen nach könnte man sie als sächsische Bände, vielleicht sogar als von Jakob Krause hergestellt ansprechen. Das Mittelwappen bezeichnet die Stadt Bern als Eigentümerin.

Die drei Lederkästchen, aus der kunstgewerblichen Werkstatt von Zucker & Co., zeigen in interessanter Weise das Ende einer »Richtung«; nur eine ganz kurze Spanne Zeit ist es her, daß man diese Verzierungsweise goutierte; sie ist bereits vorübergegangen. Wie raschlebig und rücksichtslos sind wir doch alle geworden.

Einige der Abbildungen sind dem Werke entnommen: Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, das wir in der heutigen Nummer eingehend besprechen.

# DIE TARIF-VERTRÄGE UND DIE ERHÖHUNG DER PREISE.

Im Westen Deutschlands ist man in eine Lohnbewegung eingetreten. Schon seit etwa einem Jahre sind seitens der Gehilfenschaft Wünsche nach dieser Richtung hin laut geworden, und auch in den Kreisen der Buchbindereibesitzer hat man sich mit der bevorstehenden Regelung der Angelegenheit befaßt, man hat, wenn auch nicht offiziell in den Versammlungen, so doch in gelegentlichem Gespräche die Meinungen ausgetauscht.

Fast allgemein ist die Ansicht, daß unsere Gehilfen den Buchdruckern und Setzern gegenüber nicht gleichwertig bezahlt werden, vorherrschend. In den Druckereibetrieben sind ganz bestimmte, festgelegte Bedingungen und Verhältnisse, vor allem eine einheitliche Arbeitszeit eingeführt. Daneben, in denselben Betrieben, stehen die Gehilfen unseres Gewerbes, die nicht weniger gelernt haben, ja die sogar oft noch vielseitigeres Können haben müssen, und dabei im allgemeinen, besonders den Löhnen nach, oft sehr viel ungünstiger stehen. Die Folge ist, daß gerade die Gehilfen in den Druckereien ihre Lage und ihre Bezahlung für unzureichend erachten, daß sie unzufrieden sind.



Bilderrahmen in Flachlederschnitt, farbig gebeizt.
Fachschule Hans Bauer, Gera.

Diese Unzufriedenheit hat sich denn auch sehr bald auf die anderen Kreise der Gehilfenschaft ausgedehnt und in den Mittelpunkten für die verschiedenen Spezialfächer des Buchgewerbes, also in Leipzig, Berlin und Stuttgart ist es verschiedentlich zu schweren Lohnkämpfen im großen, zwischendurch aber auch in einzelnen Provinzialstädten zu mehr oder minder scharfen Konflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gekommen.

Es würde sehr oft nicht schwer gewesen sein, die Lohnforderungen in einer für beide Teile befriedigenden Weise festzusetzen, wenn man nicht dabei gleichzeitig den Versuch gemacht hätte, auch noch andere, oft recht unbequeme Forderungen durchzusetzen.

In neuerer Zeit hat man die Einrichtung der Lohnverträge geschaffen. Es gibt immer noch Leute, die den Lohnverträgen ablehnend gegenüberstehen, ohne daß sie einen rechten Grund dafür anzugeben wissen. Andere wieder erachten die Verträge dieser Art als ein notwendiges Übel, ohne das man nicht in friedlicher Weise auskommen kann. In Wirklichkeit sind solche Abmachungen eine Notwendigkeit, ja sie sind ein wirklicher Segen, wenn man in Betracht zieht, daß gerade durch diese Vereinbarungen, die ja stets auf eine bestimmte Zeit festgelegt werden, für eben diese Zeit Ruhe und Frieden im Gewerbe und in den Werkstätten für lange Zeit nach zwei Seiten hin oder – richtiger gesagt – von zwei Seiten aus garantiert wird.

Es soll nun hier die Frage erörtert werden, welche Vorteile die Tarifverträge für die vertragenden Teile haben, beziehungsweise welche Nachteile etwa vorhanden sein könnten, und welchen Einfluß sie auf unsere Preise ausüben müssen.

Die Tarifverträge sind eine durchaus moderne, ja eine durch die Zeitverhältnisse gebotene Einrichtung. In sehr viel früheren Zeiten kannte man derartige Abmachungen gar nicht, freie Vereinbarungen waren die Regel. Der Gehilfe des 17. und des 18. Jahrhunderts war zufrieden, wenn er für seine Arbeit eine gute Unterkunft und Verpflegung fand, und besonders eine gute und reichliche Kost wurde bevorzugt. Einige Groschen wöchentlich, zu Weihnachten ein Kleidungsstück befriedigten in den meisten Fällen

die Wünsche des damaligen Gehilfen. Einige freie Tage zur Meß- oder Kirmeßzeit, für Fastnachtsmummenschanz usw., an den hohen Festen oder bei Anwesenheiten von Fürstlichkeiten waren die Lichtpunkte im Leben des damaligen Gehilfen. Die Bedürfnisse waren nicht groß, die Ansprüche gering, ja sogar die Gelegenheit für gesellige oder ausschweifende Unterhaltung, wie sie heute in so reichlichem Maße vorhanden, fehlte damals gänzlich. Dabei war die Arbeitszeit eine sehr lange, wenn auch nicht annähernd so intensiv gearbeitet wurde wie heute. Die Arbeitszeit dauerte meist von morgens 5 bis abends 9 Uhr im Sommer, von morgens 8 bis abends 6 Uhr im Winter. Wenigstens war es bei den Buchbindern so; die Schmiede und Schlosser, Feilenhauer und Schwertfeger begannen schon um 4 Uhr im Sommer. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren zum Teil diese Verhältnisse, wenigstens in den kleineren Orten, noch an der Tagesordnung.



Silbereinband mit Ornamenten in Nageltechnik, 17. Jahrhundert.

Es klingt dies ja recht schlimm in unserer Zeit, in Wirklichkeit war es das aber gar nicht. Unsere Gehilfen leisten in der sehr viel kürzeren Zeit sicher sehr viel mehr. Die Arbeit an den Abenden, besonders zur Winterszeit, war nicht sehr ertragreich. Gas- oder elektrisches Licht kannte man nicht, eine sehr primitive Öllampe mußte für alle Fälle genügen. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren einfache, blecherne Dochtlampen ohne Zylinder und Schirm, vielleicht sogar eine Talgkerze die Beleuchtung in den Werkstätten. Ich erinnere mich aus meiner Lehrzeit sehr wohl, daß meine Abendbeschäftigung im wesentlichen darin bestand, mit der Putzschere von einem Arbeitsplatz zum andern zu gehen und die Lichter in Ordnung zu halten. Dabei stand noch zwischen je zwei Arbeitsplätzen ein Licht. Wenn zwei Hefter gleichzeitig an der Arbeit waren, wurde es so eingerichtet, daß sie mit dem Rücken gegeneinander saßen, das Licht aber zwischen ihnen stand.

Wie ein Wunder erschien damals das zuerst auftauchende Solaröl, das aus Braunkohlen destilliert wurde. Sehr bald machte es dem Petroleum Platz, das uns heute schon als ein rückständiges Leuchtmaterial erscheint.

Es ist begreiflich, daß bei solcher Beleuchtung das Arbeiten sehr beschränkt, daß feine Arbeiten, besonders das Handvergolden fast zur Unmöglichkeit gemacht war. Wenn früher unter den Gehilfen — pardon, es waren damals Gesellen — eine Unzufriedenheit entstand, so war es wegen unzureichender Kost, wegen Verkürzung der Feiertage, wegen Kleiderordnungen oder Vorschriften gegen das Tragen von Bärten, kurzum wegen aller möglichen anderer Sachen, nur nicht wegen der Lohnfrage. Das Geld war damals eben nur ein kleiner Teil der Gegenleistung für die Gesellenarbeit.

Der »Geselle« nahm früher auch eine andere Stellung ein. Er war ein Mitglied des Haushalts, ein Teil der Familie, der an ihren Freuden und Leiden lebhaften Anteil nahm, der sich dem Meister bei allen seinen Arbeiten und Tätigkeiten »beigesellte«. Die Gesellenzeit war im wesentlichen eine Vorbereitungszeit für den späteren Meister, eine Zeit, in der noch gelernt werden mußte und zwar nicht allein für die Werkstatt, sondern auch fürs Leben. Wie mancher hat damals das beste Teil seiner Lebenserfahrung, wie viele haben fremde Sitten, fremde Arbeitsweisen und fremde Sprachen kennen gelernt. Manche festgegründete Freundschaft entstand im Zusammenwirken zwischen Meister und Geselle.

Heute ist der »Gehilfe«, der sich aus dem Hausgenossen zum Werkstattsgenossen entwickelt hatte, auch das nicht mehr, ja er will es in den meisten Fällen gar nicht mehr sein. Wurde früher der Meister krank, so nahm der Geselle an seiner Pflege eben so teil wie jedes andere Familienglied, und erkrankte er, so wurde auch er von der Familie gepflegt, weil er eben ein Teil davon war.

Seit wir Kranken- und Invalidenkassen haben, hat der Meister im Erkrankungsfalle kaum noch ein anderes Interesse an dem Wohle seines Mitarbeiters, als das: wie lange werde ich wohl eine Vertretung für ihn haben müssen? Der Gehilfe ist uns menschlich entfremdet, er ist von uns abgerückt. Nicht durch unsere Schuld, nicht durch seine Schuld, sondern durch die Macht der Verhältnisse. Nicht Geselle, nicht Gehilfe, weder Haus- noch Werkstattsgenosse ist er, sondern »Arbeitnehmer«; nicht mehr, nicht weniger. Entgegen der engeren Beziehung, die einerseits etwas von Abhängigkeit, andererseits oft idealen Hauch von Zusammengehörigkeit hatte, ist der frühere Arbeitsgenosse heute eine »Arbeitskraft« geworden, ganz ähnlich wie eine Maschine, in die Kalkulation eingesetzt, die nach Bedarf oder Notwendigkeit in oder außer Betrieb gesetzt wird.

Da der Arbeiter aber, im Gegensatz zur Maschine ein Selbstbestimmungsrecht, den Wunsch nach mehr oder weniger guten Lebensverhältnissen hat, so ist er in unseren rechtlich gegliederten Erwerbsverhältnissen ein Faktor, eine »Partei« geworden, mit der wir rechnen, kalkulieren, ja mit der wir paktieren müssen.

Daß dies so ist, können oder wollen einzelne der Handwerker älterer Schule immer noch nicht begreifen. Der Fabrikant, der Werksbesitzer oder der Großbetreibende hat diese Umwälzung, diese Umwertung längst erkannt und danach seine Maßregeln getroffen.

Zu den Neuerungen gehört die Einführung der Tarifverträge. Zuerst waren sie meist eine Veranlassung zu einschneidenden Kämpfen, oft die Gelegenheit zu Kraftproben, deren Erfolg in den wenigsten Fällen vorauszusehen war. Zuerst waren es mächtig gewordene Arbeitnehmerorganisationen, die mit gewaltigen Aufwendungen von Geldmitteln Arbeitsbedingungen zu erzwingen wußten, die man vorher für unerreichbar gehalten hätte. Oft genug waren



Einband mit reichen, gesägten und verschnittenen Silberauflagen, 17. Jahrhundert.

Scharfmacher an der Arbeit gewesen, die ihren Einfluß in wenig vernunftgemäßer Weise geltend gemacht hatten. In manchen Fällen jedoch waren dauernde Einrichtungen geschaffen worden, die für beide Teile, für Arbeitgeber wie für Arbeitnehmer einen dauernden Frieden und gedeihliche Verhältnisse bedeuteten. Dazu gehört noch heute der Tarif der Buchdrucker.

Es ist nur allzu begreiflich, daß die bisher in bezug auf Löhne weniger gut gestellten Buchbinder, die doch in den größeren Druckereien neben den Gehilfen des Buchdruckgewerbes stehen, allmählich unzufrieden wurden und ebenfalls höhere Löhne begehrten. Die Preise in den meisten Buchbindereien, d. h. die Preise für die fertige Arbeit, waren und sind meistens noch derart, daß sie einen Aufschlag auf die Löhne in keiner Weise vertrugen oder vertragen. Alle Versuche, die Kleinmeister zu Lohnaufschlägen zu bewegen, scheitern meistens an einer gewissen Mutlosigkeit — vielleicht ist es auch Feigheit — der Meister. Sie klagen und jammern bei jeder Gelegenheit, sie diskreditieren die Güte und den Wert unseres Gewerbes; sollen sie selbst aber einmal mit fest zugreifen, um die Verhältnisse

zu bessern, dann fehlt es an Willen oder an der notwendigen Energie.

Im ganzen Westen der Monarchie bereiten sich zurzeit Lohnbewegungen in den Gehilfenkreisen vor. Teils sind Tarifverträge bereits zur Gültigkeit gelangt, teils sind sie in Ausarbeitung, teils verhandelt man darüber. Wenn einmal die industriell bedeutenderen Städte in dieser Beziehung vorangegangen sind, müssen die kleineren, die weniger bedeutenderen nachfolgen, gleichviel ob sie wollen oder nicht.



Silbergetriebene Einbanddecke, Anfang des 18. Jahrhunderts.

Man kann über die Zweckmäßigkeit des Vorgehens der Gehilfenschaft zu einer Zeit des geschäftlichen Niederganges oder doch einer ungünstigen Konjunktur zweierlei Meinung sein. Die Verteuerung der Herstellungskosten kommt ja gleichzeitig auch noch von anderer Seite; alle Materialien sind in letzter Zeit sehr bedeutend gestiegen und wirken nicht allein auf die Verminderung des Gewinnes, sondern auch auf die Preise anderer Materialien ein.

Die notwendige Folge derartiger Verteuerungen an Materialien und Arbeitslöhnen muß naturgemäß früher oder später in den zu fordernden Preisen zum Ausdruck gelangen. Selbst der schlechteste Rechner gelangt einmal an den Punkt, an dem er einsieht, daß er so nicht auskommt.

Nun gibt es gerade unter den Buchbindern eine Gruppe von Meistern, die allein, ohne Gehilfen, arbeiten, vielleicht aber unter unverständiger Ausnützung der Arbeitskräfte von Weib und Kind, und deshalb der Meinung sind, daß sie jeden, auch den billigsten Preis noch unterbieten könnten. Solche zweifelhafte Fachleute schaden der Allgemeinheit lokaler Art gewiß sehr viel, doch aber nicht in dem Maße, als man gewöhnlich annimmt. Die Arbeitsmenge ist doch eine nur beschränkte, die geleistet werden kann, die Arbeitskraft aber beschränkt sich selbst nach ganz natürlichen Regeln. Jeder Mensch, auch der kräftigste, kann über ein gewisses Maß der Leistung nicht hinaus, er kann also auch über eine gewisse Arbeitsmenge nie hinauskommen und alles übrige müssen die anderen machen.

Dazu kommt noch, daß auffallende Verbilligungen der Arbeit auch auf die Güte der Arbeit sehr bald einen rückläufigen Einfluß ausüben. Billigste Arbeit ist niemals beste Arbeit. Wo sehr billig gearbeitet, da wird auch immer sehr rasch gearbeitet werden müssen, abgesehen von der Sparsamkeit in bezug auf Qualität des Materials, das zur Verwendung kommt.

Das einzige Mittel, solche unverständige Rechenmeister zu besseren Preisen zu zwingen, ist die Festlegung der Gehilfenlöhne. Tritt wirklich der seltene Fall ein, daß solche Geschäftchen zu einiger Bedeutung gelangen, dann müssen sie sich nach Arbeitskräften umsehen, und dann müssen sie eben bezahlen und kommen mit ihren Schleuderpreisen nicht mehr aus. Die Folge ist, daß sie kalkulieren, und in dem Augenblicke hören sie auf, lästige Konkurrenten zu sein.

Würden nun die Fachleute ihren Vorteil verstehen, so müßte jetzt ein Aufschlag auf alle Preise durchgesetzt werden. Jeder, der rechnet, weiß, daß mit unserer Arbeit bei den üblichen Preisen nur die Unkosten gedeckt werden, ein Gewinn in den seltensten Fällen herauszurechnen ist. Ist man nun auch gewillt, mit den Gehilfen Verträge auf bestimmte Zeit festzulegen, so ist man auf eben diese Zeit in bezug auf diese Seite der Produktionskosten gesichert, man weiß, daß sie sich nur innerhalb der Grenzen des Tarifs bewegen können. Gegen weitere Aufschläge der Materialien aber dürften wir nun für einige Zeit gesichert sein.

Es ist empfohlen worden, mit den Preisen aufzuschlagen, auch ist die Notwendigkeit dazu klargelegt worden. Verkehrt aber wäre es, wenn man jetzt nun vielleicht um wenige Prozente, die gerade eben den im Augenblick bestehenden Aufschlag der Arbeitskräfte und der Materialien decken, höher gehen wollte. *Unsere Arbeitspreise sind seit dreißig Jahren dieselben geblieben*, trotzdem wir seitdem die mannigfaltigsten Erhöhungen an unseren Herstellungskosten erlebt haben. Diese haben zuletzt ganz allgemein so gestanden, daß eine Aufbesserung an sich schon eine Notwendigkeit gewesen wäre. Bessern wir also jetzt auf, so muß es um so viel geschehen, daß unser Verdienst endlich einmal auf die Höhe kommt, den andere Gewerbe sich gutschreiben dürfen. Wir müssen unsere Preise setzen, daß wir zuerst den überhaupt notwendigen Arbeitsverdienst plus Lohnerhöhung, plus Materialerhöhung in Anrechnung bringen. Nur so können wir endlich einmal in die Reihe der ausreichend bezahlten Gewerbe einrücken.



Geritzter Ledereinband, 14. Jahrhundert; in Köln.
Aus Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes.

Dazu wird nun ein freilich nicht unbedeutender Aufschlag erforderlich sein, aber einmal müssen wir es doch nun wagen, einmal muß der Tag kommen, an dem wir unsere Arbeitsleistung richtig bewerten. Die Zeit dazu wäre jetzt die rechte.

Wenn unsere Gehilfen Lohnwünsche haben, dann nehmen sie die Gelegenheit wahr, um uns auch noch mit anderen Ansprüchen zu bedenken. Diese beziehen sich meist auf andere Seiten ihrer Lebenshaltung, auf Arbeitsdauer, auf Werkstattsverhältnisse, auf Frauen-, Mädchen- oder Heimarbeit, oder auf sonstige, mit der Höhe der Löhne nicht zusammenhängende Arbeitsverhältnisse. In verschiedenen Gewerben sind sogar gerade wegen solcher, mehr nebensächlichen Fragen tiefgehende Zwiste entstanden. Da wir hier zu einer Klarstellung der Verhältnisse kommen möchten, wollen wir auf einige derselben eingehen.

Zunächst sei die Bezahlung der weiblichen Arbeitskräfte erwähnt. Man hat in den Tarifen sehr wesentlich erhöhte Bezahlung für solche Frauenarbeit eingesetzt. Man ging dabei wohl von dem Grundsatze aus, daß bei höherer Bezahlung der Frauenarbeit eine Verminderung der weiblichen Hilfskräfte überhaupt eintreten würde. Wohl mag das bis zu einem gewissen Grade zutreffend sein; solange jedoch ein so lebhaftes Zuströmen und Bewerben um Frauenarbeit in Buchbindereien stattfindet, solange wird eine wesentliche Erhöhung der Arbeitslöhne für weibliche Hilfskräfte nicht erfolgen, wenigstens nicht allgemein erfolgen. Angebot und Nachfrage regelt auch hierbei den Preis, nicht aber ein Tarif, der willkürlich Normen festsetzt. Außerdem erscheint es als ein Fehler, daß die Staffelung für weibliche Hilfskräfte eine nicht den Tatsachen entsprechende ist. Will man für Arbeiterinnen feste Normen schaffen, wie für die Gehilfenarbeit, so müssen auch die sonstigen Verhältnisse in gleicher Weise eingerichtet werden. Besonders gilt dies von einer vorbereitenden Zeit zum Anlernen und Einarbeiten, die etwa der Lehrzeit des männlichen Personals entspricht. Man wird allerdings keine dreijährige Lehrzeit begehren, denn die Ausbildung wird ja keine so umfassende, sondern je nach den Verhältnissen eine mehr einseitige sein. Keinesfalls aber ist es berechtigt, Mädchen von etwa 15 Jahren höher zu bezahlen als Lehrlinge im dritten Jahre. Arbeiterinnen, die Außergewöhnliches leisten, wissen sich selbst sehr genau einzuschätzen, sie werden von vornherein besser bezahlt ohne Rücksicht auf einen

Tarif. Würde eine so hohe Bezahlung, wie die meisten Tarifentwürfe sie fordern, durchgesetzt, so würden auch die Ansprüche an die Frauenarbeit sehr bald erweitert und erhöht werden. Dadurch aber würden ganze Gruppen von nicht ganz vollwertigen Gehilfen ausgeschaltet, sie würden durch weibliche Hilfskräfte ersetzt werden. Das lag doch aber gewiß nicht im Plane bei der Ausarbeitung des Tarifes.

Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich bei der geforderten Bezahlung der Hilfsarbeiter. Es ist da vorgesehen, daß Hilfsarbeiter, die drei Jahre an ein und derselben Spezialität beschäftigt sind, genau so bezahlt werden, wie gelernte Spezialarbeiter; sie sollen also mehr haben, als der regelrecht gelernte Sortimenter, von dem doch schon ein recht umfassendes und gewandtes Können verlangt wird. Die Unbilligkeit, die Ungerechtigkeit dem gelernten Arbeiter gegenüber springt sofort in die Augen. Man wird sich kaum dazu verstehen, die Forderung zu bewilligen. Noch ein anderer Übelstand würde sich aus der hohen Bezahlung der Hilfsarbeiter ergeben. Es würde aus den Kreisen, welche im allgemeinen die Lehrlinge stellen, sich kaum noch jemand finden, der eine Lehrzeit bestehen wollte. Als Hilfsarbeiter wird er ja von vornherein besser bezahlt als der Lehrling; hat er aber drei Jahre in ein und derselben Beschäftigung gedient, würde er besser bezahlt als ein gelernter Arbeiter von 25 Jahren. Warum also sollte er vorher eine Lehrzeit durchmachen?



Ledereinband um 1480; in Wien.
Aus Illustr. Geschichte des Kunstgewerbes.

Man ersieht hieraus, daß derartige Bestimmungen zwei verschiedene Seiten haben, die man durchaus beachten muß, nicht zum wenigsten im Sinne der Gehilfenschaft selbst.

Mit Recht kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Dauer der festgelegten Tarife vor Veränderungen in der Zwischenzeit schützt; die Frage kann eigentlich schlichtweg mit »ja« beantwortet werden. Nur ganz einschneidende Schwankungen in der Konjunktur könnten hier Änderungen während der vertragsmäßigen Zeit veranlassen. Treten so schlechte Allgemeinverhältnisse ein, daß der Arbeitgeber aus Mangel an finanziellen Mitteln Entlassungen vornehmen muß und geschieht dies innerhalb größerer Interessengebiete, so würde ein größeres Angebot stellenloser Gehilfen erfolgen und damit ein Herabdrücken der Löhne von der einen Seite, ein Angebot unter Tarifsätzen von der anderen Seite.

Doch auch bei einer Hochkonjunktur können Verhältnisse eintreten, unter denen ein Teil der Gehilfen zu der Meinung gelangt, daß sie berechtigt seien, Forderungen zu stellen, die über die Tarifsätze hinausgehen. Aber selbst dieser Fall braucht gar nicht erst einzutreten. Durch äußere Umstände kann ein Arbeitermangel lokaler Art sehr plötzlich auftreten oder das Bedürfnis zum sofortigen Heranziehen weiterer Arbeitskräfte. In diesen Fällen wird der Arbeitgeber höhere Löhne bezahlen müssen, bezw. freiwillig anbieten. Das wird ja nicht sehr häufig vorkommen; immerhin wird man damit rechnen müssen. Auch hier heißt es: »Angebot und Nachfrage regeln den Preis«.

Schließlich sei noch ein Punkt in Betracht gezogen, den die Gehilfenschaft meistens nicht beachtet, der aber von den Arbeitgebern geltend gemacht werden muß. Es ist die Ausdehnung der Tarifforderungen auf bestimmte, geographisch begrenzte Gebiete. Es ist für gewisse Gegenden eine mißliche Sache, wenn nahebei ein Tarif in Anwendung kommt, der niedriger ist als der eigene. Es droht dann die Gefahr, daß Arbeiten,

vielleicht sogar gut bezahlte Arbeiten dahin abfließen, wo billigere Arbeitskräfte zu haben sind. Jeder Tarifvertrag ist etwas Gemeinsames zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, eine Art Schutz- und Trutzbündnis. Die Gehilfen sind geschützt gegen Angebote unter Preis, aber es muß demgegenüber auch ein Schutz der interessierten Arbeitgeber gegen unlauteren Wettbewerb erreicht werden, wenn die Meister sich willig und gern zu solchen Verträgen verstehen sollen. Wird durch Verträge ein gewisser Zwang – ein solcher ist es ja doch – von der einen Seite ausgeübt, von der anderen übernommen, so muß dieser Zwang aber auch ein für alle in Betracht kommender sein, wenn er seinen Zweck ganz erfüllen soll.

Man mag in den Tarifverträgen eine Unbequemlichkeit, ein notwendiges Übel sehen, man wird dem vernünftigen Vertrage aber doch das zugestehen müssen, daß er eben ein »Vertragen« einleitet, daß er die Grundlage friedlicher Verhältnisse ist, die jeden der Beteiligten gleichmäßig schützen sollen.

Fassen wir die Tarifabmachungen so auf, bemühen wir uns, jede der beiden Parteien als gleichwertig zu erachten, so werden sie ein Segen für die einzelnen Gewerbe sein, sie werden das Gefühl der Sicherheit im Gewerbe fördern. Ausnahmen werden sich immer finden, Auswüchse gedeihen überall. Wir können bestimmt annehmen, daß nicht alle Meister, nicht alle Gehilfen Engel sind. Anderseits gibt es ruhige und besonnene Leute, denen es nicht am notwendigen Wohlwollen fehlt, ebenfalls auf beiden Seiten.

Vernünftige Verträge, ehrliche Auslegung und ehrliches Einhalten könnten unserem Stande recht förderlich sein. Friedliches Zusammenleben zwischen Meistern und Gehilfen ist kein



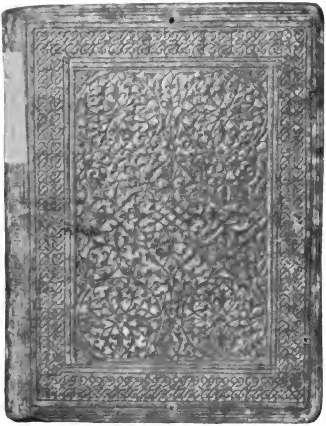
Medici-Einband in venetianischer Art, 15. Jahrhundert. Aus Illustr. Geschichte des Kunstgewerbes.

Mangel an Standesbewußtsein, es ist vielmehr der Ausdruck eines festen, gesicherten und selbstbewußten Standesgefühls.

## DER KLEINE BEFÄHIGUNGSNACHWEIS.

Im Handwerk sind seit langer Zeit schon Bestrebungen im Gange, um einen Nachweis der Befähigung zu dem betreffenden Fache zu erzwingen für diejenigen, die sich selbständig einrichten wollen. Diese Bestrebungen sind von der Regierung wiederholt und in unzweideutiger Weise zurückgewiesen worden, weil man auch in einem Teile der Handwerkerkreise einen Wert auf diese Befähigung nicht legt, und weil das Gesetz selbst genug Anhaltspunkte für Umgehungen bietet, die es in den wesentlichsten Punkten hinfällig machen würden.

Neuerdings will man nun mit dem sogen. »Kleinen Befähigungsnachweise« Einrichtungen schaffen, die bis zu einem gewissen Grade den Wünschen der Handwerker entgegenkommen. Auch die Regierung ist heute



Venetianischer Einband nach orientalischen Motiven; Blinddruck auf weißem Leder.

dafür zu haben und will einen entsprechenden Gesetzentwurf einbringen.

Von vornherein soll gesagt werden, daß man auch über Notwendigkeit oder Erfolg dieses abgekürzten Gesetzes zweierlei Meinung haben kann. Die modern-fortschrittlichen Handwerker stehen auch heute noch auf dem Standpunkte, daß man ohne diese neuen Beschränkungen sehr gut auskommen kann, daß sie nur gewisse Belästigungen schaffen werden, denen gegenüber die erreichten Vorteile nur sehr unbedeutend ins Gewicht fallen werden.

Jedenfalls aber ist es notwendig, daß sich alle Handwerker mit dem vertraut machen, was uns das bevorstehende Gesetz Neues bringt, und wodurch es sich von dem bisherigen unterscheidet.

In den Handwerks- und Gewerbekammern beschäftigt man sich schon seit längerer Zeit mit den Entwürfen, bezw. mit Vorschlägen für dieses Gesetz. Bereits auf dem V. Gewerbekammertage in Lübeck im September 1904 wurde eine dahingehende Resolution gefaßt, die sich allerdings mit dem allgemeinen Befähigungsnachweise beschäftigte. Die Handwerkskammer zu Wiesbaden wurde beauftragt, dahingehende Vorarbeiten vorzunehmen. Bereits 1905 fanden mehrere Sitzungen zu diesem Zwecke statt, um die Wiesbadener Vorschläge zu erörtern. Die Wiesbadener Kammer hatte gleich zwei Vorschläge ausgearbeitet, den einen auf Grund der Abgrenzung der Handwerke untereinander, wie man etwa in Österreich den Befähigungsnachweis eingerichtet hat, und wie er sich dort sehr wenig bewährt hat. Der andere dagegen ohne diese Abgrenzung, aber mit Einführung der obligatorischen Meisterprüfung.

Bei den Beratungen stellte es sich heraus, daß die Meinungen in weitgehendster Weise auseinandergingen und zersplittert waren. Um aber wenigstens etwas zu erreichen, führte man für das Baugewerbe, das ja unter wesentlich anderen Bedingungen arbeitet als andere Gewerbe, Bestimmungen ein, die einen Befähigungsnachweis bis zu einem bestimmten Grade bedeuteten.

Im übrigen wurden alle damaligen Verhandlungen geführt im Hinblick auf die Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises.

Erst der Handwerks- und Gewerbekammertag, der im September v. J. in Straßburg tagte, hat zu dem Gesetzentwurf Stellung genommen, und eine Resolution eingebracht, die ganz bestimmte Änderungen des bestehenden Gesetzes formuliert.

Diesen Wünschen entsprechend würde das Gesetz in Zukunft folgendermaßen lauten: § 129. In Betrieben, die Lehrlinge ausbilden — (früher lautete es: In Handwerksbetrieben —) — steht die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen nur denjenigen Personen zu, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben und in dem Gewerbe oder in dem Zweige des Gewerbes, in welchem die Anleitung der Lehrlinge erfolgen soll, entweder die von der Handwerkskammer vorgeschriebene Lehrzeit, oder, solange die Kammer eine Vorschrift über die Dauer der Lehrzeit nicht erlassen hat, mindestens eine dreijährige Lehrzeit zurückgelegt und die Gesellenprüfung bestanden haben, oder fünf Jahre hindurch persönlich in der Praxis (dieser Zusatz ist neu) das Handwerk selbständig ausgeübt haben, oder als Werkmeister, oder in ähnlicher Stellung tätig gewesen sind.

Die höhere Verwaltungsbehörde kann Personen, welche diesen Anforderungen nicht entsprechen, die Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen dennoch verleihen. Diesem Passus soll angefügt werden:

> Die Verleihung der Befugnis zur Anleitung von Lehrlingen soll nur widerruflich und mit Zustimmung (nicht nur nach Anhörung) der Handwerkskammer erfolgen können.

Gehört die Person einer Innung an, oder besteht an ihrem Wohnorte für den Gewerbezweig, welchem sie angehört, eine Innung, so ist die letztere vor der Entscheidung von der höheren Verwaltungsbehörde zu hören.

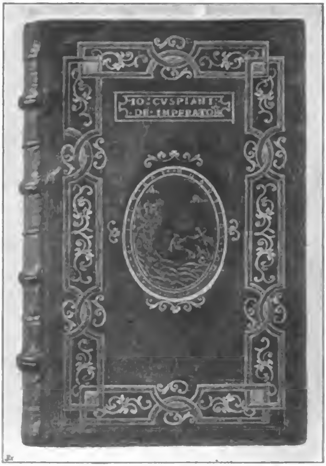
Die Unterweisung des Lehrlinges in einzelnen technischen Handgriffen und Fertigkeiten durch einen Gesellen fällt nicht unter die in Absatz 1 vorgesehenen Bestimmungen.

Die Zurücklegung der Lehrzeit kann auch in einem, dem Gewerbe angehörenden Großbetriebe erfolgen und durch den Besuch einer Lehrwerkstätte oder sonstigen gewerblichen Unterrichtsanstalt ersetzt werden. Die Landeszentralbehörden können den Prüfungszeugnissen von Lehrwerkstätten (– das nun folgende: »oder sonstigen gewerblichen Unterrichtsanstalten« fällt weg –) oder von Prüfungsbehörden, welche vom Staate für einzelne Gewerbe oder zum Nachweise der Befähigung zur Anstellung in staatlichen Betrieben eingesetzt sind, die die Wirkung der Verleihung der im Absatz 1 bezeichneten Befugnis für bestimmte Gewerbszweige beilegen. Hier ist anzufügen: »Vor Erlaß solcher Bestimmungen soll der Bundesrat die Handwerkskammern hören.«

Im neuen Entwurfe soll die obligatorische Gesellenprüfung vorgesehen werden, indem der jetzige § 131 wie folgt lauten soll:

> Der Lehrling hat sich nach vollendeter Lehrzeit der Gesellenprüfung zu unterziehen.

Außer diesen Neuerungen sind noch einige Wünsche weniger einschneidender Art eingefügt, die mehr nebensächlicher oder verwaltungstechnischer Natur sind. Wir können diese hier übergehen, dagegen wollen wir das Ergebnis der Wünsche, wenn sie Gesetz werden sollten, zusammenfassen.




Einband für Demetrio Canevari. Paris, Nationalbibliothek. Aus Illustr. Geschichte des Kunstgewerbes.

1. Es ist zwar ein obligatorisches Gesellenstück, jedoch kein Zwang zum Meisterstücke einzuführen.
2. Die durch das bisherige Gesetz gegebene Möglichkeit, öffentlichen Unterrichtsanstalten das Recht zu einer Abnahme von Gesellen- oder Meisterprüfungen zu erteilen, ist weggefallen. Der Meisterlehre ist die volle Anerkennung als unersetzlich zuteil geworden.
3. Den Handwerks- und Gewerbekammern ist ein weitgehenderer Einfluß zugesprochen worden; über die Zulassung zu den Meisterprüfungen entscheidet nicht die Prüfungskommission, sondern der Vorsitzende der Handwerks- oder Gewerbekammer.

Dies sind die Wünsche, die auf der Straßburger Versammlung zum Ausdruck kamen; ob sie nun so auch Gesetz werden, läßt sich mit Bestimmtheit heute noch nicht sagen. Immerhin ist anzunehmen, daß die Wünsche der Kammern,



Italienischer Cameoband (ca. 1552). Kunstgewerbemuseum Köln.

die ja gar nichts Unmögliches oder für andere Schädigendes verlangen, von den Gesetzgebern auch berücksichtigt werden.

Das Wertvollste an den Wünschen scheint doch die Forderung der Einführung des obligatorischen Gesellenstückes zu sein. Heute klagen wir über die üble Gewohnheit einzelner Buchbindereibesitzer, ungelernte Kräfte so lange zu beschäftigen bis sie in einzelnen Spezialarbeiten, vielleicht auch in mehreren, genügende Fertigkeiten erlangt haben, um darin sich auf eine gewisse Selbständigkeit stützen zu können. Solche Leute schädigen nicht allein ihre gelernten Mitarbeiter, sondern sie sind auch diejenigen, die, wenn sie Gelegenheit haben sich selbständig einzurichten, alle Preise unterbieten, zu diesen billigen Preisen mangelhafte Arbeit liefern und dadurch ihrem Berufe, wenigstens in ihren Kreisen einen schlechten Namen machen.

Die obligatorische Gesellenprüfung wird auch dazu beitragen, daß die ins Leben tretenden jungen Gehilfen ein Minimum von Können aufweisen müssen; nicht allein der junge Lehrling

wird sich von vornherein bemühen, eine möglichst gute Vorbildung zum Gesellenstück mitzubringen, sondern auch der Lehrmeister wird – wenn ihn nicht eigenes Ehrgefühl dazu treibt – sich bemühen müssen, wenigstens das Mindestmaß von Kenntnissen dem Jungen beizubringen.

Hoffentlich erreichen wir es dann auch, daß die heute doch recht dürftigen Anforderungen an die Gesellenarbeit erweitert, daß höhere Ansprüche gestellt werden.

Auf diese Art werden wir in Zukunft zu einer Aufbesserung des Allgemeinkönnens im Gewerbe kommen; auch ohne das obligatorische Meisterstück werden wir – allerdings nur bis zu einem gewissen Grade – das Pfuschertum beschränken. Alle Auswüchse beschneiden werden wir niemals können; dazu reicht kein Gesetz aus. Seien wir also mit dem Gebotenen zufrieden, die Neuerung ist ein Fortschritt, auch wenn die Zünftler darin einen solchen nicht erblicken wollen.



Reicher Renaissance-Einband für die Stadt Bern, um 1600. Stadtbibliothek zu Bern.

Für Beschränkungen, die gleichzeitig ein Einschränken der Gewerbefreiheit bedeuten, ist der denkende und unsere Zeit verstehende Handwerker nicht mehr zu haben. Alles aber, was zur Hebung des Könnens, zur Veredelung des Handwerks dient, soll jeder gern und willig unterstützen.

## ZWANGLOSE BEMERKUNGEN EINES BÜCHERFREUNDES ÜBER BUCHEINBÄNDE UND BUCHBINDER.

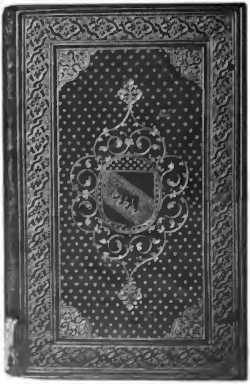
Von Dr. jur. G. A. E. BOGENG.

### II.

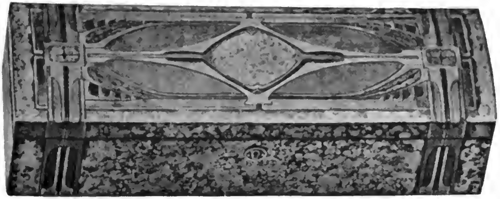
Augustin Birrel, Mitglied des englischen Parlaments, behauptete einmal, daß es viel mehr gut gebundene als gut geschriebene Bücher gäbe, und er fügte hinzu, daß es verdienstlicher sei, ein gutes Buch gut zu binden als ein schlechtes zu schreiben. Wer sich eingehender mit den Urdrucken der deutschen Klassiker und Romantiker beschäftigt hat, deren Liebhaberwert im letztverflossenen Jahrzehnt so ungemein gestiegen ist, wird bald die peinliche Beobachtung machen müssen, daß von den Erstausgaben aus dem Goetheschen Zeitalter der deutschen Dichtung das Gegenteil zu behaupten ist: selten findet man unter so vielen gut geschriebenen Büchern ein gut gebundenes. Nicht daß es etwa solche damals in Deutschland überhaupt nicht gegeben hätte. Hat doch Goethe selbst des öfteren der Buchbindekunst teilnehmende Würdigung bewiesen, so daß ein bekannter Leipziger Bücherfreund von einem in seinem Besitze befindlichem in Marokkoleder gebundenem Exemplar der ersten von Goethe selbst besorg-

ten Ausgabe seiner Schriften vielleicht mit Recht behaupten darf, der Einband sei für den Dichter angefertigt worden.

Aber derartige Kostbarkeiten (wie anders für die gleichzeitige französische und englische Literatur!) sind seltene Ausnahmen in den zahlreichen der deutschen Literatur gewidmeten Preisverzeichnissen unserer Herren Antiquare, obwohl auch von diesen der »schöne alte Einband« als preissteigernd nur zu sehr betont wird. Denn leider pflegt der »entzückende Pappband der Zeit« und der gut erhaltene »Leder«band eine wahre Mustersammlung aller derjenigen Fehler zu sein, durch die man ein Buch beim Einbinden für immer ruinieren kann. Der Bücherfreund, der Bücher nicht des Lesens wegen, sondern des genußreichen Lesens wegen sammelt, wird verlangen, daß ein ihm teures Denkmal des Schrifttums mit einem würdigen Einbande zum harmonischen Einklange gebracht werde, mit einem Einbande, an dem sich seine vom Lesen angestrengten Augen ausruhend erfreuen können. Und einen Urdruck, dem vielleicht die sorgsame Teilnahme des Verfassers gewidmet war, wird er doppelt gern im schönen und gut erhaltenen a l t e n Einbande genießen — wenn er ihn sich so verschaffen kann. Dem deutschen Bücherliebhaber ist das, selbst wenn er über bedeutende Mittel verfügen sollte, zumeist unmöglich, der »Einbandsammler« daher im Regelfalle Franzose oder Engländer. Wie man aber meinen sollte, muß nun der deutsche Bücherfreund, nachdem er sich bedauernd mit der Tatsache abgefunden hat, daß die Glanzzeit deutscher Dichtung leider nicht eine solche der deutschen Buchkunst war, besonders gern auch für die alten Tröster die Kunst seines Buchbinders zu Hilfe rufen, um die zum Untergang im Schmutze der Mietbücherei bestimmt gewesenen Bände für die Nachfahren zu retten. Leider jedoch wird von unsern deutschen Sammlern noch immer viel zu pietätvoll der Schmutz eines vergangenen Jahrhunderts auf schlechten zerrissenen Einbänden gehütet, sie können sich nicht entschließen, ihre Schätze durch Umbinden vor dem sie zerfressenden Roste schützen zu lassen. Vielleicht deshalb, weil ihnen auf unseren Einbandausstellungen oder bei den Antiquaren so wenig Gelegenheit geboten wird, zu sehen, wie wertvolle Dienste ein guter Buchbinder für die Erhaltung alter Bücher zu leisten vermag. Ich habe mich oft gewundert, daß unsere Herren Kunstbuchbinder sehr häufig wertlose und keinen Bücherfreund interessierende Bücher mit kostbaren Einbänden schmücken, obwohl sie für den gleichen Preis, den sie für ein solches Buch anlegen mußten, auch irgend eine alte, von Bibliophilen gesuchte Edition erhalten (oder sie gar vielleicht irgendwo entdecken und um ein billiges erstehen) könnten. Sie hätten vielleicht dabei gleichzeitig noch die Gelegenheit gefunden, beweisen zu können, mit welcher Vollendung heute die Kunst der Bücherrenovation, insbesondere die des Waschens, ausgeübt wird. Damit wäre aber auch die Möglichkeit, auf die Ausstellung gesandte Bände materiell besser verwerten zu können, gegeben. Der Bücherfreund kauft eben nur Bücher, die er sammelt, kauft sie aber doppelt gern, wenn er sie in schönen Exemplaren findet. Daß daneben der Einband moderner Bücher nicht vernachlässigt zu werden braucht, darf ich nicht noch besonders betonen; ich wollte nur einen Weg weisen, der wenig betreten worden ist, obwohl sich gerade auf ihm deutsche Buchbinder und deutsche Bücherfreunde begegnen müssen.



Reicher Renaissanceband für die Stadt Bern, um 1600. Stadtbibliothek Bern.



Handschuhkasten in gefärbtem Lederflachschnitt, von Zucker & Co., Erlangen.

## LITERATUR.

Wilhelm Leos Taschenkalender 1908 ist auch in diesem Jahre in bekannter Weise erschienen. Wir erinnern uns noch des ersten Jahrganges sehr gut, der recht dünn und mager war. Neuerdings macht man die Bemerkung, daß jedes neue Jahr auch eine Erweiterung bringt. Dieses Jahr ist er bereits auf über 400 Seiten angewachsen.

Bei allen Fachkalendern ist eigentlich das Kalendarium die Nebensache. Das wichtigere sind die kurzen, technischen Notizen und Anhaltspunkte, die in gekürzter, gewissermaßen kondensierter Form das ganze Fach behandeln. In einem solchen »Breviarium« soll geradezu alles enthalten sein. Man will sich über seltener vorkommende, aber wichtige Handwerkskniffe, über Material- und Lohnverhältnisse schnellstens und sicher orientieren, man will Rezepte ebensogut wie Adressen und Bezugsquellen auf der Stelle wissen, in dem Augenblicke des Bedarfs sollen sie auch schon zur Stelle sein.

Für alle diese Vorkommnisse und Bedürfnisse hat der Leosche Buchbinderkalender auch in diesem Jahre bestens gesorgt. Wie in den früheren Bändchen ist auch in dem diesmaligen eine Fülle von Material aufgespeichert; wie die früheren ist auch der diesjährige Kalender allen Fachleuten und denen, die es werden wollen, bestens zu empfehlen.

* * *

Das Buchgewerbe und die Kultur ist ein sehr lesenswertes Werkchen aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig. Es enthält die sechs Vorträge, die in der Zeit vom Januar bis zum März im vorigen Jahre im Deutschen Buchgewerbeverein in Leipzig gehalten worden sind.

Es handelt sich dabei um eine Art von Hochschulvorträgen, in denen von akademischen Lehrern die besonderen Erscheinungen des Buchgewerbes beleuchtet werden.

Die sehr anregungsreichen Themata behandeln »Das Buchgewerbe und die Wissenschaft«, »Das Buchgewerbe und die Literatur«, »Das Buchgewerbe und die Kunst«, »Buchgewerbe und Religion«, »Das Buchgewerbe und der Staat«, »Das Buchgewerbe und die Volkswirtschaft«.

Aus sehr verschiedenen Gründen hat uns der Aufsatz von Prof. Kautsch, dem früheren Direktor des Buchgewerbemuseums, angezogen. Teils des Redners selbst wegen, teils, weil wir doch wissen wollten, was der Darmstädter Professor Abweichendes gegen den Leipziger Museumsdirektor hat. Da haben wir denn gefunden, daß derselbe Geist, vielleicht noch vertieft und markanter durch seine Rede weht.

Es sind Thesen, die da ausgesprochen werden, die aber durchaus unanfechtbar als solche auch gelten. Knapp und kurz, sicher und verständlich, so zeigen sie den ebenso sicheren als im Gebiete seines Vortrages voll aufgehenden, ernsthaften Gelehrten.

Eine Stelle möchten wir anführen: »In der Tat, die Großtaten unserer Zeit sind Großtaten der Technik. Nirgends zeigt sie sich ihrer selbst mehr würdig, als da, wo sie für eine kühne, neue Konstruktion die knappste, sachlichste, der besonderen Aufgabe möglichst rein entsprechende Form gefunden hat. Es kann nicht anders



Handschuhkasten in gefärbtem Lederflachschnitt, von Zucker & Co., Erlangen.

sein: wenn unsere angewandte Kunst gesunden soll, muß sie sich diesen Geist zu eigen machen. Ich sage nicht, daß eine vollkommene Technik das Höchste ist, was wir erlangen können. Und ich verstehe unter zweckdienlicher Form ganz gewiß etwas anderes, als nur die, die den größten Gewinn abwirft. Ich sage aber, daß es der Anfang alles künstlerischen Gestaltens auch in unserem Fache ist, nicht vom Schmuck, sondern von der Sache selber auszugehen. Wir müssen zunächst solide, tüchtige Arbeit leisten, gutes Material verarbeiten«.

» — — Also: arbeiten wir an der allgemeinen Aufgabe unserer Zeit, allem falschen Schein, jeder Art von Surrogat und Imitation, jedem Prunken mit unsachlichen Mitteln den Kampf zu erklären. Nur so kann sich wieder ein Gemeinempfinden für das, was künstlerisch wahrhaft wertvoll ist, bilden. Nur so kann uns, getragen und bestimmt von dem künstlerischen Wollen einer ganzen Generation, wieder eine, jedes Erzeugnis unseres Schaffens adelnde Buchkunst blühen.

Höchste Sachlichkeit der Gesinnung, höchste Sachlichkeit der Arbeit gilt es wiederzufinden. Dann wird sich die Schönheit von selbst einstellen«. — —



Markenkästchen in Flachschnitt, von Zucker & Co., Erlangen.

Sehr interessante Sätze finden sich auch in dem Vortrage: »Buchgewerbe und Religion«. Es geht natürlich nicht an, von alle den Stellen, die weitgehendstes Interesse haben, hier Auszüge zu bringen. Wir begnügen uns, das Werkchen, das zum Preise von Mk. 1,25 zu haben ist, seines Allgemeininteresses wegen allen Fachleuten zu empfehlen.

* * *

**Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes.** Herausgegeben in Verbindung mit W. Behncke, M. Dreger, O. v. Falke, G. Folnesics, O. Kümmel, E. Pernice und G. Swarzenski von G. Lehnert. Vollständig in 8 Abteilungen mit zahlreichen Abbildungen und über 100 Tafeln, von denen ca. 50 farbige. Preis jeder Abteilung 4,25 Mk. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin SW. 48.

Das Interesse am Kunstgewerbe dringt heute in immer weitere Kreise. Das Bedürfnis wächst, sein Heim mit Dingen zu schmücken, denen künstlerischer Gehalt eigen ist. Und diese Grundsätze, die früher nur für wenige Bevorzugte in Geltung waren, finden jetzt auch auf den Bürger Anwendung; das Kunstgewerbe ist auf dem besten Wege, eine gesunde Volkskunst zu werden.

Auch die Vorliebe für schöne Bucheinbände steigert sich, und der Buchbinder muß ihr Rechnung zu tragen und sie zu fördern suchen, indem er seinen Arbeiten künstlerisches Gepräge gibt. Um in Fragen des Geschmacks ein sicheres Urteil zu gewinnen, ist es nicht unwichtig, einen Einblick in die Vergangenheit zu tun und sich von den besten Werken früherer Meister und deren Arbeitsweise anregen zu lassen.

Die Buchbinderei steht in engem Zusammenhang mit den übrigen Zweigen des Kunstgewerbes, für dessen ganzes Gebiet in jeder Zeit-

epoche gleiche Grundsätze und eine verwandte Art der künstlerischen Ausschmückung gelten. Deshalb wird es für den Buchbinder auch von Interesse sein, einen Einblick in die gesamte Entwicklung des Kunstgewerbes während der verschiedenen Zeitepochen zu tun. Erst wenn man seine Geschichte kennt, wird man das heutige Kunstgewerbe, das die guten Grundsätze der alten Meister wieder aufgenommen hat, recht begreifen können.

Es fehlte bisher eine Geschichte des Kunstgewerbes, die, von wissenschaftlichem Geiste getragen, in allgemein verständlicher Darstellung zeigt, wie sich das große Ganze im Zusammenhange entwickelt hat, wie es in steter Wechselbeziehung zu den treibenden Kräften aller Zeiten gestanden hat und selbst mit ein Ausdruck der Kulturepochen gewesen ist. Ein solches Werk ist die vorliegende »Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes«, von der uns die ersten vier Abteilungen zugegangen sind. Sie wird eingeleitet mit einer von dem Herausgeber Dr. Lehnert verfaßten Abhandlung über Begriff und Aufgaben, Material, Arbeitsgebiete, Wirtschaftsformen, Bedeutung und Ziele des Kunstgewerbes. Dann schildert Professor Dr. Pernice, Greifswald, das Kunstgewerbe von seinen ersten Anfängen bis zum Ausgange des klassischen Altertums. Ihm schließt sich Dr. Swarzenski, Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt a. M., mit einer Darstellung des Kunstgewerbes in der frühchristlichen und byzantinischen Zeit an. Professor Dr. von Falke, Direktor des Kunstgewerbemuseums in Köln, bespricht die Entwicklung des Kunstgewerbes während des Mittelalters. Direktor Dr. Swarzenski eröffnet die Neuzeit mit der italienischen Renaissance; ihm folgt Dr. Behncke, der langjährige Direktorialassistent des kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin, mit der Renaissance in Mittel- und Nordeuropa.

Eine geschichtliche Darstellung des Kunstgewerbes kann der bildlichen Beigaben nicht entbehren. Denn in den Erzeugnissen des Kunstgewerbes spielen zweckentsprechendes Material, künstlerisch schöne und technisch richtige Form die Hauptrolle. Dies kann nur durch das Bild anschaulich gemacht werden. Eine große Zahl von Abbildungen im Text und auf Tafeln ist deshalb dem Werke beigegeben. Die wichtigsten von ihnen sind farbig wiedergegeben, größtenteils nach direkten farbigen Aufnahmen, die den Reiz der Farbe in voller Naturtreue festhalten.

Zur Probe bringen wir hier einige Abbildungen aus dem Werke. Wie in diesem dargelegt wird, hat man zuerst im 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. die Ledertechnik zum Schmuck von Bucheinbänden verwendet. Man ritzte das Leder (Abb. Seite 166) und trieb auch Ranken in leichtem Relief ein. Im 12. Jahrh. kam die Blindpressung mit Metallstempeln auf, die in den nächsten Jahrhunderten das häufigste Zierverfahren der Buchbinder in Europa wurde. Das Treiben des Leders kam zuerst nur bei Herstellung von Gehäusen und Schmuckkästen in Anwendung. Erst in der Zeit der Spätgotik wurden in Deutschland auch Bucheinbände mit Arbeiten in getriebenem Lederschnitt verziert (Abb. Seite 167).

Mit dem Einsetzen der Renaissance – im Zusammenhang mit der Erfindung des Buchdrucks – nahm die Buchbindekunst neuen Aufschwung. Private Bücherliebhaberei und Verlegertätigkeit führten dazu, daß der Lederband in Italien zu einem Gegenstand bewußter künstlerischer Pflege wurde (Abb. Seite 168). Zu den aus Deutschland übernommenen älteren Techniken trat der Einfluß orientalischer Lederarbeiten. So wurde die Vergoldung mit Blattgold bei heißen Stempeln und die Dekoration durch Lackmalerei aus dem Orient nach Venedig verpflanzt. Mit dem 16. Jahrh. wurde die Teilung und Gliederung des Spiegels der Einbände, den man auch freier hielt, bewußter. Man liebte, das Mittelfeld herauszuarbeiten, so bei den »Cameo-Bänden«, in deren Mitte ein Medaillon nach antiken Cameen oder Renaissanceplaketten eingepreßt ist (Abb. Seite 170).

So weit reicht die Darstellung der Entwicklung des Lederbandes in den vorliegenden vier Abteilungen der »Illustrierten Geschichte des Kunstgewerbes«, die sehr zu empfehlen sind. Wir hoffen, auch die weiteren Abteilungen hier besprechen zu können.

* * *

Das neue Preußische Ergänzungssteuer-Gesetz, Verlag von L. Schwarz & Co., Berlin, dürfte für sehr viele eine Ergänzung der Bureaubibliothek bedeuten. Es kostet das Heftchen nur 50 Pfg.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. – Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ARCHIV FÜR BUCHBINDEREI
ZUGLEICH FORTS. DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG FÜR BUCHBINDEREI
VII. Jahrgang März 1908 Heft 12.

# DIE KLEISTERMARMORPAPIERE.

Von PAUL ADAM, Düſſeldorf.

Kleiſtermarmorpapiere haben zurzeit die Verwendung anderer marmorierter Papiere, ſowohl als Überzug, wie als Vorſatz, ſtark in den Hintergrund gedrängt, weil die Herſtellung mit verhältnismäßig einfachen Mitteln und ohne weitere Fertigkeiten vor ſich gehen kann. Nur ein feines Farbengefühl und die Kenntnis verſchiedener Handgriffe ſind erforderlich, um brauchbare Muſter auf dieſem Gebiete zu ſchaffen. Dies iſt auch der Grund, warum eine Menge von Liebhabern, die außerhalb des Buchbinderhandwerks oder der Buntpapierfabrikation ſtehen, ſich mit Herſtellung von ſolchen Papieren befaßt haben. Auf den meiſten Kunſtgewerbeſchulen werden heute gerade ſo, wie man Batikarbeiten betreibt, auch Buntpapiere gefertigt. Merkwürdigerweiſe bleiben alle die von daher ſtammenden Buntpapiere weit hinter dem zurück, was einzelne befähigte Liebhaber in letzter Zeit geſchaffen haben, ja, auch in den Farbenzuſammenſtellungen kommen ſie nicht über das Einfache und Herkömmliche hinaus. Der Grund dazu ſcheint der zu ſein, daß man es nicht der Mühe wert hielt, bei einem Fachmann Nachfrage zu halten und ſich einmal an Ort und Stelle, d. h. in einſchlägigen Werkſtätten, mit der Herſtellungsweiſe und den Herſtellungsmöglichkeiten vertraut zu machen.

Das Verfahren ſelbſt iſt älteren Datums, wenn auch jünger als das Marmorieren auf Schleimgrund; es kam in Aufnahme um das Jahr 1700, wahrſcheinlich ganz kurz vorher.

Im weſentlichen heißt Kleiſtermarmor ein Muſter, welches entſteht, wenn man Farbe, die ſtark mit Kleiſter verſetzt iſt, mit den Fingern, geeigneten Kämmen aus Gummi, Metall oder Linoleum behandelt. Es können mehr oder weniger regelmäßige Figuren eingewiſcht werden, ebenſo wie man dies mit verſchieden geſtalteten Pinſeln einerſeits und verſchiedenartiger Handhabung derſelben tun kann.

Neben den immerhin annähernd regelmäßigen Figuren, die man in dieſer Weiſe hervorbringen kann, iſt man auch imſtande, eine ganze Reihe unregelmäßiger, richtiger geſagt, unwillkürlicher Muſter zu ſchaffen, durch Behandlung mit Schwämmen, zuſammengedrücktem Papier, durch Tupfen mit Lappen, mit Salatblättern u. a. Die Mannigfaltigkeit läßt ſich noch vermehren durch die Wahl des Papiers; glatte Maſchinenpapiere in weiß, gelb, bläulich oder roſa verwenden ſich ſehr gut, wirken aber am fertigen Papiere anders als rauhfarbige Stoffe. Am ſchönſten wirken Handpapiere. Leider ſind alle Färbungen im Stoffe heute nicht mehr ſo lichtbeſtändig, wie es ein Überzugpapier erfordert, weil das Danaergeſchenk der Anilinfarben auch in die Papierfabrikation gelangt iſt.

Die Papiere für unſeren Zweck müſſen gut geleimt ſein; aus dieſem Grunde ſind eine Reihe ſehr geeignet erſcheinender Papiere – beiſpielsweiſe das in allen Farben vorhandene Ingrainpapier – nicht verwendbar. Es wird weich, die Farbe ſinkt in das Papier ein und läßt ſich nach dem Aufſtreichen weder mit dem Pinſel, noch einem Kamme behandeln, weil man die Farbenteile nicht mehr zuſammenſchieben und nicht herauswiſchen kann. Das iſt aber gerade

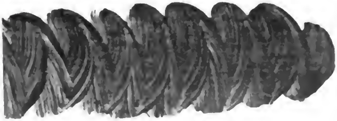


Pinſelformen.

die Grundbedingung für diese Art der Musterung, die sich auf ein Wegwischen an der einen und Anhäufen an anderer Stelle gründet.

Für die Herstellung ist jede Erdfarbe geeignet; es ist eine Verschwendung, die teuren Aquarellfarben in Tuben zu verwenden, die pulverförmigen, in jeder Farbwarenhandlung nach Gewicht käuflichen Farben tun genau denselben Dienst, besonders wenn man sie auf dem Reibsteine erst trocken nachreibt und dann auch gleich mit Kleister vermengt. Ein anderes Bindemittel als Kleister ist nicht erforderlich.

Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die Herstellung des Kleisters; nur Kleister, mit kochendem Wasser angebrüht, unter Verwendung von Weizenstärke, ist geeignet; Reisstärke, Kartoffelstärke sowie die sonstigen fertigen Stärkepräparate sind unverwendbar oder wenigstens nicht für alle Zwecke verwendbar.



Pinselmusterung mit großem Pinsel.

Wichtig ist die Art der Pinsel. Wir haben mehrere Gruppen zu unterscheiden: Zum A u f s t r e i c h e n der Farbe genügt jeder größere Kleisterpinsel gewöhnlicher Art. Zum M u s t e r n, d. h. zum Herstellen eines mehr oder weniger gleichmäßigen, rhythmischen Untergrundes, sind diese Pinsel ebenfalls sehr geeignet, ebenso um wellige oder in anderer Weise gleichmäßig gezogene Musterungen hervorzubringen.



Pinselmusterung mit großem Pinsel.

Durch Aufstauchen des Pinsels erreicht man das eigenartig strahlige Motiv, welches wir schon bei den ältesten Kleisterpapieren finden.



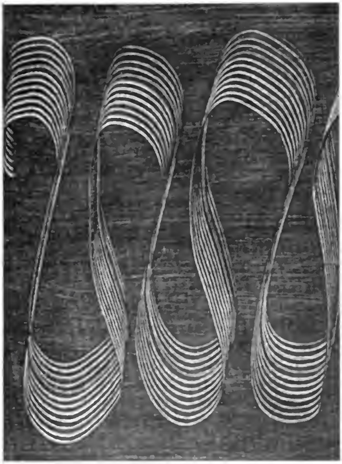
Chrysanthemum-Motiv auf aufgestauchtem Pinsel.

Bei allen diesen Musterungen ist es gar nicht einerlei, ob der Pinsel voll oder hohl gebunden ist, weil jeder etwas anders wirkt, auch gibt ein bereits älterer Pinsel mehr künstlerische Wirkungen, als ein eben in Gebrauch genommener. Es läßt sich nicht so ohne weiteres sagen, warum das so ist, und wenn ich mich »nach berühmten Mustern«, höchst modern und kunstgewerblich ausdrücken wollte, so müßte ich sagen: der Pinsel erlangt im Gebrauche etwas Individuelles.

Tatsache ist, daß man mit einem Pinsel, an den man sich gewöhnt hat, viel mehr ausrichten kann, als mit einem anderen, denn jeder hat so seine Eigenart, die man an einem andern vermissen wird. Wer Kleistermarmorpapier herstellen will, der muß vorher ganz regelrechte Pinselstudien machen und er wird dann immer wieder Neues und Eigenartiges finden. Fast mehr noch kann man in bezug auf Mannigfaltigkeit mit einem k l e i n e r e n P i n s e l, etwa von der Stärke eines kräftigen Federhalters, erreichen. Die rund gebundenen Malpinsel — Kuhhaarpinsel — mit langem Stiel sind sehr geeignet. Auch hier ist der vielgebrauchte dem neuen gegenüber der leistungsfähigere. Auch er dient für kleinere Musterungen, er gibt unter der verschiedensten Anwendung des Druckes auch die verschiedensten Formen; Druck mit anschließender Drehung, mit Abheben, mit flach gehaltenem oder mit steil gehaltenem Pinsel ändert sofort Form, Größe und Eigenart des Motivs. Ziehen des Pinsels mit kurzem, rhythmischem Zurückstauchen, Wellungen, Verschlingungen, kurz, jede Bewegung, die mit dem Pinsel auszuführen ist, gibt Musterungen, die man oft genug notieren muß, um sie später wieder ausführen zu können.

Nicht ganz so ergiebig in bezug auf Muſter iſt der flach in Blechhülſe gefaßte Pinſel; der Rundpinſel leiſtet eben weſentlich mehr.

Urſprünglich hat man ſich überhaupt nur des Pinſels und der Fingerſpitzen bedient; die Kämme ſind eine Einführung der Neuzeit. Früher machte man ähnliche Muſter mit zurecht geſchnittenen, zackigen hölzernen Griffeln. Man bedient ſich heute der gewöhnlichen **Stahlkämme**, wie ſie in jeder Farbwarenhandlung,



Pinſelmuſterung mit Stahlkamm

die Anſtreicherartikel führt, vorrätig ſind; etwas gröber wirken die **Gummikämme** oder ſolche, die man ſich aus einem Streifen Linoleum ſchneidet. Man iſt dabei in der Lage, Ungleichmäßigkeiten in der Zahnſtellung zu bewirken, die natürlich auf dem Muſter in entſprechender Weiſe zur Geltung kommen.

Wirkt der Pinſel in ſeinen Muſterungen milder, mit Halbtönen, ſo dem entgegengeſetzt der Kamm. Er gibt beſtimmtere Formen, feſtere Gegenſätze zwiſchen Hell und Dunkel; im Gegen-



Pinſelmuſterung (zurückgeſtaucht).

ſatz zu den weichen Motiven der Pinſelmuſterung wirkt er hart.

Die beſten Motive jedoch geben die Fingerſpitzen, und zwar die Finger **beider** Hände. Es gibt nämlich ſymmetriſche Muſter, die man gar nicht ſo gut mit dem Finger der einen Hand nach rechts wie nach links gleichmäßig machen kann. Nimmt man jedoch beide Zeigefinger oder beide Daumen, ſo läuft jeder ſelbſttätig ſeinen richtigen Weg, ohne alle beſondere Sorgfalt und Mühe, denn jeder hält die Bewegung und den Abſtand ſeines Zwillingsbruders ſehr geſchickt inne. Es iſt dies eine Eigenart der eigenen Glieder, von der man wohl zu wenig Gebrauch macht.

Ganz abgeſehen von den Zügen, Wellungen, Durchſchlingungen und Flechtungen, die man mit dem Finger erreicht, kann man Ringe, Ellipſen, Knoten, Schnecken u. a. in den naſſen Kleiſter eintragen; ebenſo kann man wie mit dem Pinſel auftupfen mit ſteil aufgeſetzter Fingerſpitze oder indem man das ganze obere Fingerglied ganz flach auftupft. Jedesmal erſcheint das Muſter anders.

Der Arbeitsvorgang beim Anfertigen von Kleiſtermuſtern iſt im allgemeinen der, daß eine Farbe mehr oder weniger dick oder dünn aufgeſtrichen, die Muſterung dann aber mit Pinſel, Kamm oder Finger eingezogen wird, d. h. die immerhin kräftig aufliegende Farbe wird herausgewiſcht, oder doch an einer Stelle verdrängt und an der anderen verdichtet.



Pinſelmuſterung (gewellt).

Da liegt es denn ſehr nahe, daß auch die größere oder geringere Dichtigkeit des Kleiſters eine ſehr einſchneidende Rolle ſpielt. Je kräftiger der Kleiſter, deſto feſter, deſto kontraſtreicher ſtehen die Muſter; je dünner und flüſſiger,

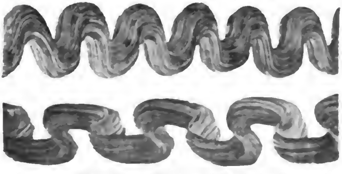


Pinſelmuſterung (Zopf).

deſto milder und weicher, je nach der Färbung ſogar weichlicher, wirken die Muſter.

Es iſt mit das Schwierigſte bei dem ganzen Verfahren, hier das Richtige ſofort herauszufinden und zu wiſſen, ob man mehr Farbe, mehr Kleiſter oder mehr Waſſer zuſetzen muß, um einen beſtimmt gewünſchten Ton oder Erfolg zu erzielen.

Mit ganz dünner Farbe, die verhältnismäßig viel Kleiſtergehalt hat, erhält man ganz eigenartige Wirkungen, die an das Schillern der Seide erinnern.



Pinſelmuſterung (Wogenband Mäanderband).

Wir ſind mit unſeren Hilfsmitteln, denen man die Einfachheit gewiß nicht abſtreiten kann, aber noch nicht zu Ende. Bereits eingangs wurde der Gebrauch des Schwammes und des zuſammengedrückten Papieres erwähnt. Mit beiden kann man durch Auftupfen ſowohl, wie durch ein ruckweiſes Seitwärtsſchieben der Farbe beſtimmte Muſterungen erzielen.

Aber auch mit einem glatten Steifen Linoleum, einer Holzleiſte, einem Streifen Leder oder Karton kann man durch ſtoßweiſes Zuſammenſchieben der Farbe ganz eigenartige Muſter ſchaffen. Das Zuſammenſchieben der Farben erfolgt nach dieſem Schema:



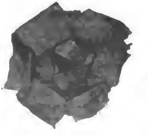
Jedesmal häuft ſich durch das Zurückſchieben vor der Kante die Farbe auf und bleibt als ein dunklerer Streifen zurück.

Damit aber iſt nur ein Untergrund gewonnen, der an ſich allein als Muſter kaum verwendbar wäre; er erfordert ein weiteres Muſter als zweiten Farbenauftrag, der in der verſchiedenſten Weiſe behandelt werden kann. Ein Einwiſchen mit Pinſel, Finger oder Kamm iſt hier nicht mehr möglich, da nur ein geringer Farbenreſt zurückgeblieben iſt.

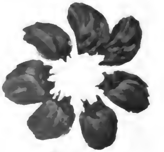
Damit aber kommen wir zu der Verwendung mehrerer Farben und zu einer großen Menge von Neuerungen und Mannigfaltigkeiten bei unſerem Verfahren.

Erſt durch dieſe Art eines Farbenauftrages auf einen erſten gemuſterten Grund gelangte man überhaupt zu den mehrfarbigen Muſtern, denn man wandte nun auch die Zuſammenſtellung mehrerer Farben gleich von vornherein an und kam dabei auf eine Menge ſehr hübſcher Neuerungen.

Der zweite Farbenauftrag iſt immer nur ein teilweiſer; entweder werden mit Pinſel oder Finger entſprechend verteilte Farbflecken eingetragen, aufgewiſcht oder aufgetupft oder es werden mit einem größeren oder kleineren Pinſel Farbflecken aufgebracht, die dann in ſich wieder durch Behandlung mit dem Finger, ſchmalen Kämmen oder Pinſel entſprechende Form erhalten. Eine dieſer Formen iſt die zuerſt von Frau Lilli Behrens angewandte Roſe, die mit einem ſchmalen Pinſel, beſſer noch mit einem Stückchen Karton oder Linoleum, von der Mitte beginnend, nach außen hin fortſchreitend, durch Zuſammenſchieben der Farbe nach der Mitte hin hergeſtellt wird.



Roſenmotiv.

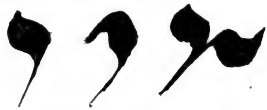


Blütenmotiv.

Auch die eigenartigen, chryſanthemumartigen Blüten wirken ſehr ſchön; ſie werden erreicht, indem man einen möglichſt ſteifborſtigen, runden Pinſel direkt ſenkrecht ſo aufſtaucht, daß die Borſten ſtrahlenförmig nach außen hin ausweichen. Man kann dazu die Farbe gleich mit



Pinſelſtudien in einfacher Bewegung.

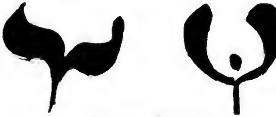


Pinſelſtudien in gekröpfter Bewegung.

dem Pinſel aufnehmen. Macht man den Farbfleck beſonders und ſtaucht darauf den Pinſel, der abermals eine andere Farbe enthält, ſo erhält man Blumen, die nicht allein der Tönung, ſondern auch der Farbe nach in ſich ſelbſt abſchattiert ſind.

Es empfiehlt ſich, beſondere Pinſelſtudien zu machen, wie ſie die Figuren zeigen.

Die Art, in mehreren Arbeitsvorgängen mehrere Farben übereinander zu bringen, führten zu der Erzeugung der hellfarbigen Muſter. Während man früher nur dunkle, ſtark deckende Farben anwandte, um reiche Kontraſte zu erzielen, ſind neuerdings die hellen Farben ſehr



Pinſelſtudien, Blattformen

beliebt geworden. Demnach unterſcheiden wir heute folgende Gruppierungen:

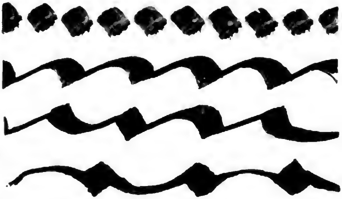
I. Dunkelfärbung mit kräftigeren, ſtumpfen Tönen.

A. Muſter mit dickerem Kleiſtergrunde.
1. Muſter mit Pinſelmotiven.
2. Muſterung mit der Fingerſpitze.
3. Muſterung mit Pinſel und Finger.
4. Muſterung mit dem Kamme über die ganze Fläche.
5. Muſterung nur teilweiſe mit dem Kamme und ſichtbarem Untergrunde.
6. Muſterung mit Kamm und Pinſel oder Finger.
7. Muſterung durch Tupfen oder Zuſammenſchieben des Grundes mit Schwamm, Blättern uſw.
8. Dasſelbe, jedoch iſt vor der Muſterung teilweiſe eine zweite Farbe in den Grund einzutragen.

B. Dieſelben Muſter mit dünnerem Kleiſtergrunde.

II. Helle Färbung mit lebhaften Farben und dünnem Kleiſter.

A. Muſterungen mit Kamm und Finger oder Pinſel.
B. Muſterungen mit Schwamm, Blättern oder ähnlichem.
C. Dasſelbe, jedoch vor der Muſterung eine zweite Farbe einzutragen.
D. Gemuſterter Grund mit zweitem Muſter (Blumen uſw.) in abweichender Färbung darüber.



Pinſelſtudien mit flachem Pinſel.

Damit ſind ſo ziemlich alle Möglichkeiten in Gruppen zuſammengefaßt; aber die große Abwechſlung, welche durch die geſchickte Zuſammenſtellung der Farben zu erreichen, iſt hier noch gar nicht in Betracht gezogen. Aber gerade die Farbe iſt es ja, die bei dieſer Technik ſo außerordentlich ins Gewicht fällt und vielmehr für den Charakter, für die die Geſamtwirkung eines Papiers beſtimmend iſt, als die Art der Muſterung.

Es iſt kaum anzunehmen, daß die Mannigfaltigkeit der Muſter eines Tages erſchöpft ſein könnte, da immer wieder neue Abwechſlungen hier und dort auftauchen. Nimmt man dazu, daß nun auch auf Leinen- oder Baumwollen-

ſtoff, auf geſtrichenen oder auf Bronzepapieren die Muſter ſich in gleicher Weiſe herſtellen laſſen, ja, daß man neuerdings mit Glück den Verſuch gemacht hat, das in kräftiger Kleiſterfarbe hergeſtellte Muſter ſeitlich mit dem Gebläſeapparat mit einer etwas dunkleren Farbe anzublaſen und nach dem Trocknen zu ſatinieren, ſo wird man zugeſtehen, daß wir noch lange nicht am Ende der Möglichkeiten angelangt ſind.

Das Kleiſterpapier iſt deshalb ein ſehr geeignetes Verſuchsobjekt für alle, die künſtleriſchen Sinn, feines Farbengefühl und — die nötige Zeit haben. Die Verhältniſſe dabei liegen inſofern äußerſt günſtig, als man kaum etwas verderben kann, denn jeder Bogen, der etwa mißlingt, wird friſch überſtrichen und gibt dann immer noch etwas Brauchbares, wenn auch nicht gerade das, was man gewollt hat.

Schließlich ſoll noch erwähnt ſein, daß man auf einem aufgeſtrichenen Kleiſtergrunde auch ohne direkte Zuhilfenahme der Finger oder des Pinſels mittels Aufſprengens von reinem Waſſer, Alaun-Waſſer oder Waſſer mit etwas Gallezuſatz ganz eigenartige Marmorierungen erhält, die wieder noch variiert werden können, wenn man der Flüſſigkeit Farbenlöſungen zuſetzt. Dabei kann der auf einem Brette liegende Bogen ſchräg geſtellt werden, ſo daß die Tropfen ineinander laufen, ſich miſchen, zuſammen mit Teilen des Grundes ablaufen und wieder marmorartige Muſterungen erzeugen. Die dabei entſtehenden Aderungen und wolkigen Muſter ſind oft ſehr reizvoll.

Nach alledem wird man es begreiflich finden, daß im Augenblick jeder — und jede, Fachleute und Dilettanten, Männlein und Weiblein, beſtrebt ſind, Kleiſterpapiere herzuſtellen, und ſo ſtark iſt dieſes Streben, daß zurzeit die Kunſt des Marmorierens auf Schleimgrund etwas ins Hintertreffen geraten iſt, viel mehr, als es dieſe ſehr viel mehr techniſche Fertigkeit und praktiſches Wiſſen verlangende Handwerkskunſt verdient.

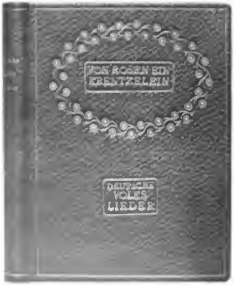
Dazu kommt ja nun noch, daß für Liebhaberbände heute mehr ein einfarbiger Schnitt beliebt, ja oft genug nur ein ſolcher möglich iſt, weil die heute zum Drucken verwandten rauhen, wenig geleimten Papiere weder für das Marmorieren noch für den Goldſchnitt ſonderlich geeignet ſind.

Nützen wir alſo die Gelegenheit aus, einer lange Zeit zurückgeſetzten Färbe- und Ziertechnik volle Geltung zu verſchaffen, vergeſſen wir aber darüber nicht, daß auch im Kunſtgewerbe ein ewiges Auf- und Niederfluten ſtattfindet, daß heute beliebt, was geſtern verachtet und morgen vielleicht ſchon wieder vernachläſſigt wird.

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte lehrt, daß jede Technik den Höhepunkt der Beliebtheit erreicht hat, wenn ſie in die Hände der Dilettanten geraten iſt, und die gedeihen — leider — heute allerorten. (Aus »Bad. Gewerbeztg.«, Karlsruhe.)



Schüler Fritz Nitſch, Danzig; Einband in tabakbraun Maroquin, Schrift und kleine Dreiecke in Blinddruck, Linien und große Dreiecke in Gold.




Schüler Karl Funke, Strehla; Einband in hellrot Seehund

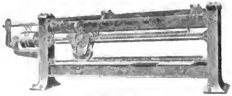
# LEDER, DIE DURCH GERBEN KONSERVIERTE TIERISCHE HAUT.[1]

Je nach seiner Natur und den durch den Gerbprozeß herbeigeführten Eigenschaften (Weichheit, Härte, Dicke, Widerstandsfähigkeit) findet es zu den verschiedensten Zwecken Verwendung. Für die Lederfabrikation am wichtigsten sind die Häute von Rindern, Pferden, Ziegen und Schafen. Die schweren Rindshäute von Stieren, Ochsen und Kühen werden meistens zu Unterleder (Sohlleder für Schuhe und Treibriemen, auch in der Sattlerei) verarbeitet. Leichtere Rindshäute und Kalbfelle, ferner die Häute von Pferden, Ziegen und Schafen liefern in mannigfaltiger Bearbeitung und Färbung (naturell, schwarz, farbig, chagriniert, matt oder satiniert, lackiert usw.) der Schuhfabrikation das Oberleder, das in großen Mengen auch von der Sattlerei, Taschenfabrikation, Buchbinderei und dem Möbel- und Wagenbau verbraucht wird. Auch die Häute von Schweinen, Hunden, Katzen, Hirschen, Renntieren, Gemsen, Känguruhs, Schlangen, Krokodilen, Robben, Walrossen, Elefanten, Nilpferden, Eidechsen, Delphinen und einigen Fischarten (wie Haifischen) werden zu Leder verarbeitet. Die im Handel vorkommenden Ledersorten sind: Sohl-, Vache- (Halbsohl-), Maschinenriemen-, Zeug-, Geschirr-, Blank-, Wagenverdeckleder, Vachetten, Ober-, Fahl-, Rinds-, Kalb-, Roß-, Lack-, Saffian-, Möbel-, Alaun-, Glacé-, Sämisch-, Chrom-, Fettgarleder, Rauh- und Pelzwaren sowie verschiedene Lederspezialitäten (Pergament- und Transparentleder).

Man beurteilt Leder nach seinem Aussehen (Farbe, Beschaffenheit des Narbens und der Fleischseite, Flächenausdehnung und Dicke der Haut), ferner nach dem Schnitt, nach dem Gewicht und nach dem Grad der Biegsamkeit und Zähigkeit. Es wird nach Fläche und Gewicht verkauft; Leder, die nach Gewicht gehandelt werden, sind mitunter künstlich beschwert.

In der Lederfabrikation steht das Deutsche Reich heute mit an erster Stelle. Die deutschen Lederfabriken sind mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit aufs vollkommenste eingerichtet. Sohl- und Vacheleder wird in ausgezeichneter Qualität im Rheinland und in Westfalen, in Norddeutschland (Hamburg), in Elsaß-Lothringen (Straßburg), in der Rheinpfalz (Pirmasens), Roßleder hauptsächlich in Schleswig-Holstein, Nürnberg, Weinheim und Göppingen hergestellt. Für Feinlederindustrie (schwarze und farbige Kalb-, Ziegen- und Schafleder) besitzt Deutschland bedeutende Fabriken, die ihre Erzeugnisse nach allen Ländern exportieren. Hauptorte für Kalbleder sind Worms, dann Weinheim in B., Mainz, Bonames, Offenbach a. M., Homburg und Dresden. Die größten Fabriken von Ziegen- und Schafleder (Saffian, Maroquin, Chevreau) sind in Kirn a. d. N., Kreuznach, Mainz, bedeutend auch Lahr, Offenbach a. M., Homburg, Worms, Mühlhausen und Berlin. Von außerdeutschen Ländern erzeugt England vorzügliche Ledersorten, ebenso Frankreich (Chevreau- und Glacéleder); auch Österreich, Belgien, Dänemark haben eine hochentwickelte Lederindustrie. Rußland liefert die vorzüglichen Juften-, auch Roß- und Kalbleder. Die stärkste Konkurrenz auf dem Weltmarkt ist für uns die großartige Lederfabrikation der Vereinigten Staaten. (Vgl. J. Schmidt und A. Wagner, Gerbereitechnisches Auskunftsbuch für die gesamte Lederindustrie, 1905.)

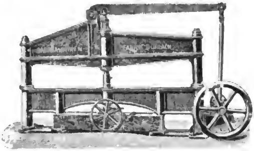
Nach dem Gerben wird das Leder einer mechanischen Behandlung (Lederappretur) unterworfen, um die Dichte, Festigkeit oder Geschmeidigkeit zu erhöhen oder die Oberfläche zu verschönern. Zum Dichten starrer Ledersorten wie Sohl- und Riemenleder verwendet man die Karrenwalze (Badische Maschinenfabrik, Durlach), wobei die durch eine Schraube hin und her geführte Walze Drücke bis zu 15 t auf das auf der Walzbahn liegende



Karrenwalze.

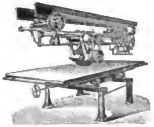
1) Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubnis der Verlagshandlung der jüngst vollendeten 3. Auflage von Herders Konversations-Lexikon, einem Werk, das sich infolge seiner gedrängten und gehaltvollen Darstellung als sehr brauchbar erwiesen hat. (8 Bände, M. 100,– .)

Leder ausübt, oder man läßt das Leder durch zwei Walzen laufen, von denen die obere gegen die untere durch Gewichte angepreßt wird. Dem gleichen Zweck dienen die Lederhämmer, deren übliche Konstruktion unsere Abbildung



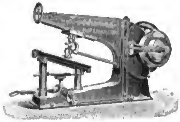
Lederhammer.

zeigt. Zur Glättung der Narben, Ausgleichung der Unebenheiten, Entfernung der überschüssigen Säure und zum Flachlegen des Leders benützt man die Lederausstoßmaschine (Maschinenfabrik Vilshofen a. D.): die mit den



Lederausstoßmaschine.

Stoßklingen besetzte rotierende Walze hängt an einem hin und her gehenden Wagen und bearbeitet, beim Vorgang niedergedrückt, das auf dem allseitig verschieblichen Tisch liegende Leder. Einfetten mit Talg und Tran erhält die Weichheit und Dehnbarkeit. Gleichmäßig dünnes Oberleder erhält man auf der Lederspaltmaschine durch Spalten der Haut, die gegen ein über zwei Scheiben gespanntes endloses Messerband geführt oder zwischen fester Unterlage und festem Messer durchgezogen wird. Hierauf wird die Fleischseite von Unebenheiten durch Messer (Falzeisen) von Hand oder mittels der Falzmaschine befreit (falzen, schlichten) oder durch Smirgelwalzen gleichdick geschliffen (dollieren). Die Glättung der Narbenseite erfolgt durch Walzen oder auf der Glanzstoß- und Chagriniermaschine Durch das »Krispeln« bezw. »Pantoffeln« wird das Leder geschmeidiger, die Narbenseite gleich-



Glanzstoß- und Chagriniermaschine.

mäßiger. Man bedient sich dazu eines auf der Unterseite gewölbten, mit Zähnen oder Korkbelag versehenen Holzes, das von Hand unter Druck über das Leder geführt, zweckmäßig pendelnd aufgehängt und durch eine Kurbel bewegt wird. Durch »Stollen« (Ziehen über ein rundes Eisen) wird das getrocknete Leder weich und dehnbar, die Falten werden beseitigt, bei Glacéledern die Flächen vergrößert. Zum Polieren (mit Polierpulver) dient ein mit weichem Leder überzogenes Lineal (Lederfeile).

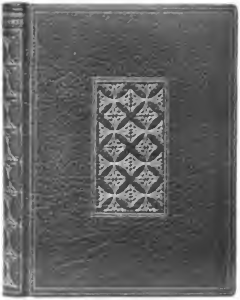
Die Kunst der Lederbereitung reicht in das höchste Altertum hinauf, da man früh auf ein Mittel sinnen mußte, die tierische Haut, welche die erste und natürlichste Bekleidung des Menschen bildete (vgl. 1. Mos. 3, 21), vor Fäulnis zu schützen. Der Mantel aus Tierhaut, von den Juden noch zur Patriarchenzeit allgemein getragen, galt später als unterscheidendes Merkmal des Propheten, z. B. bei Elias und Elisäus (3. Kön. 19, 13; 4. Kön. 1, 8; 2, 8, 13 ff.). Juden und Ägypter verarbeiteten Leder besonders zu Sandalen, Gürteln, Stuhl- und Bettpolstern, Schilden, Zelten, Schöpfeimern, Wasser- und Weinschläuchen (letztgenannte noch heute im ganzen Orient aus Ziegen- oder Schafleder). Bei den Ägyptern entwickelte sich die Lederbereitung, wie namentlich Gräberfunde lehren, früh zum Kunstgewerbe: feine, buntgefärbte, mosaikartig zusammengesetzte Gazellenleder mit eingepreßten oder aufgestickten Ornamenten dienten zur Ausschmückung von Gemächern und Grabkammern, weißes pergamentartiges Leder brauchte man neben dem Papyrus als Schreibstoff. Wie die Bilder zeigen, wurden die Häute eingeweicht und gewalkt, sonst ist jedoch über das Gerbverfahren und die verwendeten Gerbstoffe nichts bekannt. Von den Ägyptern kam das Leder zu den Griechen und den Römern.

# ZWANGLOSE BEMERKUNGEN EINES BÜCHERFREUNDES ÜBER BUCHEINBÄNDE UND BUCHBINDER.

Von Dr. jur. G. A. E. BOGENG.

## III.

Einen sicheren Rückschluß auf die mehr oder minder große Wertschätzung guter Einbände durch das Sammlerpublikum gestattet die »Aufmachung« der Einbandbeschreibung in den Katalogen der Antiquare. Wo kurz und doch ausführlich mit den richtigen Worten am richtigen Platze das über einen Bucheinband hervorgehoben wird, was seine Beurteilung, soweit allein eine Beschreibung gestattet, dem sachverständigen Bücherfreunde möglich macht, kann man auf ein allgemeines Interesse der Sammler an dieser »Äußerlichkeit« rechnen. Und wie schnell läßt sich ein Einband charakterisieren durch die trockene Notiz des Ateliers, aus dem er hervorging, wenn eben die Arbeit des betreffenden Buchbinders allgemein bekannt und gewürdigt ist. Macht man in deutschen Katalogen die Probe aufs Exempel, so könnte man mitunter als deutscher Bücherfreund recht traurig werden. Selbst da, wo absichtlich ein besonders wertvoller Einband (ohne Rücksicht auf das weniger wertvolle Buch, das er beherbergt) allein um seiner selbst angepriesen wird, geschieht es mit Worten, die deutlich verraten, daß der katalogisierende Antiquar im Begriffe steht, die spröde deutsche Sprache zu zwingen, das Bild eines Einbandes so ungefähr anzudeuten. Es könnte mitunter fast scheinen, als ob hier Neuland der deutschen Sprache von ihm urbar gemacht werden soll, werden muß, damit er sich seinen Kunden halbwegs verständlich machen kann. Unter Vermeidung der kurzen und treffenden Fachausdrücke des Buchbinders werden ganz allgemein gehaltene ästhetische Werturteile verkündet, die alles und nichts über den Einband aussagen. (NB. Derselbe Herr beschreibt aber in der häufig der deutschen beigegebenen französischen Anzeige des Einbandes diesen viel besser, weil er unbewußt oder bewußt die Muster französischer Kataloge nachahmt.) Auch unsere Herren Verleger entwickeln eine besondere Sprachkunst in den Angeboten ihrer neuen Verlagsunternehmungen, eine Kunst, die das Sammlerherz höher schlagen macht. Wer wollte auch zögern, ein Buch gebunden zu kaufen, wenn es ihm vom Verleger als »im Geiste der Zeit« gebunden angeboten wird, wie jüngst von einem um die Entwicklung der deutschen Buchkunst überaus verdienten Verlage. Ich gebe hier noch ein anderes Beispiel, das ich einem nach guter Gewohnheit mit großer bibliographischer Genauigkeit in vortrefflicher typographischer Ausführung herausgegebenen Kataloge eines führenden deutschen Antiquariates entnehme,



Schüler Georg Stein, Berlin: Einband in dunkelgrün Maroquin.

einem Kataloge, deren Bearbeiter mir als einer der feinsinnigsten und gelehrtesten Kenner der uns von der klassischen und romantischen deutschen Literaturperiode hinterlassenen Bücherschätze bekannt ist. Es werden angezeigt Jean Pauls Sämmtliche Werke usw. — »24 Halblederbände der Zeit«, über die der Katalog berichtet: »Diese 24 Halblederbände gehören zu den besten deutschen Bucheinbänden des 19. Jahrhunderts überhaupt. Es sind dunkelbraunrote Bände, die Rücken durch Bünde in vier Felder geteilt, von welchen das zweite und vierte Titel, resp. Bandzahl tragen, die übrigen aber mit entzückenden kleinen blauen und dunkelroten Ledereinlagen und Goldfileten



Schüler Walter Lemfer, Berlin; Einband hellgrau Ecrasé, Schriftenfeld fchwarz gebeizt.

fowie Goldornamenten verziert find.« In diefer hübfchen Befchreibung »eines der beften deutfchen Bucheinbände des 19. Jahrhunderts überhaupt« (NB. Halblederband, gemeint ift allerdings Halbfranzband, aber immerhin!) fehlt fo ziemlich alles. Über das »Leder« werden nähere Mitteilungen nicht gemacht, die Befchreibung der Rückenvergoldung fcheint von romantifcher Ironie eingegeben. Eine wenn auch nur ungefähre Vermutung über den Urfprungsort eines »der beften deutfchen Bucheinbände des 19. Jahrhunderts überhaupt« fehlt. Diefes Mufter eines deutfchen Einbandes des 19. Jahrhunderts bleibt alfo, wie fo viele Meifterwerke (ich erinnere nur an das Nibelungenlied) anonym. Allerdings ftanden und ftehen ja noch viele deutfche Buchbinder an Selbftbewußtfein hinter englifchen und franzöfifchen darin zurück, daß fie ihre Einbände nicht zeichnen, fo daß es fchon bei deutfchen Einbänden des 19. Jahrhunderts fchwierig, ja oft unmöglich ift, ihren Urfprung feftzuftellen. Immerhin kann aber fachkundige Beurteilung und Vergleichung folcher Einbände wertvolle Auffchlüffe geben, die, wenn in Einbandbefchreibungen der Kataloge unferer Antiquariate von fachkundiger Seite erteilt, auch das Katalogmaterial unter diefem Gefichtspunkte gefehen, dem Sammler wertvoll machen und feine Luft am fchönen Einbande reizen werden. Die berufenen Mitarbeiter an folcher Katalogarbeit find aber Buchbinder, befonders dann natürlich, wenn fie mit der Gefchichte der Technik des Bucheinbandes (wir befchränken uns oft nur zu fehr auf die Gefchichte der Äfthetik des Bucheinbandes) vertraut find. Man mache einmal den Verfuch: ich glaube die Teilnahme, die man für die gute Arbeit der toten deutfchen Buchbinder den Sammlern abgewinnt, wird auch einer gerechten Würdigung der Arbeit der Lebenden zugute kommen.

## DAS URHEBERRECHT IM KUNSTGEWERBE.

Der Verband deutfcher Kunftgewerbevereine bittet durch ein Rundfchreiben um Anfichten aus den intereffierten Kreifen der Kunftgewerbetreibenden über den Schutz geiftigen Eigentums insbefondere für Skizzen und Entwürfe Angeftellter.

Wenn auch in den Kreifen der Kunftbuchbinder einftweilen feft angeftellte Zeichner nur in wenigen vereinzelten Fällen vorhanden fein werden, fo kommt es doch in der überwiegend größeren Zahl von Buchbindereien defto häufiger vor, daß Zeichner und Künftler nach freier Vereinbarung mit Einzelaufträgen betraut werden.

Jedenfalls bedürfen die verfchiedenen Punkte einer Klärung; eine klarfchließende Anficht wird nicht fo klipp und klar zu geben fein, wie die Frage geftellt ift. Der Verfuch dazu foll aber doch gemacht werden.

Es erfcheint nicht angebracht, Fragen des Gefetzes oder fonft juriftifcher Art hier hereinzuziehen, fondern lediglich die Fragen, wie fie fich in der Praxis darftellen, in einfach praktifcher Weife zu beantworten, um dann dem Juriften, von dem man ja doch wohl annehmen darf, daß die Anfichten aus der Praxis für ihn das wertvollfte Material bilden, die weitere Behandlung zu überlaffen.




Schüler Georg Stein, Berlin; Einband in mausgrau Ecrafé, Streifen durch die Schrift und unteres Schriftfeld dunkelgrün.

Wenn irgendwo die Praktiker ein Wort mitreden sollen, so ist es hier am Platze.

Geistiges Eigentum kann entstehen auf mehreren Wegen:

1. Es kann auf eigenen Antrieb hin, ohne Auftrag, in keines anderem Dienst also lediglich als eigene Erfindung entstehen, gleichviel, ob der Wunsch des Entwerfenden für eine spätere Verwertung vorhanden ist, oder nicht.
2. Außerhalb eines kunstgewerblichen oder industriellen Betriebes, aber im Auftrage oder auf Betreiben eines anderen. Dieser Fall wird vorhanden sein, wo Berufszeichner für industrielle Werke, für kunstgewerbliche Werkstätten, Druckereien, Schriftgießereien, Lithographische Anstalten usw. gegen Vergütung von Fall zu Fall Entwürfe oder Zeichnungen liefern.
3. In den Betrieben dieser Art selbst, wo gegen festes Gehalt Zeichner ausschließlich zu diesem Zwecke angestellt sind.

Wenn man diese verschiedenen Entstehungsweisen untereinander vergleicht, so wird man die Überzeugung gewinnen, daß sie auch in bezug auf die pekuniäre Verwertung, ebenso wie auf den Schutz, den sie genießen sollen, doch recht verschiedener Art sind.

Der vom Gesetz zu fordernde Schutz wird nicht allein in bezug auf die materielle Seite, oft genug sogar besonders in bezug auf die ideelle Seite erwünscht sein. Sehr oft wird es erwünscht sein, einem Urheber die Ehre des Erfolges, ohne Rücksicht auf den materiellen Erfolg, zu sichern.

Das Gesetz wird aber auch zu entscheiden haben, ob dem Urheber auch in allen Fällen alle Rechte des Urhebers zustehen, ob er sie vielleicht teilweise oder gänzlich an einen anderen abgetreten hat.

Darin aber scheint man sich in vielen Fällen nicht einig zu sein, ja es scheint, daß Einzelne der Meinung sind, jeder, der zeichnet oder unter irgendwelchen Verhältnissen entwirft, müßte nun auch gleich alle Ehren und die goldenen Früchte der geglückten Arbeit ernten, ohne am Resiko, ohne an der Durchführung irgendwie beteiligt zu sein.

Für uns Buchbinder kommt nur in Frage, wieweit die von uns mit Aufträgen bedachten Künstler oder etwaige angestellte Zeichner Anspruch auf ein Urheberrecht haben.

Von vornherein werden als Beteiligte an Ehre und Gewinn der zeichnerischen und entwerfenden Arbeit ausgeschieden werden müssen die, welche in festem Gehalt stehen, welche also als beamtete Künstler anzusehen sind. Sie haben ihre Geistesarbeit auf mehr oder weniger kündbare Zeit verkauft. Sie arbeiten auf dauernd feste Bestellung, und meist ist ihnen auch für Art und Weise der Arbeit ganz bestimmte Direktive gegeben. Ja, es wird oft genug der Fall sein, daß sie Wünsche des Auftraggebers und Änderungen noch nachträglich berücksichtigen müssen, mit denen sie möglicherweise gar nicht einverstanden sind.

Diese Gruppe der Urheber ist also, – streng genommen, – kaum etwas anderes, d. h. vor dem Gesetz etwas anderes, als eine »Gehilfenschaft«, wenn auch mit anderen Befugnissen; es sind Spezialisten.

Damit sind wir aber auch auf einen Punkt gekommen, der durchaus genau geregelt und umgrenzt werden muß. Es ist die Frage: Wo hört der Gehilfe, der »Werkgenosse«, auf, und wo fängt der »Künstler« an. Es scheint, daß die im eben behandelten Passus Benannten offenbar zu dieser ersteren Gruppe gehören. Es mag ja vielleicht so manchem, der sich für einen Künstler erachtet, der er auch wohl ist, ein unangenehmes Gefühl sein, sich dieser Gruppierung einfügen zu sollen, aber, wie ge-



Schüler Fritz Nitſch, Danzig: Einband in mausgrau Ecraſé, Umrahmung und das Wort L'Art in grauviolett Lederauflage.

ſagt, es ſoll doch eine Sicherheit nach allen Seiten vor dem Geſetze geſchaffen werden.

Nun werden ja Zeichner dieſer Art doch auch gar nicht ſo gering bezahlt, und bei keiner Art kunſtgewerblicher Betätigung wird ſo ſorglich auf den wirklichen Leiſtungswert im Verhältnis zur Honorierung geſehen, wie auf dem Gebiete der angeſtellten Zeichner. Kunſtgewerbezeichner, die mit mehr als 300 Mk. Monatsgehalt zu Buche ſtehen, ſind doch keine Seltenheiten; wer aber gut bezahlt iſt, der hat doch auch damit ſein Teil Verdienſt an dem Geſamterzeugnis honoriert. Wer ſich höher dünkt, wer den Glauben oder die Überzeugung hat, daß ſeine Kunſt mehr wert iſt, der muß eben ſeine jeweiligen Verbindlichkeiten löſen, der muß höhere Forderungen ſtellen und beſſere Bedingungen zu erreichen ſuchen.

Es ſoll noch auf die Möglichkeiten hingewieſen werden, die ſich ergeben würden, wenn man jedem Beteiligten ſchlechthin die Urheberſchaft oder doch einen Anteil daran zuſprechen würde.

Es gäbe kein öffentliches Gebäude, für das ein Regierungsbaumeiſter als Urheber genannt werden dürfte; alle ſeine Hilfskräfte, die doch oft recht anſehnlichen Anteil an ſolchen Arbeiten haben, müßten ja mit genannt werden. Kein Dekorationsmaler, der ein großes Werk, – vielleicht ein Theater, einen Bahnhof, einen Muſikſaal oder ähnliches – mit einem Atelierperſonal ausgeführt hat, dürfte mit ſeiner Firma zeichnen. Ja alle die modernen Künſtler, die »Raumkunſt« ausgeſtellt haben, könnten keinen Anſpruch auf alleiniges Urheberrecht machen, denn ſie alle haben mit künſtleriſchen Hilfskräften gearbeitet, ja ſie hätten die Arbeiten gar nicht allein bewältigen können.

Kaum anders liegt der Fall da, wo Berufszeichner auf Beſtellung arbeiten. Hier erfolgt Vergütung von Fall zu Fall und ſehr oft unterbleibt jede Namensnennung des Künſtlers; faſt immer begibt ſich dieſer auch aller ſpäteren Rechte ſtillſchweigend.

Der Unterſchied der Forderungen für Zeichnungen kunſtgewerblicher Arbeiten iſt oft ein ſehr erheblicher; es ſteigert ſich die Höhe der Forderung mit dem mehr oder minder bedeutenden Klange des Namens.

Aus dieſen Erwägungen geht mit Sicherheit hervor: Wer ſich bei erteiltem Auftrage nicht ausdrücklich das Urheberrecht geſichert hat, der hat es auf den Beſteller ohne weiteres übertragen.

Faſſen wir zuſammen, was bei Feſtlegung des Urheberrechtes an kunſtgewerblichen Entwürfen als wünſchenswert erſcheint, ſo ergibt ſich folgendes:

a) Das Urheberrecht des als Zeichner feſt Angeſtellten.
   Wer in gewerblichen Betrieben gegen feſtes Gehalt angeſtellt iſt, begibt ſich des Rechtes als Urheber an allen den Arbeiten und Entwürfen, die er im Auftrage ſeiner Firma ausgeführt hat.

b) Das Urheberrecht der Berufszeichner für Einzelaufträge.
   Wer als zeichnender Künſtler im Auftrage von Gewerbetreibenden oder Induſtriellen Originalzeichnungen liefert, begibt ſich ſeines Urheberrechtes, ſofern nicht beſtimmte vorherige Abmachungen getroffen werden, die ein anderes vorſehen.

Es iſt in Frage geſtellt worden, ob beſtimmte Grundideen und eingehende Angaben für eine kunſtgewerbliche Arbeit ein Autorrecht begründen. Es wird niemals zweifelhaft ſein können, ob ſkizzenhafte Entwürfe oder zeichneriſche Andeutungen, die bereits einen vollen

Einblick in die Wünsche des Auftraggebers darstellen, die also bereits soweit festgelegt sind, daß sie lediglich einer Detaillierung bedürfen, das Autorrecht für den Ideegebenden begründen. Daraus ergibt sich:

c) Das Durchführen und Auszeichnen einer gegebenen künstlerischen Idee, ebenso das Ergänzen und Detaillieren vorhandener Entwürfe, kann niemals ein Urheberrecht begründen.

Damit dürften die Fragen, soweit sie die Kunstgewerbetreibenden betreffen, genügende Beleuchtung gefunden haben. Ganz ausgeschieden sind hier die in Passus 1 bezeichneten Künstler, die wohl nie anders als gegen feste Vereinbarungen ihre Entwürfe hergeben.

## DIE GRUNDIER- UND BINDEMITTEL.

Der Golddruck, also im vorliegenden Falle das Handvergolden, erfolgt durch Aufdruck eines gewärmten Werkzeuges, eines Stempels, einer Rolle oder Filete auf einem Stoffe (Leder, Kaliko, Papier, Seide), über den man Blattgold gelegt hatte. Das Blattgold soll an den von der Gravierung getroffenen Stellen haften, der Überschuß sich leicht entfernen lassen. Das sind die gegebenen Bedingungen, denen sich unsere Technik anzupassen hat.

Es muß also zunächst ein Bindemittel vorhanden sein, auf dem das Blattgold haftet, nachdem es mit dem erwärmten Werkzeuge in Berührung kam.

Wir benutzen heute in allen Fällen, in denen Leder oder Kaliko zu drucken ist, leicht verdünntes E i w e i ß. Das ist nicht zu allen Zeiten der Fall gewesen. Die allerverschiedensten Mittel sind lange in Gebrauch gewesen, meist animalische oder vegetabilische Leime oder Harze. Auch wir verwenden heute beim Handvergolden Harz- und Leimgrund, aber nicht in der Weise, wie dies früher geschah, für sich allein, sondern als einleitende Vorgrundierungen oder als sonstige Beihilfen. Wir nannten bereits das Wort »Grundiermittel«. Der Buchbinder nennt in seiner Technik alle die vorbereitenden Aufstriche flüssiger Art, die als eine Unterlage dienen sollen, auf denen nach dem Trocknen etwas haften soll, durch die etwas am Eindringen gehindert werden soll, den G r u n d. Wir grundieren, d. h. wir geben einen Grund von Eiweiß, damit wir darauf vergolden können; wir grundieren mit Bolus, damit unsere Goldschnitte mehr Feuer erhalten und sich besser glätten, Landkarten, damit der Lackaufstrich nicht ins Papier einsaugt, wir grundieren Buchschnitte mit Alaun, damit die Farben besser haften usw.

Streng genommen hätten wir für die Handvergoldung einen Unterschied zu machen zwischen den Grundiermitteln und den Bindemitteln. Die ersteren bereiten einen Grund für das eigentliche Bindemittel, das letztere vermittelt das Haften, oder wie der Fachmann sagt das H a l t e n des Goldes.

Die Anwendung der genannten Mittel richtet sich nach den verschiedenen Materialien, auf denen sie zur Verwendung kommen sollen. Demnach müßte eigentlich Leder, Kaliko, Seide jedes für sich mit seinem Grunde besprochen werden. Das würde uns aber zu vielfachen Wiederholungen nötigen, und wir halten es deshalb für zweckmäßiger, zunächst die Binde- und Grundiermittel allein zu behandeln. Das

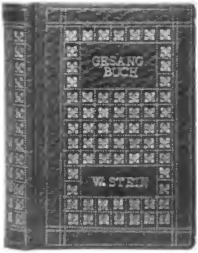


Schüler Max Brüsewitz, Stettin; Einband in hellgrün Ecrasé, die ovalen Ornamente schwarz ausgelegt.

Eiweiß, stets in einer Verdünnung angewandt, ist das dem Handvergolder unentbehrlichste Bindemittel. Für sich allein, ohne Verdünnung angewandt, würde es nach dem Trocknen spröde und brüchig werden. Es trocknet in dieser Form sehr rasch, verliert sehr rasch an Klebkraft und veranlaßt da graue, unsaubere Stellen, wo es nebenher gestrichen ist.

Nun hat die Erfahrung gezeigt, daß man dem Golde höchsten Glanz verleihen kann, wenn der Grund in seinem Inneren noch etwas Feuchtigkeit enthielt. Aus diesem Grunde setzt man dem Bindemittel einen Stoff zu, der längere Zeit die Feuchtigkeit erhält. Am gebräuchlichsten ist Essig. Außerdem sind Bier, Wein, Apfelwein geeignete Stoffe. Früher wurde zu diesem Zwecke Urin angewandt; das Mittel hat keine besonderen Vorteile voraus, wird sehr bald übelriechend und ist überhaupt unappetitlich; wir scheiden es heute ganz aus.

Zu drei Teilen Eiweiß – jede Spur vom Gelben ist peinlich fernzuhalten – mischt man einen Teil Essig (oder Wein, Bier, Apfelwein), quirlt oder schlägt die Mischung zu Schaum, läßt absetzen und seiht durch Filtrierpapier in eine Flasche. Zu der gewonnenen Flüssigkeit gibt man ein Stückchen Kampfer; es schützt vor Verderben und Übelriechen. Hat man größere Mengen anzusetzen, besonders in der warmen Jahreszeit, so setzt man auf jedes Halbliter Flüssigkeit drei Tropfen Meerzwiebelessig (aus der Apotheke) und eine Messerspitze Borax zu. Der erstere erhöht die Feuchtigkeit bezw. verlangsamt das Eintrocknen, Borax wirkt konservierend. Das Eiweiß wird auf größere Flächen, Titelschildchen, ganze Rücken usw. mit einem kleinen Schwämmchen, sonst aber mit einem Dachshaarpinsel aufgetragen, mit dem die vorgestrichenen oder vorgedruckten Teile, Linien oder Verzierungen sauber ausgepinselt werden.




Schüler Georg Stein, Berlin;
Einband in dunkelgrün Seehund.

Verdünntes Eiweiß verbindet sich nicht gleichmäßig mit allen Stoffen; entweder saugt es zu schnell die Wasserteile in den Stoff ein, und die klebenden Teile trocknen sofort. Während Eiweiß auf Kaliko, Bockleder und Saffian gut deckt, sinkt auf einzelnen, besonders auf matten Kalbledern die Feuchtigkeit ein, die Eiweißstoffe trüben als graue Schicht die Farbe und Schönheit des Leders. Dem entgegen will sich das Eiweiß mit einzelnen appretierten Schafledern überhaupt nicht verbinden; es verteilt sich ungleichmäßig, läuft ab und macht, daß das Gold nicht hält.

Solchen Unarten begegnet man durch ein untergestrichenes Grundiermittel. Das Leder wird damit aufnahmefähiger gemacht; nach seiner Anwendung »steht« das Eiweiß.

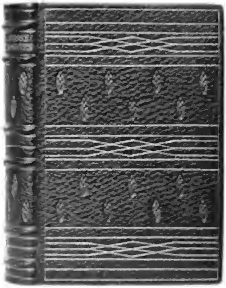
Bei vielen Ledern ist ein Vorgrundieren nicht notwendig; es genügt einfaches A u s w a s c h e n. Zum Auswaschen reicht in vielen, ja in den meisten Fällen Wasser aus; appretierte Leder, die fast immer für Eiweiß schwer aufnahmefähig sind, wäscht man am einfachsten mit Essig aus; außerdem bedient man sich auch noch besonderer B e i z e n. Zu diesen rechnete man früher auch den Urin; aus denselben Gründen, wie oben bereits gesagt, scheiden wir ihn auch hier ganz aus, geben dagegen eine sehr zweckmäßige, für helle Leder allerdings nicht zu verwendende Beize. Zu 50 Kubikzentigramm Branntwein fügt man je 1 cbcg Scheidewasser und Meerzwiebelessig (aus der Apotheke). Mit dieser Beize überfahren ist das Leder nicht allein von etwaigen Unreinigkeiten befreit, sondern es hält auch sehr lange die Feuchtigkeit.

Es wurde schon gesagt, daß einzelne Leder das Eiweiß schwerer annehmen, als andere; es sind dies die appretierten und gepreßten. Es gibt aber auch andere, bei denen das Eiweiß einsinkt, sich unter der Oberfläche des Leders verteilt und dadurch ein für das Gold genügendes Bindemittel nicht mehr in genügendem Maße vorhanden ist. Bei solchen Ledern wirkt weder ein Auswaschen mit Wasser noch mit Essig; die Beize dagegen wird sich auch in diesem Falle bewähren. Sie sinkt ein, füllt die oberen Lederschichten, hält aber das Bindemittel an der Oberfläche fest. Dadurch, daß die

Beize die Feuchtigkeit längere Zeit erhält, bleibt auch das Bindemittel länger frisch.

Haben wir nun in der Beize und in den Auswaschungen überhaupt Mittel, um das Austrocknen der Bindemittel zu verzögern, so haben wir in den Grundiermitteln Stoffe, welche einerseits die Klebekraft der Bindemittel verstärken, welche aber auch ihrerseits das Eindringen des Bindemittels verhüten. Als Grundiermittel können verschiedene Stoffe dienen, doch sind es immer vegetabilische oder mineralische Leime. Der älteste und einfachste Grund ist das Kleisterwasser; gewöhnlicher Kleister wird bis zur Dichtigkeit einer gewöhnlichen Mehlsuppe verdünnt. Es ist gleichgültig, ob Mehl- oder Stärkekleister zur Anwendung kommt. Mit Kleisterwasser wird stets die ganze Fläche überfahren. Ein nicht mehr ganz neuer Schwamm, — diese enthalten immer Sandkörnchen oder kalkige Muschelteile, — wird mit dem Kleisterwasser mäßig gefüllt, und die zu grundierende Fläche in großen Zügen damit überfahren, damit alle Stellen des Leders gleichmäßig die Flüssigkeit annehmen können. Nun wird nochmals mit ausgedrücktem Schwamme die Fläche gleichmäßig übergangen. Nach der älteren Arbeitsweise wurde der Kleister nach dem Aufstreichen mit dem Handballen eingerieben; das tut man heute nur noch bei kleineren Flächen, also bei Buchrücken oder kleineren Bänden. Besser ist ein rasches Abreiben mit einem sauberen und weichen Tuche; sehr geeignet ist auch eine Hasenpfote, aus der die Zehen herausgezwickt sind.

Bei dem Einreiben des Kleistergrundes darf man nicht zu lange verweilen, weil der trocknende Kleister sich zu kleinen Teilchen zusammenschiebt und eine ungleichmäßige Oberfläche gibt. Sobald die Grundierung gleichmäßig verteilt, ohne sichtbare Striche oder ungleiche Stellen erscheint, läßt man den Grund abtrocknen. Alle sichtbaren Kleisterteile müssen entfernt sein, das Ganze eine gleichmäßige Fläche darstellen. Sehr zweckmäßig und bequem, ja gleichmäßiger als mit Kleister grundiert man mit dem heute sehr verbreiteten Kaltleim, d. h. mit den kleisterartigen Klebstoffen, die heute im Handel sind. Sie hinterlassen nach dem Aufstreichen keine Streifen.



Schüler Max Brüsewitz, Stettin; Einband in hellrot Seehund.

Häufiger als Kleisterwasser wird Leimwasser gebraucht; Hausenblase, Pergamentleim und Gelatine werden dafür empfohlen, doch genügt ganz gewöhnlicher Leim überall da, wo man es mit dunkelfarbigen Stoffen zu tun hat. Selbstverständlich darf der Leim nicht geringster Sorte, auch nicht schmutzig oder schmierig sein. Hausenblase oder Pergament ergeben einen sehr guten fast farblosen Leim von großer Ergiebigkeit für alle hellen Stoffe. Man schneidet einige Gramm Hausenblase oder Pergamentabfälle in kleine Stücke, und weicht sie 24 Stunden lang in so viel Wasser, als notwendig ist, um die Schnitzel zu bedecken. Alsdann läßt man die stark aufgequollenen Leimteile im Heißwasserbade zergehen; kochen dürfen die Lösungen nicht. Vor dem Erkalten setze man ungefähr ein Sechstel Alkohol zu; man hat damit eine sehr haltbare Vorratslösung gewonnen, von der zu jedesmaligem Gebrauch etwas erwärmt und verdünnt wird.

Ganz in der gleichen Weise wird Gelatine behandelt; die Lösung ist nicht ganz so ergiebig. — Alle diese Leimlösungen müssen warm aufgetragen werden, doch nicht heiß.

Außer den Leimgrundierungen benutzen wir für gewisse Zwecke noch eine Schleimgrundierung, am besten aus Tragant bereitet. Tragantschleim ist für mattes Kalbleder ein vorzügliches Grundiermittel, es hat nur den Nachteil, daß es in der warmen Jahreszeit sehr bald übelriechend wird. Auch dieser Grund wird mit einem Schwamme auf der ganzen Fläche aufgetragen.

Weder der Leim- noch der Schleimgrund werden irgendwie eingerieben, sondern werden nach dem Auftragen zum Trocknen hingelegt.

(Fortsetzung folgt.)

## ZU UNSEREN ABBILDUNGEN.

Das vorliegende Heft enthält Abbildungen von Schülerarbeiten der Kunstklasse der Berliner Buchbinder-Fachschule. Die Arbeiten sind durchweg gute Leistungen und zeichnen sich durch die ruhige Wirkung des Ornaments sowie die geschmackvolle Behandlung der Schrift aus. Alles Nähere über ihre Ausführung enthalten die Unterschriften.

Die Arbeiten sind zum großen Teil in der Art der englischen Einbände ausgeführt. Wir können uns damit nicht ganz einverstanden erklären. Für die gute Technik soll das gute englische Vorbild gelten, für den Dekor möchte man lieber deutsche Gedanken sehen.



Schüler Walter Lemser, Berlin; Einband in kobaltblau Ecrasé, ovales Schriftband hellgrau.

## FACHSCHULWESEN.

Die **Handwerker- und Kunstgewerbeschule Elberfeld**, Fachabteilung mit Lehrwerkstätten für Buchausstattung und Buchbinderei, beginnt das Sommerhalbjahr am 1. April d. Js. Das Schulgeld beträgt pro Halbjahr 25,25 Mk., wofür Maschinen, Werkzeuge und Materialien kostenfrei gestellt werden. Anmeldungen sind baldmöglichst zu bewirken. Weitere Auskunft sowie Jahresbericht ist von der Direktion zu erhalten.

Ferner gibt die **Königl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig** bekannt, daß die Anmeldungen für das Schuljahr 1908/09 alsbald zu bewirken sind.

## LITERATUR.

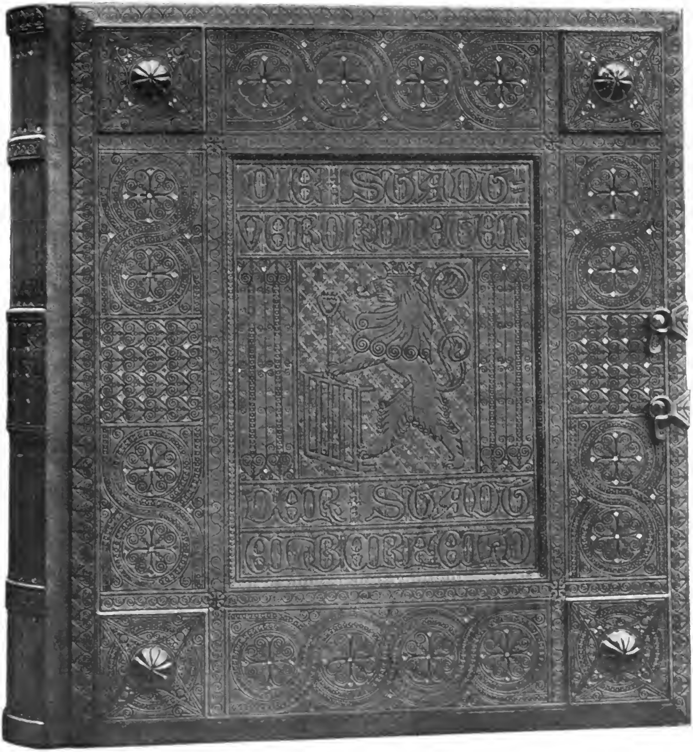
**Die Schriftlithographie**, eine theoretisch-praktische Anleitung zur Erlernung der Schrift. Mit Vorlageblättern sämtlicher in der lithographischen Technik zur Anwendung kommenden Schriftcharaktere, unter besonderer Berücksichtigung der modernen Kunstrichtung. Von **Friedrich Hesse**, Wien. Druck und Verlag von **Wilhelm Knapp**, Halle a. S. Preis pro Lieferung 1,50 Mk.

Das vorliegende Werk ist eine inhaltlich erschöpfende, brillant und vornehm ausgestattete Lieferungsausgabe der **Schriftlithographie**. 30 ganzseitige Tafeln und etwa 150 Textillustrationen sollen zur Erläuterung der auf reicher praktischer Erfahrung basierenden Ausführungen des bekannten Autors dienen, und tatsächlich versprechen die vorliegenden Lieferungen das Höchste. Der Zweck des Werkes soll es sein, den gegenwärtigen Stand der Schriftlithographie zu fixieren und dasjenige niederzulegen und in populärer, leichtfaßlicher Form zum allgemeinen Verständnis zu bringen, was uns die Vergangenheit und Gegenwart an Wissenswertem und Verwertbarem gebracht hat. Daß der Autor diese Aufgabe glänzend lösen wird, steht nach seinen bisherigen Publikationen außer allem Zweifel, und schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis läßt uns zu der Überzeugung kommen, daß hier zum ersten Male in der betreffenden Literatur ein abgeschlossenes Werk vorliegt, das in übersichtlicher Form Belehrung und Aufschluß gibt über die systematische Erlernung der Schreibschrift und die verschiedenen Zweige derselben, wie sie uns im Merkantilfache, in der Wertpapiertechnik, der Kartographie, im Plakat- und Etikettenfach und endlich in der modernen Kunstrichtung entgegentreten.

* * *

Der Kunstverlag von **Kupfer & Hermann** in Berlin versendet einen sehr gut ausgestatteten Katalog über die in eigenem Verlage erschienenen photographischen Erzeugnisse, doch auch die einiger anderer Firmen. Das Bändchen ist so gut angeordnet, übersichtlich und in den Angaben erschöpfend, daß es sowohl für den Händler wie für das kaufende Publikum ein notwendiger Führer ist, ohne den man sich nicht leicht in der Menge des Stoffes zurechtfinden wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Adam in Düsseldorf. — Verlag von Wilhelm Knapp in Halle a. S.
Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.



**Album in Schweinsleder mit Blind- und Golddruck**

von Franz Weiße, Lehrer an der Staatlichen Kunstgewerbeschule, Hamburg